

10 924

Aus den
deutschen Kolonien

Herr Helmut Schreck

~~Posen 10~~

~~Bartschstr. 11~~

~~3. Etage~~

H - Helmut Schreck.
Memellandstr. 47

Aus den deutschen Kolonien

Nach vorzüglichen Reisebeschreibungen
ausgewählt und bearbeitet von

Wilhelm Methner,

Geheimem Regierungsrat, ehemals Erstem Referenten
des Gouvernements von Deutsch-Ostafrika.



CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55

tel. 22 69-78-773



Wa5168639

Stuttgart 1927

Verlag von J. F. Steinkopf



Gedruckt in Stuttgart
bei J. F. Steinkopf



10924

111-69600

N-4932493/ITMK

Einleitung.

Es sind nicht hundert Jahre her, da wies die Erdkarte noch große weiße Flecke mit der Inschrift auf: Unbekanntes Gebiet. Von dem größten Teil des afrikanischen Kontinents war nicht viel mehr bekannt als ein schmaler Küstenstreifen. Nicht anders stand es mit Australien. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts fingen kühne Forschungsreisende an, in diese unbekanntes Länder vorzudringen. Ihre Reisen dienten indessen in erster Linie wissenschaftlichen Bestrebungen.

Erst nach 1870 begannen die europäischen Völker wieder, wie einst im 16. und 17. Jahrhundert, ein lebhaftes Interesse an den noch unverteilten Gebieten der Erdoberfläche zu bekommen. Der Grund lag in dem starken Bevölkerungswachstum und der zunehmenden Industrialisierung der meisten europäischen Staaten, später auch der Vereinigten Staaten von Amerika und Japans. Es fand in den nächsten Jahrzehnten ein wahres Wettlaufen um die Besetzung jener Landstriche statt, und bis zum Ende des 19. Jahrhunderts waren fast alle bis dahin herrenlosen Gebiete der Welt verteilt. In dieser Zeit ist auch das im Jahre 1871 gegründete Deutsche Reich in den Kreis der Kolonialmächte eingetreten. Freilich sehr spät; die reichsten überseeischen Länder, wie Indien, befanden sich schon in britischem, französischem und holländischem Besitz. Auch hatten wir vom ersten Tage unserer kolonialen Betätigung an mit dem ausgesprochenen Übelwillen Großbritanniens und bis zum gewissen Grade auch Frankreichs zu kämpfen, und nur der Staatskunst und Entschlossenheit des führenden deut-

schen Staatsmannes, des Fürsten Bismarck, war es zu danken, daß Deutschland alles in allem ein Ländergebiet von dem fünffachen Umfang des Reiches unter seine Obhut nehmen konnte. Ein geschlossenes „Kolonialreich“, wie es die anderen Mächte und selbst die Holländer besaßen, ist dabei nicht zustande gekommen. Weit auseinander lagen die Besitzungen: vier Schutzgebiete in Afrika, der Nordosten der Rieseninsel Neuguinea, ein auf ungeheure Entfernungen verstreutes Inselgewirr, sowie die fernab liegende Samoa-Gruppe in der Südsee und das Pachtgebiet von Kiautschou am Gelben Meer.

Immerhin bot sich dem deutschen Volke, das 1871 aus seinem Dornröschenschlaf erwacht war und nun im Gefühl junger Kraft mächtig die Arme reckte, ein weites Tätigkeitsfeld. Zunächst handelte es sich darum, die gewonnenen Gebiete gründlich zu erforschen und zu befrieden. Schon vor der Erwerbung eigenen deutschen Besitzes hatten neben den Engländern Burton und Speke, Livingstone, Johnston, Thomson und Stanley die Deutschen Kohlfs, Nachtigal, Schweinfurth und von der Decken in Afrika, Finsch in der Südsee sich einen Namen als mutige Entdecker gemacht — nun folgten ihnen eine lange Reihe kühner Männer, die als Expeditionsführer, Vermessungsoffiziere, Beamte oder wissenschaftliche Forscher den „weißen Flecken“ auf der Landkarte mutig zu Leibe gingen, so daß im Jahre 1914 alle Gebiete mit Ausnahme eines Teiles von Neuguinea wenigstens in großen Zügen als bekannt gelten konnten.

Hatte noch Bismarck in den ersten Jahren daran gedacht, die Regierung der Kolonien großen kaufmännischen Gesellschaften anzuvertrauen,

die nur unter dem Schutze und der Aufsicht des Reiches und des Kaisers stehen sollten, so hat sich diese Absicht nicht durchführen lassen. Solche Gesellschaften können eben die beiden grundverschiedenen Aufgaben, einerseits zu verdienen und, wenn möglich, reichliche Dividenden an ihre Aktionäre auszuzahlen, andererseits das Land zu erschließen und eine geordnete, das Wohl der Eingeborenen fördernde Verwaltung durchzuführen, auf die Dauer nicht erfüllen. So haben sie nacheinander sämtlich ihre Hoheitsrechte wieder an das Reich zurückgegeben.

Obschon wir uns anfangs zum Teil an englische Vorbilder anlehnten, sind wir in der Verwaltung doch bald eigene Wege gegangen. Die Zentralverwaltung in der Heimat wurde erst von einer Abteilung des Auswärtigen Amtes, seit 1907 von dem Reichskolonialamt ausgeübt. An der Spitze der Schutzgebiete standen Gouverneure mit einem sehr weitgehenden Verordnungsrecht, in den entwickelteren Kolonien beraten von Landesräten, die von den eingewanderten Deutschen gewählt waren. Nur kleine, aber gut ausgebildete Schutz- und Polizeitruppen, meist aus Farbigen unter deutscher Führung bestehend, gewährleisteten die Ruhe und Sicherheit im Lande und machten bald den hergebrachten blutigen Stammesfehden ein Ende.

Die Schutzgebiete zerfielen in Bezirke, an deren Spitze Bezirksamtänner standen, die neben der Verwaltung die Gerichtsbarkeit über die Eingeborenen in deren Sprache und unter Berücksichtigung ihrer Bräuche ausübten.

Die eigenen Einnahmen der Schutzgebiete stiegen von Jahr zu Jahr; im Jahre 1914 sollte das Reich nur noch 21 Millionen Mark aus seinen Mitteln

für die Unterhaltung der Schutztruppen aufwenden. In wenigen Jahren wäre auch dieser Reichszuschuß weggefallen. Durch Eisenbahnen, deren Baukosten durch eine vom Reich garantierte, aber von den Schutzgebieten verzinste Anleihe aufgebracht wurden, wurde das Innere erschlossen, das unwirtschaftliche und den Eingeborenen schädliche Trägerwesen allmählich beseitigt. Ein großer Stab von Ärzten war mit Erfolg bemüht, die verheerenden Volksseuchen: Pocken, Malaria, Wurmkrankheit, Ruhr, Schlafkrankheit und Malaria zu bekämpfen und zu verhüten. In Regierungsschulen wurde den Eingeborenen unter Schonung ihrer Eigenart die Kenntnis deutscher Sitte und deutschen Kulturgutes vermittelt. Frei durften Missionen beider Konfessionen an ihrem segensreichen Christianisierungswerk arbeiten.

Nachdem die Befriedung durchgeführt war, (nur der Herero-Aufstand in Südwest- und der Maji-Maji-Aufstand in Ostafrika erforderten ein größeres Aufgebot militärischer Machtmittel), hob sich zusehends die Zahl der einwandernden Weißen, besonders von Deutschen. Im Jahre 1913 zählte man etwa 27 000 Weiße, darunter 23 000 Deutsche. Das scheint nicht viel, wenn man daran denkt, daß im Jahre 1925 allein mehr als 62 000 Personen aus Deutschland ausgewandert sind; aber wenn man bedenkt, daß es sich bei den Kolonien um Neuland handelte, dessen Erschließung gerade erst begonnen hatte, so wird man zugeben müssen, daß die Besiedlung einen gesunden und vielversprechenden Anfang bedeutete.

Nicht anders stand es mit der Erzeugung von Rohstoffen in den Kolonien. 1913 bezog die deutsche Wirtschaft allein aus den Tropen für rund 3 Mil-

liarden Mark Rohstoffe. Bei einigen Artikeln, wie Sisalhanf und Mangrovenrinde, wurde bereits ein großer Teil der Einfuhr aus den Schutzgebieten gedeckt, aber auch bei einer Anzahl der wichtigsten Produkte, wie Ölfrüchten (Kopra, Palmöl, Palmkernen, Sesam und Erdnüssen), Kakao, Kaffee, Kautschuk, Baumwolle, Hölzern, Häuten und Kupfer hob sich die deutsche koloniale Erzeugung von Jahr zu Jahr in schnell steigender Kurve. Wir durften uns der berechtigten Hoffnung hingeben, daß wir bei den meisten der genannten Waren in wenigen Jahren soviel selbst erzeugen würden, um jedes der bestehenden oder zu befürchtenden Monopole durchbrechen oder mindestens abschwächen zu können.

Ebenso wuchs mit jedem Jahre die Bedeutung unserer Schutzgebiete als Absatzmarkt für die Industrie-Erzeugnisse des Heimatlandes. Im Jahre 1913 betrug der Gesamtwert der Einfuhr in die Kolonien ohne Tsingtau 160 Millionen Mark, von denen mindestens zwei Drittel in die Taschen der deutschen Unternehmer und Arbeiter flossen.

Und welch weites Feld boten die Schutzgebiete Praktikern und Gelehrten auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und Wollens zur Betätigung! Hier handelte es sich nicht bloß um blasse Theorie, sondern um die Möglichkeit, durch die Tat zu zeigen, daß der Deutsche nicht nur ein Träumer und Denker, sondern auch fähig sei, seine Gedanken in die Wirklichkeit umzusetzen! Hier war dem deutschen Volke endlich einmal die Gelegenheit geboten, sich die Weite des Blicks zu erwerben, um die wir unsere angelsächsischen Wetttern immer beneidet hatten.

Doch gerade die überraschende Schnelligkeit unseres

kolonialen Aufstieges weckte oder vermehrte die Eifersucht und die Besorgnis Englands. Und als, hervorgerufen durch Frankreichs zähen Revanchewillen, der Zweifrontenkrieg gegen Deutschland losbrach, da sah England die günstige Gelegenheit gekommen, um sich den lästigen und bedrohlichen Nebenbuhler gründlich vom Halse zu schaffen. Der Weltkrieg wurde allen europäischen Bedenken und den Bestimmungen der Kongoakte zum Trotz auf die Kolonien ausgedehnt und diese, wenn auch unter der Verhüllung durch das Mandatsystem, als Kriegsbeute dem Deutschen Reiche entrisen. Man erfand die Lüge von der Unfähigkeit und Unwürdigkeit Deutschlands, Kolonien zu verwalten und zu besitzen, um den Raub vor der öffentlichen Meinung zu rechtfertigen, obschon die Tatsache, daß unsere Eingeborenen ihren deutschen Herren in wunderbarer Weise die Treue gehalten hatten, allein genügte, um die Lüge von der kolonialen Schuld Deutschlands in nichts zerflattern zu lassen.

Nun sind uns die Länder unserer Sehnsucht und unserer Arbeit verschlossen, und die schlanken Palmen rauschen über den Gräbern mutiger Pioniere und tapferer Streiter. Uns aber ziemt es, ihrer nicht zu vergessen, sondern uns immer wieder ihres kühnen Wollens, ihrer Entbehrungen und Kämpfe und ihres opfervollen Sterbens zu erinnern, bis einst an den Gestaden dieser Sonnenländer wieder die deutsche Flagge gehißt wird!

Erster Abschnitt.

Deutsch-Ostafrika.

Während in allen anderen Schutzgebieten die Flagge dem Handel folgte, verdankte Deutschland die Erwerbung seines größten und aussichtsreichsten Schutzgebietes der Initiative eines Kolonialpolitikers. Dr. Carl Peters, ein niedersächsischer Pfarrerssohn, wollte nach Vollendung seiner Universitätsstudien in Philosophie und Geschichte die akademische Laufbahn einschlagen, als ihn der Wunsch seines Onkels Carl Engel, eines bedeutenden Musikgelehrten und sehr wohlhabenden Mannes, nach London und zugleich in die beste englische Gesellschaft führte. Hierbei lernte er die ausschlaggebende Bedeutung der britischen Kolonialpolitik für das ganze Leben des englischen Volkes kennen. Er widerstand der Versuchung, ein Engländer zu werden und kehrte im Oktober 1883 nach Deutschland zurück, mit der ausgesprochenen Absicht, aktuelle deutsche Kolonialpolitik zu treiben. Im Januar 1884 gründete er zusammen mit dem Grafen Behr-Bandelin die Gesellschaft für deutsche Kolonisation. Seine Bestrebungen fanden indessen weder bei der Regierung, noch in der deutschen Öffentlichkeit Gegenliebe (die Besitzergreifungen in Westafrika begegneten bereits starkem Widerstand), insolgedessen reiste er im September mit wenigen Begleitern heimlich nach Ostafrika, schloß im Innern — denn die Küste gehörte dem Sultan von Sansibar — Landverträge mit den Häuptlingen von Ukami und Ujagara ab und kehrte im Februar 1885

nach Deutschland zurück. Noch im selben Monat erhielt jetzt die neugegründete Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft einen Schutzbrief des Reiches für ihre Erwerbungen.

Der neuen Gesellschaft gehörten zunächst nur die im Innern erworbenen Landstriche, das Küstengebiet mit den dazu gehörigen Zöllen mußte sie von dem Sultan von Sansibar pachten. Der Umschwung der Verhältnisse, die Unterbindung des bisherigen schwunghaften Sklavenhandels, die Handhabung der Zollvorschriften und die geheime Wühlerei des Sultans riefen aber im Herbst 1888 einen Aufstand der Araber und der arabisirten Küstenbevölkerung hervor, dessen die Gesellschaft nicht Herr zu werden vermochte. Das Reich mußte eingreifen. Der Reichskanzler betraute mit der Niederwerfung des Aufstandes den als Afrikaforscher bereits berühmten Hauptmann Hermann Wissmann, der die ihm gestellte Aufgabe in hervorragender Weise löste. Währenddessen versuchte Peters durch eine überaus kühne Expedition von Witu aus die Länder um den Viktoria-See, besonders das reiche Uganda, und die am oberen Nil gelegene sogenannte Äquatorialprovinz unter deutsche Schutzherrschaft zu bringen. Deren Gouverneur, ein deutscher Arzt Eduard Schnitzer, von den Ägyptern Emin Pascha genannt, war durch den Mahdi-Aufstand seit längerer Zeit völlig abgeschnitten. Um ihn zu befreien, war auch eine englische Expedition unter Stanley unterwegs. Der letztere erreichte sein Ziel zuerst und führte den Pascha gegen seinen Willen mit zur Küste. In dem Sansibar-Vertrag vom 1. Juli 1890 gab Deutschland seine Ansprüche auf Witu und Uganda auf. Dafür erhielt es gegen eine Zahlung von 4 Millionen Mark an den Sultan von Sansibar den

bisher gepachteten Küstenstreifen als freies Eigentum und von England die Insel Helgoland. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft trat ihre Hoheitsrechte an das Reich ab.

In dem folgenden Jahrzehnt wurde die Befriedung des Schutzgebiets durch eine Reihe von Expeditionen gegen räuberische und unbotmäßige Stämme durchgeführt. Noch einmal, im Jahre 1905, versuchten diese, die deutsche Herrschaft abzuschütteln, seitdem wurde die Ruhe, auch zum besten der friedlichen ackerbautreibenden Stämme, nicht mehr gestört.

Zweimal so groß als das Deutsche Reich, zählte das Schutzgebiet 7—8 Millionen Einwohner. Allmählich wurden eine straffere Verwaltung und eine geordnete Rechtsprechung eingeführt. Es geschah dies unter Schonung der Sitten und Bräuche der Eingeborenen; in entlegeneren Gegenden, wie dem noch lange sagenumwobenen Ruanda, beließ man den Häuptlingen einen großen Teil ihrer überkommenen Rechte. Überall aber wurde deutsche Gerechtigkeit und Unparteilichkeit von den Farbigen als ein Fortschritt gegenüber der Willkürherrschaft der Sultane empfunden.

Wie in allen Schutzgebieten, wurde auch in Deutsch-Ostafrika der Hebung der Volksgesundheit besondere Sorgfalt gewidmet. Die weitverbreiteten Tropenkrankheiten aller Art wurden mit deutscher Gründlichkeit bekämpft, und es ist besonders unvergessen, was Robert Koch und seine Schüler in der Erforschung der Schlafkrankheit und des Rückfallfiebers geleistet haben.

Ein Aufblühen der Wirtschaft war freilich erst möglich, nachdem man sich entschloß, die Erschließung des Landes in großzügiger Weise in die Hand zu nehmen. Von dem nördlichsten Hafen Tanga aus wurde eine

Eisenbahn mit 352 Kilometer bis zum Kilimandscharo, dem gewaltigsten Bergriesen Afrikas, geführt. Die schmucke Hauptstadt Daressalam mit ihrem schönen Hafen wurde durch einen 1250 Kilometer langen Schienenweg, die Mittellandbahn, mit dem fernen Tanganyika-See verbunden.

Nun begann das Schutzgebiet sichtlich aufzublühen und schnell die portugiesischen und englischen Nachbarcolonien zu überflügeln. Im Jahre 1913 zählte man in der Kolonie 5336 Weiße, die sich gleichmäßig auf sämtliche Berufe verteilten. Hatte das Schutzgebiet in den ersten Jahrzehnten besonders Elfenbein, Wildkautschuk und Kopal (ein fossiles Harz) ausgeführt, so traten jetzt als Erzeugnisse der Eingeborenen-Wirtschaft Erdnüsse und Sesam, Kopro und Häute in den Vordergrund. Vor allem aber stieg die Ausfuhr infolge der Zunahme der Erzeugnisse der von Weißen geleiteten Plantagenwirtschaft. Hier standen mit je 7 Millionen Mark Ausfuhrwert der aus der Sisalagave gewonnene Hanf und der von den Anpflanzungen eines südamerikanischen Baumes herrührende Kautschuk an der Spitze. Ihnen folgten Baumwolle und Kaffee mit je 2 Millionen, und Hölzer und Gerbrinde. Die Durchforschung des Landes auf mineralische Schätze hatte gerade erst begonnen, indessen lieferte der erste primitive Bergbau schon je $\frac{1}{2}$ Million Mark an Glimmer und an Gold. Der Gesamthandel des Schutzgebietes war 1913 auf 90 Millionen Mark gestiegen, obschon die Wirkung von Erschließungsbahnen erfahrungsgemäß erst nach mehreren Jahren voll in Erscheinung tritt. Berücksichtigt man dazu noch, daß die mit Kokospalmen, Kaffee, Kautschuk und Kopal (Baumwollbaum) bepflanzte Fläche weit größer war

als das bereits ertragfähige Areal, so kann man behaupten, daß das ostafrikanische Schutzgebiet sich erst an der Schwelle einer aussichtsreichen Entwicklung befand, als der große Krieg einsetzte.

Der erste Wurf. *)

Am 16. September 1884 trat in Berlin der Ausschuß der von Dr. Carl Peters begründeten „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ zu einer Sitzung zusammen. Er beschloß auf Antrag von Peters, „an der Ostseite Afrikas, Sansibar gegenüber, in Usagara, eine Landwerbung vorzunehmen. Das Auswärtige Amt hatte den früheren Plänen von Peters durchaus ablehnend gegenübergestanden. So beschloß man diesmal, auf eigene Faust zu handeln. Gemeinsam mit Dr. Karl Zühlke und dem Grafen Joachim Pfeil reiste Peters, nachdem sein Vorhaben in der Presse demontiert worden war, heimlich nach Ostafrika ab. Von dem deutschen Konsul in Sansibar ausdrücklich gewarnt und nur von dem weitblickenden Chef des Hamburger Handelshauses Hansing u. Co. in Sansibar, Justus Strandes, unterstützt, setzte er am 10. November auf das Festland über und trat den Marsch in das Innere an.

Über diese Unternehmung, die zur Erwerbung von Deutschostafrika führte, hat Peters selbst berichtet:

Wir hatten die Absicht, am Sonntag, dem 9. November, mittags 12 Uhr, nach Sadani überzusetzen, wo der Hindu mit den Bagasi (wapagazi = Träger) un-

*) Nach Dr. Carl Peters, Die Gründung von Deutsch-Ostafrika. Berlin 1906, Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn.

ferer wartete. Eine Windstille zwang uns, den ganzen Sonntag nachmittag noch in Sansibar zu bleiben. Erst am Montag morgens bei sinkender Flut konnten wir hoffen, zu fahren. Ich befahl also unseren Dienern, Montag um 3 Uhr morgens sich einzufinden. Indes kamen einzelne derselben erst nach 6 Uhr, und den einen von ihnen mußte ich mit dem freundlichen Beistand des deutschen Kapitäns eines Sultansdampfers noch persönlich aufführen und heranholen.

So wurde es gegen 8 Uhr, bis wir an Bord unseres gebrechlichen Fahrzeuges gehen konnten. Es war ein herrlicher Morgen; über uns das kristallblaue Himmelszelt, unter uns das kristallblaue Meer! Eine leichte Brise schwellte unsere Segel; am Ufer standen mehrere deutsche Herren, mit ihren Taschentüchern uns nachwinkend, und dahin sank allmählich der weiße Häuserkranz von Sansibar! Mit eigentümlichen Empfindungen sahen wir ihn entschwinden. Unsere Landsleute da drüben, das wußten wir, gaben uns verloren, — und wir selbst? Durften wir hoffen, die europäische Welt, deren letzte Vertreter wir soeben verlassen hatten, je wiederzusehen? Konnten wir hoffen, das große Werk, zu dem wir zogen, auszuführen?

Langsam stiegen inzwischen die Umrisse des geheimnisvollen Erdteiles an der anderen Seite empor, auf welchem ernste Fragen ihre Beantwortung finden sollten.

Etwa um 4 Uhr nachmittags nach günstiger Fahrt kam Sadani in Sicht. Der Hafen von Sadani ist flach und für große Schiffe nicht zu gebrauchen. Da Ebbe war, lief selbst unsere kleine Dau mit einer Wucht auf, daß sie in allen ihren Fugen krachte und ich, offen gestanden, befürchtete, sie würde entzweibrechen, um



Aus Bengingers Lichtbildern für den Unterricht.

Masai krieger

so mehr, da wir schon unterwegs nur durch fortwährendes Wassers schöpfen uns hochgehalten hatten. Vom Ufer waren wir noch etwa 300 Schritte entfernt, mich hielt meine Ungeduld nicht länger, und ich bestieg den Rücken eines meiner Diener, um mich persönlich ans Land tragen zu lassen. Dies hatte das Unbequeme — da der Boden des Meeres ziemlich uneben war, wodurch mein Diener plötzlich unter mir verschwand —, daß ich völlig durchnäßt im schwarzen Erdteil ankam. Mein Diener fiel obendrein noch einmal auf dem schlüpfrigen Boden hin. Ich benutzte diese Gelegenheit, um „nach berühmten Mustern“ die Sache in ein gutes Omen umzudeuten. „J'y suis et j'y reste!“ rief ich aus in einer Situation, welche mir übrigens selbst ziemlich lächerlich erschien.

In Sadani wurden die mitgebrachten Vorräte in die üblichen Trägerbündel umgepackt und so die kleine Kolonne marschfähig gemacht. Man wird sich nicht leicht vorstellen, mit welcher Ungeduld ich dem Ende der Verpackung entgegen sah. Am Mittwoch nachmittag, als dieselbe beendet war, beschloß ich, sofort in das Innere abzumarschieren trotz der Warnung des Hindu, der mir riet, bis zum folgenden Tage zu warten, da gerade zu Anfang einer solchen Expedition die Gefahr des Davonlaufens der Leute am größten sei.

Vorher badete ich noch mit meinem Freund Zühlke in der See, kaufte alsdann für unsere Diener 200 Pfund Reis, einen Kochkessel und 6 Patronentaschen und ließ nachmittags 4 Uhr die ganze Mannschaft antreten. Ich hatte an diesem ersten Tage 36 Träger, mit Speeren bewaffnet, sechs persönliche Diener mit Borderladern und die drei europäischen Herren (es hatte sich noch ein Herr Otto angeschlossen) mit modernen doppelläufig-

gen Schrotflinten. Ich selbst führte eine Henry-Martini-Büchse mit 500 Patronen Munition. Außerdem hatten wir jeder einen Revolver, Jühlke und Pfeil recht gute Dolchmesser.

So marschierten wir von Sadani gegen 5 Uhr ab; voran ich mit meinen beiden persönlichen Dienern, dann Jühlke, die Träger, dann Graf Pfeil und Otto mit ihren Dienern und dem Koch. Unser sechster Diener, der Dolmetsch, hielt sich meist bei dem Kirongosi, dem Wegführer, seinem Freunde, auf.

Ich werde niemals die eigentümliche Schönheit dieses ersten Marschtages vergessen. Wir stiegen vom Meere aus langsam bis auf eine Höhe von 300 Fuß. Das Meer hinter uns begann sich allmählich in jene unsagbar reizvollen Farbentöne der Tropenwelt zu kleiden, und vor uns flammte der westliche Himmel nach und nach in der Glut der untergehenden Sonne. Am fernsten Horizont im Westen lagerte dunkles Gewölk, hinter welchem die Sonne etwa um 6 Uhr zu verschwinden begann. Fremdartige, bizarre und oft groteske Baumformen traten links und rechts aus dem tiefen Schatten hervor, und über alle empor ragte die stolze melancholische Palme. Dazu das Schnurren, Pfeifen, Zischen, kurz alle die unbezeichnenbaren Töne der Vogelwelt, die eigentümlichen Zurufe der Neger! Der Abend sank tiefer herab, und nun begann es in den Gebüsch zu funkeln und zu leuchten. Tausende und aber Tausende von glühenden Leuchtkäfern schwirrten und sausten an uns vorüber; ein seltsam beklemmendes Gefühl überkam mein Herz, ungewohnt all solcher Eindrücke.

Nach dreistündigem Marsch langten wir auf unserer ersten Station, einem wohlbefestigten Kraal, Muduni,

an. Hier wollten wir die erste Nacht rasten. Kaum waren Jühlke und ich eingezogen und kaum hatten wir unseren brennenden Durst durch einen Trunk warmen Wassers gestillt, als plötzlich neben dem Kraal eine mächtige Feuergarbe auflohte. Auf meine Erkundigungen hin wurde mir mitgeteilt, daß eine Hütte in Brand geraten sei; ich ließ nun auch unsererseits die Lagerfeuer anzünden, und nach und nach sammelten sich die ermüdeten Bagasi um dieselben. Graf Pfeil mit dem Koch traf nach etwa dreiviertel Stunden ein, und so konnten wir daran gehen, auch unser eigenes Abendessen kochen zu lassen.

Ich ließ eine Ziege schlachten, und um 10 Uhr abends konnten wir unseren sehr energischen Appetit stillen.

Am Freitag, den 14. November, brachen wir wieder von Muduni auf, um an diesem Tage einen respektablen Marsch vorzunehmen. Da unsere Tagesmärsche beim Hineinziehen im wesentlichen gleichartig verliefen, so gebe ich nur im allgemeinen eine kurze Skizze. In der ersten Zeit mit Sonnenaufgang, in der Folge mehr und mehr in der Nacht, standen wir auf und weckten durch energischen Zuruf unsere Schwarzen. Dann ward ein Schluck kalten Kaffees genommen, zu dem es, wenn das Glück gut war, ein Stückchen übriggebliebenen kalten Fleisches gab. Alsdann begab ich mich mit zwei bewaffneten Dienern auf den Weg in der einzuschlagenden Richtung an einen Punkt, wo sich die Träger, jeder mit seinem Bündel, einzufinden hatten. Dr. Jühlke folgte nach kurzer Zeit, und Graf Pfeil und Otto zogen ab, wenn der letzte Bagasi in Bewegung war. Inzwischen hatten wir den Marsch begonnen, und nun zogen wir zunächst 3—4 Stunden ohne Unterbrechung; alsdann wartete ich, bis Graf

Pfeil in Sicht kam, worauf der Marsch in gleicher Ordnung bis zum nächsten Halteplatz fortgesetzt ward. kamen wir an einen Fluß, so wateten oder schwammen wir hindurch, oft mit größter Schwierigkeit das Gepäck hinübertransportierend. In bezug auf den mitgeführten Kaffee bestand ein gewisser Ehrgeiz unter uns, möglichst wenig davon zu nehmen und möglichst viel den Gefährten zu überlassen. So kam es zuweilen vor, daß die ganze Flasche unberührt am Endziel des Marsches anlangte, wo ihr Inhalt dann freilich mit unheimlicher Geschwindigkeit, halb und halb geteilt, zu verschwinden pflegte.

Die Reise folgte zunächst dem Nordufer des Wami. Da ich nicht in Kollision mit den Rechtsansprüchen des Sultans von Sansibar geraten wollte, lag mir daran, zunächst vom Küstengürtel frei zu werden, in welchem er durch seine Walis wenigstens eine Art von Oberhoheit ausüben ließ. Ich wußte, daß mir eine Verletzung dieser Schattenautorität ohne weiteres die ganze internationale Politik auf den Hals hegen mußte. Indes hatten wir nicht lange zu warten, bis wir in ganz unabhängiges Negergebiet kamen. Bereits 2—3 Tagemärsche hinter Sadani hatte auch der Schein der Hoheit des Said Bargasch ein Ende, und nun begann ich, zunächst wenigstens formell, deutsche Rechtsansprüche zu schaffen. Man hat sich über die Form dieser Besitzergreifung hernach in Deutschland lustig gemacht. Daß solche Besitzergreifung von Landgebieten durch Vertrag im wesentlichen überall und stets eine Fiktion ist, wußte ich natürlich 1884 so gut, wie ich das heute weiß. Aber weiter konnte unsere Expedition ja naturgemäß da draußen überhaupt nichts erreichen; das Wesentliche mußte den folgenden Verhandlungen in Europa über-

lassen bleiben. Ich durfte meine Aufgabe für gelöst betrachten, wenn ich vorläufig ein einigermaßen umfassendes Gebiet in solcher Weise erworben hatte, daß die deutsche Regierung, wenn sie dies wollte, die geschaffene Rechtsgrundlage in Verhandlungen mit Großbritannien und mit anderen Mächten verwerten konnte. Dazu genügte „Vertrag“ und Flaggenhissung durch einen Deutschen.

Im ganzen schloß ich Verträge ab über ein Landgebiet, welches etwa Süddeutschland an Umfang gleichkam. In fünf Wochen — und alles kam gerade auf diese Schnelligkeit an —, hatten wir den Grund gelegt zu einem deutschen Kolonialreich in Ostafrika, einen Grund, der böswilligen Kritikern zwar Veranlassung zu Wizen und Schäkereien bot, der sich aber doch als fest genug erwiesen hat, um unser ostafrikanisches Schutzgebiet, und weit mehr, darauf zu bauen.

Als wir am 4. Dezember in Muinisagara lagen, waren wir aufs äußerste erschöpft, die Expedition war im wahren Sinne des Wortes abgehehzt. Den Vertrag mit Muinisagara, dem alten Sultan von Usagara, hatte ich von meiner Hängematte aus abgeschlossen. Am selben Tage entließ ich den größeren Teil unserer Leute. In Muinisagara sollte zunächst das Hauptquartier der Gesellschaft für deutsche Kolonisation bleiben. Graf Pfeil und Herr Otto sollten sich in dem gefunden Bergland von den Strapazen erholen und alsdann an den Bau eines ersten Hauses gehen.

Ich selbst mit meinem Freunde Jühlke hatte die unerquickliche Aussicht auf einen erneuten Parforcemarsch hinunter an die Küste: einen Marsch mit unzulänglichem Proviant, mit einer Wunde am Fuß und dem Fieber in den Adern. Ich nahm acht Träger und drei

persönliche Diener mit. Die beiden Tage in Muinisagara hatten weder Dr. Jühlke noch mir eine Erholung gebracht, trotzdem ich sehr respectable Dosen von Chinin verschluckte. Die Fußwunde führte das Fieber immer wieder zurück. Ängstliche und wilde Träume quälten mich in der Nacht vom 6. zum 7. Dezember, und halb betäubt ließ ich mich ankleiden, um die kleine Expedition, in einer Hängematte liegend, bis an die Küste zurückzuführen. Dr. Jühlke sollte mich begleiten, um von Sansibar aus eine große Proviantkolonne nach Muinisagara hinaufzubringen.

Am ersten Tage marschierten wir bis Mukondokwa zurück, wo wir einige Tage zuvor einen Vertrag abgeschlossen hatten. Welch ein Kontrast! Damals waren wir selbstbewußt und gebieterisch eingezogen; jetzt erschienen wir matt, krank und fast bemitleidenswert, wie ein geschlagenes Heer. Wir langten erst gegen 1½ Uhr an, stundenlang durch unerträgliche Sonnenglut belästigt; in der Hängematte, in der es kaum einen Schutz gegen sie gab; da wir unsere Helme nicht tragen konnten, wirkte dieselbe fast wahnsinnig machend. Dazu kam, daß man in den Hängematten sich nicht gegen die Dornen der Mimosen von beiden Seiten, gegen die Baumwurzeln von der Erde aus schützen konnte. Der Körper blutete aus vielen kleinen Wunden, und Tausende von blutgierigen Insekten aller Art, die wir nicht abwehren konnten, sorgten dafür, daß diese Wunden sobald nicht wieder zuheilten. In Mukondokwa gelang es Dr. Jühlke mit dem Dolmetsch, zwei Pfund Zucker von einem Araber zu erstehen. Es ist kaum möglich, zu beschreiben, mit welchem Jubel dieser Erwerb von mir begrüßt ward. Denn nunmehr konnten wir uns ja wieder an dem köstlichen, die Milch ersekenden Ra-

kao laben. Außerdem untersuchte Jühlke am Nachmittag meine Fußwunde vom letzten Dienstag, und nun erst ward dieselbe gereinigt und mit einem notdürftigen Verband versehen. Den Nachmittag saß mein Freund an meinem Lager und kühlte mir die glühende Stirn mit kalten Umschlägen. Er riet mir, in den schnellsten Märschen an die Küste zu eilen und Verträge Verträge sein zu lassen.

Es folgte eine kalte Nacht! Jühlke und ich schliefen auf der bloßen Erde, in eine Wolldecke eingehüllt, nachdem wir uns an ein wenig Kakao gelabt hatten. In dieser Nacht trat zum erstenmal bei mir jener fieberhafte, visionäre Zustand ein, der von nun an auf dem Marsch mich nicht mehr verließ. Mir war es, als ob die ganze Afrikaexpedition nur ein Traum sei, und ich pflegte mich zu wundern über die ungeheure Naturwahrheit der Umgebung.

Am Montag auf dem Marsch brach Jühlke zusammen, und nun war die Verlegenheit groß; denn ich mußte Träger beschaffen, um auch ihn tragen zu lassen. Es war merkwürdig, wie schnell meine eigene Tatkraft sich wieder belebte, als Jühlke unfähig wurde, zu handeln. Was ich am Tage vorher für ganz unmöglich gehalten haben würde, trat nun ein: den ganzen Nachmittag konnte ich mit einer Horde schwarzer Leute verhandeln, und am Dienstag morgen vermochten wir unsern Marsch in zwei Hängematten fortzusetzen. So ging es über Berg und Thal, durch Flüsse und Wälder rastlos fort. Oft marschierten wir von morgens 1 Uhr — bei vorausgetragenen Talglöchtern — bis mittags 1 Uhr und von nachmittags um 3 wieder bis des Abends um 8 Uhr. Zuweilen, wenn die Träger nicht aufstehen wollten so früh in der Nacht, mußte ich mich

mit gezogenem Revolver unter sie führen lassen und sie zum Aufbruch zwingen. Wie oft haben wir wohl beide hernach stundenlang zum funkelnden Sternenhimmel emporgeblickt, an dem im Meridian das schimmernde Sternbild des Orion, im Norden unmittelbar über dem Horizont der alte liebe Bär, im Süden aber das geheimnisvolle südliche Kreuz mit jenen eigentümlichen „Kohlenfäcken“ daneben standen, und versucht, im Anschauen des Unendlichen die Qualen der Gegenwart zu vergessen. Dann flammte der Himmel im Osten auf, und scharf, zunächst fast gespensterhaft, tauchten die Umrisse der Felsen und Berge mit ihrem Palmenschmuck hervor, bis plötzlich er selbst emporstieg, der Schmerzensbringer, der unheimliche, glühende Sonnenball.

Die Rettung unseres Lebens danken wir vornehmlich der Treue und Hingabe unseres Dolmetschers Ramasan und einem französischen Missionar bei Simbamweni, der uns durch Ramasan eine ganze Ladung Kohlrabi, Steckrüben, Wirsingkohl und Mohrrüben schickte. Davon haben wir vier Tage uns genährt und daraus die Widerstandskraft geschöpft, die drei letzten Tage der Rückreise völlig ohne Nahrung zubringen zu können...

In solchem Zustande trafen wir am 14. Dezember in Ukami, und zwar in dessen Hauptkraal Kangasi, ein. Hier haben wir noch einmal verhandelt, noch einmal darauf einen Vertrag zustande gebracht. Damit war die herrliche Gebirgslandschaft, welche bis etwa 5 Meilen an die Küste reicht, ebenfalls in deutschen Besitz gebracht. Aber die Anstrengung und die damit verbundene Aufregung hatten meinen Zustand aufs äußerste verschlimmert. Am Abend hatte ich 140 Pulschläge, und ich sah für die Nacht meinem Ende entgegen. Ich traf nun Anordnungen für diesen Fall. Ich verbot

Jühlke, der traurig und ängstlich meine Hand hielt, sich auch nur für das Eingraben meines Körpers in Rangasi aufzuhalten; er habe in beschleunigtem Tempo ohne Unterbrechung bis an die Küste zu eilen; sterbe auch er, so solle Ramasan die Verträge zu Hansing bringen.

Zwischen Leben und Sterben verrannen die folgenden fünf Tage. Die qualvollsten Stunden waren stets die von 8 Uhr abends bis 12 Uhr nachts. Dann traten regelmäßig jene Beängstigungen ein, wie sie bei beschleunigtem Pulsschlag im Fieber stattzufinden pflegen. Jühlke litt in diesen Tagen mindestens ebenso sehr, wenn nicht mehr als ich selbst.

Am Abend des 17. Dezember, nachdem wir in der Mittagssonne den Ringani überschritten hatten, tauchte plötzlich die See vor uns auf. Unsere Träger und Diener brachen in ein betäubendes Freudengeschrei aus. Vor uns stand ein Weißer, ein Weißer, welcher mich französisch anredete und nach kurzer Unterhaltung deutsch zu mir sprach. Es war ein Bruder des Klosters, welcher einen Spaziergang machte und uns freundlich im Namen seiner Bruderschaft einlud. Nun ging es in beschleunigtem Trabe bergab. Wir hatten noch etwa zwei Stunden zu marschieren, und so wurde es 7 Uhr abends, bevor wir in die breite Allee, welche zum Kloster führte, einlenkten. Nie werde ich die nun folgende Szene vergessen!

Aus dem Halbdunkel vor uns traten allmählich die mächtigen Umrisse der herrlichen Gebäude hervor. Vom Portal herunter winkte das christliche Kreuz! Und als wir einzogen in den Hof, da plötzlich flammten die hellerleuchteten gotischen Fenster uns entgegen, und daraus hervor brausten die ernstesten Töne der Orgel! Den Eindruck zu beschreiben ist nicht möglich, aber ich

schäme mich nicht, zu bekennen, daß ich in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrach, und die ganze Spannung der letzten Wochen sich in einem Tränenstrom Luft machte.

Die Gründung von Bukoba.*)

Nachdem wir uns vier Tage im Lande Ihangiro aufgehalten hatten, traten wir in das Gebiet des Häuptlings Kahigi ein. Hier ist das westliche Tal eine einzige fruchtbare Landschaft; ein riesiger Bananenwald stößt an den andern, und von einem Felsenhang stürzt ein etwa 100 Meter hoher Wasserfall herab. In dem Dorfe Kanssenene, das einem Unterhäuptling Kahigis gehört, wurden wir reichlich mit Nahrungsmitteln beschenkt, darunter mit einigen achtzig Hühnern und mehreren hundert Eiern. Noch einmal mußten wir die Plateauhöhe ersteigen, auf der wir kurze Zeit zwischen zahlreichen Bananenhainen dahinmarschierten, bis sich plötzlich am Plateaurande eine weite Bucht unsern Blicken darbot und von drunten aus der üppigen Vegetation die schwarz-weiß-rote Flagge des Paschas uns entgegenleuchtete. Von der bewaldeten Klippe, auf der wir standen, ließ ich den Trompeter einen kräftigen Gruß blasen, um meine Ankunft anzuzeigen. Dann brachte uns ein kurzer, steiler Abstieg in die Niederung, und wenige Augenblicke später konnte ich, den Leuten vorausweisend, dem Pascha die Hand drücken und ihm von dem glücklichen Ausgang meiner Expedition Meldung machen. (16. November 1890.)

In angeregtem Geplauder verliefen die Stunden un-

*) Nach Dr. Franz Stuhlmann, Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Berlin 1894, Dietrich Reimer.

vermerkt, und erst am Nachmittage führte der Pascha mich im Lager umher. Hier hatte er in den wenigen Tagen seiner Anwesenheit mit dem ihm eigenen Geschick schon Erstaunliches geleistet. Da waren fünf große Giebelhütten aus Stroh errichtet worden, die den Europäern als Wohnung dienen sollten, dahinter ein riesenhaftes Magazin für die Waren der Expedition, etwas weiter entfernt lagen die Hütten der Soldaten und Träger, zu denen sich jetzt die von mir mitgebrachten Leute gesellten.

Wir gingen nun gemeinsam daran, einen geeigneten Bauplatz für die zukünftige Station *B u k o b a* auszusuchen. Das etwas zurücktretende Plateau läßt ein weites, ungefähr dreieckiges Vorland am See frei, der hier eine leichte, von einer hohen, bewaldeten Insel und mehreren Felsriffen gedeckte Bucht bildet. Drei kleine Bäche, von denen der südlichste der größte ist, durchziehen die Landschaft. Nach längerem Überlegen entschlossen wir uns dazu, die Station am linken Ufer dieses letzteren Baches auf einer sehr hohen Sanddüne zu erbauen.

Um die Verbindung mit dem am rechten Ufer gelegenen Lager der Expedition herzustellen, war es zunächst nötig, den Bach zu überbrücken, was ziemlich viel Arbeit machte. Dann steckten wir den Platz für die Station und die Lage der einzelnen Gebäude ab. Da inzwischen der Regen immer häufiger wurde, gingen wir zunächst an die Erbauung eines Magazins, um wenigstens die Tauschwaren der Expedition zu sichern, zu dem der Grund etwa einen halben Meter tief ausgehoben wurde. Um den Bau möglichst massiv zu machen, beschloß der Pascha, ihn aus Felsen zu errichten, die unsere Leute ohne Werkzeuge brechen mußten, derart,

daß sie mit einem Stein den anderen entzweischlugen. Die Herstellung von Ziegeln gelang erst später, nachdem passender Ton entdeckt war. Unter der verheerenden Wirkung des Regens stürzte das Magazin während des Baues mehrfach ein, so daß der Pascha später ein großes Grasdach zum Schutz darüber aufführen ließ.

An zweiter Stelle wurden zwei Gebäude von je drei Zimmern aus Lehmeworfenem Flechtwerk und flachem, gestampftem Tondach hergestellt. Endlich wurde auch noch in den letzten Tagen unserer Anwesenheit mit der Errichtung von Längstemben (ganz niedrigen Hütten mit flachem Dach) begonnen, die jedoch erst durch Leutnant *L a n g h e l d s* Leute fertiggestellt wurden.

Während der ganzen Zeit war der Pascha bemüht, ein gutes Verhältnis zu den umliegenden Eingeborenen herzustellen, wobei sich sein großes Geschick in deren Behandlung aufs neue bewährte. Zunächst mußte er sich natürlich mit dem Ortshauptling selbst möglichst gut zu stellen suchen, was ihm durch dessen Entgegenkommen sehr erleichtert wurde. Mukotani, so hieß er, besuchte uns häufig im Lager: ein langgebauter Mhumamann, stets mit einem buttergetränkten Baumwoll- oder Rindenstoffmantel bekleidet, so daß er regelmäßig einen großen Fettsleck auf dem Stuhle hinterließ, auf dem er gefessen. Er schickte uns Leute zur Arbeit und ließ auf Verlangen große Mengen von Nahrungsmitteln heranschaffen. Für unsere zahlreiche Expedition reichten diese jedoch nicht aus, und der Tauschhandel gestaltete sich zunächst etwas schwierig, weil den Eingeborenen der Begriff für den Wert ziemlich fehlte und sie sehr hohe Preise verlangten. Bald wurde dies jedoch geregelt, indem der Landeshauptling bestimmte Preise für die Nahrungsmittel festsetzte. Mit den beiden

Großhäuptlingen Kahigi und Nyeruwamba blieben die freundlichen Beziehungen ungetrübt; häufig sandten sie geschenktweise große Mengen von Lebensmitteln in Kanus, und Kahigi *) stationierte sogar mehrere seiner Leute in unserem Lager, damit diese unsere Sprache (Kisuaheli) lernen könnten.

Ein einziges Mal während der Anwesenheit unserer Expedition wagten die Waganda mit einem Streifzug zu Lande, Erpressungen in unserem Gebiet zu versuchen, wurden jedoch von dem Pascha auf das energischste zurückgewiesen. Sie erschienen mit einer großen Streitmacht bei der Station, hielten sich aber in achtungsvoller Entfernung, da sie offenbar größere Streitkräfte als unsere zwanzig Soldaten im Lager vermuteten. Auf den Befehl des Paschas verließen sie das Land wieder, bekamen aber dennoch von dem nördlich von Bukoba im deutschen Gebiet wohnenden Häuptling Mutatembwa einen Tribut ausgeliefert. Erst allmählich machten sich die Eingeborenen mit dem Gedanken vertraut, daß die Erpressungen, an die sie lange gewöhnt waren, nun ein Ende haben sollten, und daß ihnen durch die Errichtung der deutschen Station ein bleibender Schutz dagegen erwachsen sei.

Häufig wurde der Pascha hier in Bukoba von Fremden besucht. So passierte mehrfach der französische Bischof Msgr. Hirth, der einmal eine ganze Reihe Missionare mit sich führte. Dieser sprach damals seine Befürchtung aus, daß infolge der neuen Grenzregulierung Uganda mit der Zeit gänzlich den protestantischen Missionen zufallen und auch der wankelmütige „König“

*) Kahigi hielt auch im Weltkriege treu zur deutschen Herrschaft; als die Engländer in sein Land rückten, nahm er Gift.

Mwanga seiner Kirche nicht treu bleiben werde. Immerhin hoffe er, daß ihm auch unter den erschwerten Umständen (Ugandas Übergang in englischen Schutz) etwa 1000 seiner getreuen Anhänger verbleiben würden, während voraussichtlich 18 000, bei denen der Unterricht der Missionare noch wenig Wurzel gefaßt habe, von ihm abfallen dürften. Auch der zu einer Inspektionsreise nach Uganda gehende englische Bischof Alfred Tucker verweilte zweimal kurze Zeit auf der Station.

Im Lager herrschte während der ganzen Zeit die regste Tätigkeit. Früh morgens, bald nach dem Wecken, versammelten sich auf ein Signal sämtliche Leute der Expedition, um für die vorliegenden Arbeiten abgeteilt zu werden. Da mußten einige Holz schlagen, andere Ziegel formen, noch andere Felsen losbrechen oder Lehm zum Mauern vorbereiten. Andere waren mit Wegebauten oder Gartenarbeiten beschäftigt; von allen Seiten klang das Singen der arbeitenden Leute.

Besondere Mühe und Sorgfalt verwandte der Pascha auf die Pflege des Gartens. Dicht vor unseren Strohhäusern wurde ein großes Stück Land von einem Kommando Soldaten umgehackt und lange Beete angelegt, in die wir die mitgebrachten Samen ausäten sowie Zwiebeln und Kartoffeln pflanzten. Ebenso ließ sich der Pascha von den hiesigen Eingeborenen eine große Anzahl von jungen Kaffeebäumchen bringen, die er in die Erde setzte und je mit einem kleinen Rohrzaun umgeben ließ.

Daß daneben alle freien Stunden mit wissenschaftlichen Arbeiten ausgefüllt und auch die Sammlungen nicht vernachlässigt wurden, braucht wohl kaum besonders erwähnt zu werden. Den größten Zuwachs erhielt des Paschas Vogelsammlung, der hier für zahlreiche,

dem westafrikanischen Waldgebiet angehörige Arten die östliche Verbreitungsstelle nachweisen konnte. Im Laufe der Zeit ließen auch die Eingeborenen sich dazu herbei, Tiere verschiedenster Art heranzubringen, um dafür eine Belohnung zu empfangen. Aus dem Urwald bekamen wir eine neue interessante Art von Baumschliefer, dessen glockenartiges, mit Schnurren unterbrochenes Geschrei jeden Abend aus dem Walde herübertönte, wenn wir bei unserer Mahlzeit plaudernd zusammensaßen. Sehr häufig brachte man uns auch große Hamsterratten sowie Wurfmäuse, die in der Lebensweise unseren Maulwürfen ziemlich ähnlich sind. Unser Lager glich schließlich einem kleinen zoologischen Garten, in dem Nashornvögel, Pfauenkräniche, Affen, Baumschliefer und anderes Getier ihr Wesen trieben.

Unsere Soldaten hatten sich recht wohnlich eingerichtet und meistens große Hütten erbaut, in denen sie mit ihren Familien ganz wie zu Hause lebten. Diese Hütten waren unvorsichtigerweise sehr dicht aneinander gebaut, so daß ein Feuer, das eines Abends durch die Achtlosigkeit einer Frau entstand, mit rasender Schnelligkeit um sich griff. Nur durch schleunigstes Abreißen der noch nicht brennenden Hütten konnte es eingedämmt und unser Magazin gerettet werden. Infolgedessen wurde das Lager der Träger weiter nach dem Strande zu verlegt, und nur die Soldaten durften sich ihre Hütten in der Nähe des Magazins, jedoch in angemessenem Abstand, errichten.

Nachdem wir morgens gemeinschaftlich die Leute zur Arbeit kommandiert und jeder die ihm obliegenden Geschäfte erledigt hatte, gingen der Pascha und ich umher, um die Arbeiten zu beaufsichtigen, Anordnungen zu treffen oder in Wald und Feld die Pflanzen- und

Tierwelt zu beobachten. Um Mittag ertönte, von dem freudigen Rufen der Träger begrüßt, das „Dastur“-Signal zur Einstellung der Arbeit, auf das hin auch wir uns im Hause des Paschas zur Mahlzeit vereinigten. Nachmittags ritten wir häufig, wenn nicht andere Geschäfte vorlagen, in der Umgegend spazieren oder der Pascha ließ sich von den Eingeborenen Bericht erstatten. Das Aufstellen der Posten nahm nur wenig Zeit in Anspruch, da wir bei unserer schwachen Garnison nur vor dem Magazin und der Pulverkammer je eine Wache aufstellen konnten. Der Abend verging nur zu rasch in anregenden Gesprächen. Bei den Mahlzeiten spielten Ziegenfleisch und Bananen in verschiedenster Form die Hauptrolle; Bohnen, Süßkartoffeln, die unseren Schwarzwurzeln ähnelnden „nyumbu“ und anderes mußten Abwechslung schaffen. Um diese Zeit war auch noch reichliche und wohlgeschmeckende Butter zu haben, so daß die Zubereitung der Speisen nichts zu wünschen übrig ließ.

Am 26. Januar 1891 trafen Leutnant Langheld und Mr. Stokes in Bukoba ein, so daß der Pascha jetzt reichlich Gelegenheit fand, sich mit beiden über alle Fragen auseinanderzusetzen. Mr. Stokes stimmte vollständig mit der Wahl des Westufers für eine Station überein und erklärte sich selbst bereit, später die Ostküste des Nyanja zu befahren und dort Verträge mit den Häuptlingen abzuschließen. Er hat dies jedoch nie getan.

Mit den vereinigten Expeditionen und im Beisein von Mr. Stokes konnten wir am folgenden Tage Kaisers Geburtstag würdig feiern. Morgens früh hielt vor den im Biered aufgestellten Leuten der Pascha eine arabische Rede, die ich auf Kisuaheli wiederholte. Ein

fröhles Festessen vereinigte uns Europäer, während unsere Leute im Verein mit den Eingeborenen sich an dem reichlich bestellten Bananenbier gütlich taten und durch Tänze vergnügten. Wir hatten unsere Stühle ins Freie auf den Platz bei der Fahnenstange bringen lassen und sahen bis in die Nacht hinein dem Tanz von mehreren hundert Leuten zu. Wohl nie ist ein fröhlicheres Fest so weit im Innern Afrikas gefeiert worden.

Am 1. Februar übertrug der Pascha den Befehl über die Station Bukoba an Herrn Leutnant Langheld, der hier bleiben sollte, während er selbst mit mir westwärts nach Karagwe und Mpororo zu ziehen beabsichtigte. Das gute Verhältnis zu Mukotani wurde durch eine Blutsbrüderschaft, der sich Feldwebel Hoffmann unterzog, besiegelt.

Die letzten Tage unseres Aufenthaltes vergingen mit den Reisevorbereitungen. Am 12. Februar 1891 setzten wir uns unter dem Salut der zurückbleibenden Garnison und von Langhelds Wünschen begleitet, nach dem fernen Westen in Bewegung.*)

Der erste Versuch einer Kilimandscharo-Besteigung. **)

Wer nur die Gebirge Europas kennt, hat keine Vorstellung von der Großartigkeit einer Bergmasse, welche übergangslos, ohne Vorländer, aus der Ebene auf-

*) Emin Pascha sandte vom Albert-Edward-See Dr. Stuhlmann zurück und marschierte ins Kongogebiet, wo er im selben Jahre ermordet wurde.

**) Nach Baron Claus v. d. Decken, Reisen in Ostafrika. Leipzig und Heidelberg 1871, C. F. Winter.

steigt. Bei uns sind die Gipfel der höchsten Berge entweder nur aus sehr beträchtlicher Ferne sichtbar und dann wegen der Kleinheit des Höhenwinkels wenig auffallend, oder von nahegelegenen, aber hohen Punkten aus: in diesem Falle schrumpfen sie zusammen durch die Erhabenheit des Standpunkts und durch die Nähe vieler Gipfel von nahezu gleicher Größe; nirgends aber bietet sich das Schauspiel eines vom Fuße bis zum Gipfel sichtbaren, alleinstehenden Riesenberges, wie man es auf See beim Vorüberfahren an hohen vulkanischen Inseln genießt, oder besser noch in der Ebene vor dem König der Berge, dem Kilimandscharo.

Aus einer zehn deutsche Meilen (75 Kilometer) breiten Grundfläche erhebt sich der „Berg der Größe“ 5300 Meter hoch über die Ebene oder 6000 Meter *) über die Meeresfläche. Zwei Gipfel krönen ihn: im Westen ein prachtvoller, mit blendendweißer Schneekappe bedeckter Dom, im Osten eine 600 Meter niedrigere, schroffe Masse jäh abfallender Riesenpfeiler und Säulen, beide durch einen langgeschweiften Sattel verbunden — das Zackigraue neben dem Sanftschönen. Nicht jederzeit gibt der Kilimandscharo seine Schöne dem Auge des Bewunderers preis, für gewöhnlich hüllt er sich schon einige Stunden nach Aufgang der Sonne in ein Nebelgewand, und oft legt er tagelang den undurchdringlichen Schleier nicht ab. Daß es oben wirklich schneit, sieht man am besten nach starkem Gewitterregen in der Tiefe: kurz nach der Enthüllung reicht dann der Schnee am Fuße des Ostpiks bis weit unter die Sattelhöhe herab, wird aber in wenigen Stunden von der Sonne wieder hinweggeleckt.

*) Spätere Messung.

Verlassen wir nun die Ebene und steigen wir empor nach dem Berge mit seinen Wäldern, mit seinen schon von fernher kenntlichen Bananenpflanzungen der Höhe! Der Weg führt am Rande von Schluchten hin, in deren Tiefe wilde Bergwasser rauschen. Hier, wo das Lebenselement, das Wasser, in reichster Fülle geboten ist, entwickelt sich die Pflanzenwelt zu üppigster Pracht. Zwischen ungeheuren Laubbäumen des Urwaldes und zwischen schlanken, zierlichen Palmen grünt ein Rasen, in welchem die herrlichsten Blumen ihre Blüte entfalten, umgaukelt von buntpfarbigen Faltern. In einer Höhe von 3—4000 Fuß, bis zu welcher die Räuber der Ebene, die Masai, sich nicht versteigen, beginnen die Pflanzungen der W a d s c h a g g a, reichlich bewässerte Felder mit einer knollentragenden Arum-Art, Beete mit rankenden, an Stangen befestigten Bohnen, Wiesenflächen mit zarten Gräsern und schattige Wäldchen der wunderbar schönen, unschätzbaren Bananenstaude.

Allerorts in den Tropenländern und schon in Südeuropa gibt es B a n a n e n, aber nirgends habe ich welche von so mächtigem Wuchse und so vorzüglicher Güte gesehen wie im Dschaggalande. Kaum eine andere Nutzpflanze verlangt weniger Arbeit, und keine überschüttet den Menschen reichlicher mit Segen als die Banane. Alles an ihr ist nutzbar. Frisch dienen die Blätter als Viehfutter, trocken zum Dachdecken und zur Feuerung, die Frucht dient von einigen Arten als Obst, von den meisten aber wird sie zu Mehl verarbeitet.

Wie die einzelnen Völkerschaften der Wadschagga voneinander getrennt wohnen, so ist auch jedes Besitztum von dem anderen abgeschlossen, inmitten der sorgsam umhегten Fruchtwäldchen stehen die wiederum von

hohen Zäunen umgebenen Gehöfte der Eingeborenen. Ein Durchgang von halber Mannshöhe führt in den länglich runden Hof, in dessen Mitte sich das große, runde, mit einem bis auf den Boden reichenden Regeldache bedeckte Haupthaus befindet.

Die Wasserleitungen sind vortrefflich gehaltene, mit Kühnheit über Schluchten hinweggeführte und an Bergwänden hingezogene Kanäle, welche oberhalb der menschlichen Wohnungen beginnen, so daß jeder das notwendige Element unmittelbar vor der Türe hat. Die Schanzgräben, künstliche 3—4 Meter breite und ebenso tiefe Schluchten, umziehen jeden „Staat“ in mehrfacher Reihe; sie erschweren das Eindringen eines angreifenden Feindes und machen das Fortbringen von erbeutetem Vieh fast unmöglich.

Für eine europäische Ansiedelung würde kein Tropenland größere Vorteile bieten als eben das Dschaggaland; hier findet der Europäer, komme er als Glaubensbote, Ackerbauer oder Handelsmann, ein herrliches, gesundes Klima in allen Abstufungen von der Bananenregion bis zu den Gebieten, wo Weizen und nordische Pflanzen gedeihen, er findet eine kräftige, unverdorrene Bevölkerung, welche nicht nur ihr Land zu bebauen und zu beschützen weiß, sondern auch manche das Leben verschönernde Künste versteht.



Im August 1861 gelang es dem Baron Claus von der Decken, von Mombassa aus das Dschagga-Land zu erreichen und damit die von den deutschen Missionaren Krapf und Rebmann gemachte, von englischen Geographen bezweifelte Entdeckung gewaltiger Schneeberge im tropischen Afrika einwandfrei zu bestätigen.

Ein erster Versuch, den Berg zu besteigen, mißlang völlig infolge des bösen Willens des Häuptlings von Kilema. Etwas weiter führte ihn ein zweiter Versuch im Jahre 1862.

Der Versuch, den Schneeberg zu bezwingen, wurde diesmal von der Landschaft Moschi aus unternommen. Deckens Begleiter, K e r s t e n, hat diese Unternehmung beschrieben:

Zu guter Stunde am 23. November besuchte uns der Sultan Kimandara, ein hübscher junger Mann von zwanzig und einigen Jahren. Er überbrachte eine schöne, weiße Kuh und erging sich dann mit seinem Gefolge in geschwätzigter Bewunderung unserer Schätze. Lange Zeit verstrich, ehe die Besucher zu wichtigeren Besprechungen bewogen werden konnten. Sie wußten, daß wir den Kilimandscharo zu besteigen wünschten, sprachen von der Gefahr, der sie sich aussetzten, wenn sie die Erlaubnis gäben, welche andere, mächtigere M a n g i s (Häuptlinge) verweigert hätten, und benutzten diesen Umstand geschickt zur Begründung ansehnlicher Forderungen: „der Mjungu (Europäer) könne tüchtig bezahlen,“ meinten sie, „da er ja doch den Berg nur besteigen wolle, um Schätze zu suchen“. An diesem Tage kam man indessen mit den Verhandlungen ebensowenig vorwärts wie in den darauffolgenden, obschon inzwischen mit Kimandara Blutsbrüderschaft geschlossen worden war.

Endlich am 27. November fiel die Entscheidung. Wie es scheint, hatte Kimandara die Befürchtung, daß der Mangi einer benachbarten Landschaft sich gefälliger erweisen und die versprochenen Geschenke einheimfen werde. Nunmehr bat er uns, schon heute abend aufzubrechen und außerhalb des Schanzgrabens zu schla-

fen, damit das Unternehmen nicht durch neue Überlegungen seiner Mutter und seiner Krieger hintertrieben würde.

In größter Eile ward alles zur Reise vorbereitet; Instrumente wurden eingepackt, Lebensmittel hergerichtet und Anordnungen für die auf fünf Tage berechnete Dauer unserer Abwesenheit getroffen. Kurz nach Sonnenuntergang kamen wir fort; alle Suaheli gaben uns das Geleite.

Der Mond erhellte unseren Weg. Wir stiegen längs der Talschlucht empor bis zu einem kleinen freien Platz und schritten dann in nördlicher Richtung weiter. Voran leuchteten uns die Führer, seltsam in das ihnen zum Schutze gegen die Kälte gegebene Baumwollzeug gewickelt. An dem tiefen, steilwandigen, das ganze Land umziehenden Wallgraben angelangt, zauderten sie lange, ehe sie uns den geheimen Weg zeigten, welcher hinüber in das freie obere Land führt. Noch öfters verursachten sie Aufenthalt; bald wollten sie lagern, kurz, sie schienen sich nicht recht in die ihnen zugeteilte Rolle finden zu können. Ohne viel Rücksicht auf ihr Gebaren zu nehmen, wanderten wir bis nach 9 Uhr fort und hielten dann auf einer offenen, mit dünnem Grase bedeckten Ebene. Nachdem wir Tee mit einem Imbiß eingenommen hatten, breiteten wir unsere Gummidecken über den vom Tau beneigten Boden, legten unsere Gewehre und Instrumente darauf und streckten, durch weitere Decken selbst gegen Kälte und Nässe geschützt, unsere Glieder zur Ruhe aus.

Sobald die Helligkeit des anderen Morgens uns weckte, erhoben wir uns. Es war merklich kühl, wie nach der Höhe des Platzes (1800 Meter) nicht anders zu erwarten. Zitternd vor Frost setzten wir nach einem

dürftigen Frühstück die Reise fort. Bald erhob sich die Sonne, unsere vom abgestreiften Tau durchnässten Kleider trocknend und die durchfrorenen Glieder wärmend.

Zunächst kamen wir durch ein Wäldchen von nicht sehr hohen Bäumen, untermischt mit Unterholz und buschartigen, steifblättrigen Farnen, dann durch Wald von immergrünen, mit ellenlangen Bartflechten behangenen Bäumen, endlich auf eine allerliebste Grasfläche, die, da sie mit zahlreichen violetten Glockenblumen und mit knabenkrautartigen Orchideen bestanden war, uns lebhaft an die sommerlichen Wiesen der Heimat erinnerte. In der Nähe eines Felsens, an dessen Fuß ein klares Wasser rann, rasteten wir gegen Mittag, um unsere Mahlzeit bereiten zu lassen.

Obwohl die Steigung bis hierher eine ganz allmähliche gewesen war, fühlten wir uns doch ziemlich ermüdet, namentlich, weil wir im Walde häufig über umgestürzte Bäume hatten klettern müssen. Es dauerte über zwei Stunden, bis unsere Bohnen gar wurden; die Zwischenzeit verbrachten wir mit Ausruhen und Umherstreifen auf der so mancherlei Neues bietenden Hochwiese. Von den hier wachsenden Pflanzen fielen mir außer den eben erwähnten namentlich eine Art Riedgräsern auf, die dem Papyrus ähneln, aber niedriger sind, und mehrere mannshohe, krautartige Stauden, welche durch ihre sonderbare Gestalt und Gruppierung die Vorstellung erweckten, als wären es Kobolde, die einen wunderbaren Reigen tanzten.

Auf dem Weiterweg gewahrten wir seitwärts vor uns einen stark rauchenden Grasbrand und, als wir näher kamen, einen Mann mit Weib und Kind. Bei unserem Anblick ergriffen sie schleunigst die Flucht,

ohne auf unsere freundschaftlichen Winke und Zurufe zu achten. Unserem Vermuten nach gehörten sie dem verachteten Stamme der Wanderobbo an; wahrscheinlich hatten sie das Gras selbst entzündet, um das Wachsen besseren Futters zu veranlassen und damit Wild und Bienen anzulocken.

Gegen 5 Uhr machten wir halt in der Nähe einer mit Regenwasser gefüllten Bodenvertiefung. Um der Kälte der Nacht besser begegnen zu können, schlugen wir ein kleines, für zwei Mann ausreichendes Zelt auf, das kaum 20 Pfund wog und sich leicht verpacken ließ. Die Leute suchten Holz für die Nacht zusammen, krumme, knieförmige, dürre Wurzeln und Äste eines niedrigen Strauches. Ich begab mich einige hundert Schritt weit seitwärts, stellte mein Meßgerät auf und nahm zahlreiche Winkel nach beiden Kilimandscharogipfeln und nach der Sonne. Schon während der Arbeit fühlte ich, wie mir die Kälte unter die Nägel kroch und Finger und Behen vor Frost erstarrten; als ich bei Dunkelwerden meine Sachen zusammenpackte, war ich völlig durchgefroren; erst als ich den Tee eingenommen hatte und mich, in dickes Winterzeug gekleidet, unter meine wollenen Decken verkrochen hatte, fühlte ich mich wieder behaglich.

Am nächsten Morgen, Sonnabend den 29. November, brachen wir zeitig auf und gingen drei Stunden lang ohne Unterbrechung weiter. Wir kamen nur langsam vorwärts, weil wir uns von der anstrengenden Bewegung in der verdünnten Luft angegriffen fühlten. Um unsere Gesellschaft beweglicher zu machen, ließen wir den Troß der Träger, sowie unsere ohnehin überflüssig gewordenen Führer zurück und wanderten, einzig begleitet von dem jungen Anamuri und drei mit

Theodolith, Barometer und Gewehren belasteten Leuten, dem Westgipfel des Kilimandscharo zu. Das Steigen wurde immer beschwerlicher, immer häufiger mußte gehalten werden. Sämtliche Träger klagten über Schwäche und Kopfschmerz; auch ich fühlte mich unbehaglich, und sogar der allen Strapazen gewachsene Baron ging nicht frei aus. Wir ließen nicht nach. Aber eine Bodenwelle nach der anderen erklimmen wir, und noch sahen wir den Fuß des Domes nicht vor uns, vielmehr taten sich, sobald wir den nächsten Kamm erreicht, immer wieder neue Täler und Rücken auf. Nun verhüllte auch noch ein immer dichter werdender Nebel die Aussicht; das Holz wurde spärlich und hörte ganz auf; Wasser fand sich gar nicht mehr vor.

Was sollten wir unter diesen Umständen tun? Die Grenze des Schnees lag nur noch 7—900 Meter über uns, und sie zu erreichen, erschien höchst wünschenswert; doch ließ sich die Dringlichkeit der Gründe nicht verkennen, welche uns zur Rückkehr mahnten. Hierzu mußte uns namentlich auch die Rücksicht auf unsere Schwarzen bestimmen, welche ernstlich litten und bei längerem Verweilen ohne Mittel, sich zu erwärmen, voraussichtlich den ungewohnten Verhältnissen erlegen wären.

Der Entschluß, so nahe unserem Ziele umzukehren, wurde uns nicht leicht; aber die Erwägung, daß bei unserer mangelhaften Ausrüstung eine vollständige Besteigung des schneebedeckten Gipfels ohnehin unmöglich sein würde, gewährte uns einigen Trost. Auch verhehlten wir uns nicht, daß eine bloße Wanderung durch die öden Steinflächen bis an die Schneegrenze nur geringen Nutzen bringen könnte, nachdem wir durch so viele Messungen von den verschiedensten Standpunkten

aus unumstößlich dargetan hatten, daß der Kilimandscharo sein Haupt weit über die Linie des ewigen Schnees hinauf erstreckt.

Nach mancherlei vergeblichen Versuchen gelang es uns, ein schwachglimmendes Feuer zu entzünden, mit Siedethermometer und Barometer berechneten wir die Höhe des von uns erreichten Punktes zu 4280 Meter. Nachdem wir uns zunächst beim Abwärtssteigen im Nebel verirrt, erreichten wir doch schließlich unser gestriges Lager und suchten schleunigst das Zelt auf, da der Nebel in Regen übergegangen war. Da unsere Führer sich wieder verliefen, erreichten wir erst am 1. Dezember gegen 10 Uhr vormittags unser Lager in Moschi wieder.

Eine Kibo-Besteigung im Jahre 1898. *)

Am 6. Oktober 1889 hatte der verdienstvolle Forscher zum ersten Male den höchsten Berggipfel des afrikanischen Kontinents, den 6010 Meter hohen Kilimandscharo bezwungen! Neun Jahre später, im Sommer 1898, begab er sich wiederum in den schwarzen Erdteil, um seine Forschungen fortzusetzen. Bereits Mitte August brach seine Expedition von der Militärstation Moschi auf, um dem höchsten Gipfel des Berges, dem gletscherbedeckten Kibo, einen Besuch abzustatten. In Professor Meyers Begleitung befand sich der Maler Plaz. In wenigen Tagen erreichte er einen in 4450 Meter Höhe gelegenen Bivakplatz, von dem aus die eigentliche Besteigung angetreten werden sollte.

Um 4 Uhr, so schreibt er, krochen wir aus der wär-

*) Nach Professor Dr. Hans Meyer, Der Kilimandscharo. Berlin 1900, Verlag von Dietrich Reimer.

menden Hülle, verzehrten rasch ein paar Tropenzwiebacke und getrocknete Pflaumen und machten uns mit brennenden Berglaternen an den Aufstieg. Unsere Rucksäcke waren ziemlich schwer von Meßinstrumenten, Seil, Wasser, Proviant usw. Trotzdem packte ich mir noch einen kleinen photographischen Apparat dazu, um Eisaufnahmen zu machen. Dann ging es mit „Glück auf!“ los. Bei 6 Grad Kälte blies uns ein kräftiger Wind vom Berg herab entgegen; die Nacht war sternklar, und im Widerschein eines wunderbar leuchtenden Planeten funkelte die Eiskrone des K i b o verheißungsvoll und wies uns unser Ziel. Die erste Stunde ging es auf gefrorenem Schutt rasch bergan.

Als wir um $\frac{1}{2}6$ Uhr den ersten der radialen Felsgrate überkletterten und das zweite Schuttkar gewannen, leuchtete im Osten als Vorbote der Morgendämmerung ein weißer, kegelförmiger Lichtschein auf, der mit seiner Basis den halben östlichen Horizont überspannte und mit seiner Spitze bis über die Hälfte des Osthimmels zum Zenit hin züngelte. Erst als er erloschen war, begann der breite, leichte Schimmer der Morgendämmerung im Osten aufzusteigen, durchzogen von langen, nach Südwesten segelnden Cirrusstreifen.

Nun ging es ohne Laternenschein weiter. Das Geröll wurde im zweiten Schuttkar immer lockerer, das Terrain immer steiler, die Steigarbeit immer mühsamer. Nichts erschwert die Ribobesteigung von Anfang so sehr, wie die unumgängliche Nötigung, sich von den verwitterten Felsen aus immer wieder durch rutschenden Schutt emporzuarbeiten, wo man bei jedem Schritt vorwärts wieder einen halben Schritt zurücksinkt. Das ist bei stundenlanger Dauer, in immer dünner und sauerstoffärmer werdender Luft, bei immer

schwererer Atmung geradezu entmutigend und erheischt den Einsatz aller Energie, die einem noch nach den Entbehrungen und Mühen der letzten Wochen mit ihren heißen Steppenmärschen, mangelhafter Ernährung und Fieberanfällen geblieben ist. Nach Sonnenaufgang wurde es uns bald so warm, daß wir die bis dahin getragenen Wollwesten auszogen. Was uns erhitzte, war nicht die Lufttemperatur (0,5 Grad Wärme), sondern die in der dünnen Luft so wirksame Insolation und die vom Boden zurückgeworfene Strahlung! Am nächsten Tag habe ich im Bivak $\frac{1}{4}$ Meter über dem Felsboden eine Strahlungstemperatur von 61,5 Grad gemessen, während die maximale Lufttemperatur nur 8 Grad betrug.

Bei 5055 Meter, wo wir uns an einem mächtigen, weithin als Wegweiser dienenden Felskloß zu einer kurzen Rast niederließen, fand ich im Schutze des Felsens die höchste Blütenpflanze dieser Bergseite, ein verkümmertes filzblättriges Kreuzkraut (*Senecio Meyeri* Johannis). Darüber kommen nur noch Steinflechten vor, diese aber bis hinauf zum Gipfel; für das Leben gibt es keine Höhen- und keine Polargrenze auf der Erdoberfläche. Der Wind fängt nun an, kräftig aus Nordosten zu wehen und behält diese Richtung den ganzen Tag bei; wir sind in die Höhenregion der regelmäßigen östlichen Winde eingetreten, die nahe dem Äquator das ganze Jahr hindurch in den oberen Schichten der Atmosphäre vorherrschen. Wie stellenweise schon vorher, so lagen auch hier und höher bis auf das Eis hinauf Tausende toter Wanderheuschrecken auf dem Boden, die vom Wind heraufgetragen, vor Kälte und Hunger schnell sterben mußten.

Um 9 Uhr hatten wir das dritte der vier Schuttfare

hinter uns und standen 5300 Meter hoch inmitten der Ostseite des Ribomantels. Unser Standpunkt gewährt eine sehr gute Übersicht über die Ostseite des Kibo, seinen Übergang in das Sattelplateau und auf dieses selbst. Der Mawensi hat sich leider in den oberen Regionen umwölkt; wir würden seine Spitzen nun gerade in Augenhöhe haben.

Beim Weiterklettern bekamen wir nun aber von 5400 Meter an schwere Arbeit. Die Luftbeschaffenheit wurde so mangelhaft, daß wir alle 15—20 Schritt einige Zeit anhalten mußten, um, über den Eispickel gebeugt, tief nach Atem zu ringen. Die Herzschläge waren bei mir auf 144, die Atmung auf 41 Züge in der Minute gestiegen und in den Ohren summete und sauste es wie von einem nahenden Sturm. Kein Wunder, denn nach früheren Beobachtungen hat die Luft in dieser Höhe nicht halb so viel (48 %) Sauerstoff wie die Luft im Meeresniveau, und die Luftfeuchtigkeit beträgt sogar nur 14 % von der im Meeresniveau. Aber wir blieben frei von den Erscheinungen der eigentlichen Bergkrankheit, von Schwindel, Übelkeit, Schlassucht, Muskelreißen, und behielten die Fähigkeit, den Willen und die Gedanken auf die noch zu leistende Arbeit zu konzentrieren.

Allmählich erschienen die ersten vereisten Schneeflecken unter Felsen, auch die Eismauer am oberen Bergrande rückte soviel näher, daß ich schon die horizontalen Schichtköpfe in Firn und Eis erkennen konnte. Senkrecht steigt die Eiswand hier ungefähr 40 Meter hoch empor und scheint, aus der Perspektive von unten gesehen, weit überzuhängen, bereit, im nächsten Augenblick auf uns niederzubrechen. Daß sie von Zeit zu Zeit große Massen abstößt, beweisen ihre breiten, fri-

schen Bruchflächen und die in unserer Nähe umherliegenden Eistrümmer.

In dieser weltfernen Höhe umflatterten uns frächtig noch zwei weißhalsige Raben (*Corvultur albicollis*). Wer doch hier auch fliegen könnte! Sie gehen offenbar den zahllosen Wanderheuschrecken nach, die, vom Winde heraufgetragen, auch hier umherliegen und meist schon zu Tode erstarrt sind.

Inzwischen ist es 10 Uhr geworden. Der Mawensi hat sich schon lange in einen weiten, horizontal gestreiften Wolkenmantel mit hoch aufgesetzter weißer Haube gehüllt, und auch am Fuß des Kibokegels beginnen von Nordosten her leichte Nebel zu wehen. Draußen aber in weiter Peripherie um das Gebirge dehnt sich hügelig und blendend weiß wie eine Schneelandschaft eine ungeheure Wolkenbank vom Urwald aus in die ferne Steppe hinein, wo sie sich allmählich in einzelne Haufenwolken auflöst und den grauen Universalton der Steppe durchschimmern läßt.

Die Bergkurve hebt sich von 5400 Meter an ziemlich schnell von 25 zu 30 und 35 Grad, und zugleich wird das Terrain viel schwieriger. Herr Platz bleibt ein gutes Stück zurück und macht längere Pausen. Die Folgen des Malariafiebers machen sich an ihm jetzt doppelt fühlbar, denn der starke Sauerstoffverbrauch in diesen sauerstoffarmen Höhen verlangt sehr vermehrte Sauerstoffzufuhr zum Organismus. Auch mit mir ging es immer langsamer, da ich in den kurzen Pausen der Kletterarbeit meine Instrumente handhaben mußte und die topographische Aufnahme für die Karte nicht unterbrechen konnte. Es bedurfte der Anspannung aller Energie, diese Arbeiten fortzusetzen; es war die schwerste Aufgabe, die ich je gelöst habe, und ich finde

es sehr erklärlich und entschuldbar, wenn im allgemeinen die wissenschaftlichen Ergebnisse von solchen Hochgebirgsreisen dem Aufwand an physischer und geistiger Kraft, an Zeit und materiellen Mitteln nicht entsprechen.

Endlich gegen 11 Uhr stieg ich in das Schuttkar hinein, das zur Ostscharte selbst hinaufführt. Nun brauchte nicht mehr traversiert zu werden, sondern der Aufstieg in radialer Richtung begann. Nach den ununterbrochenen Anstrengungen der vorausgegangenen sieben Stunden wurde uns aber dieses letzte Stück am schwersten. Bei der außerordentlichen Brüchigkeit der Lavafelsen in dieser Höhe galt es die größte Vorsicht, daß sich kein Block löste und auf meinen nachkletternden Gefährten stürzte. Oft, wenn ich nach Überwindung eines Felsens oder Schuttkegels auf meinen Pickel niedersank und buchstäblich nach Luft schnappte, während die Knie zitterten und die Schläfen, Herz und Pulse zum Zerspringen hämmerten, verzweifelte ich an der Erreichung unseres Zieles. Doch genügte stets eine im Stehen gehaltene Ruhe von kaum einer Minute, um den Körper wieder leistungsfähig zu machen. Es war derselbe Zustand, wie ich ihn 1889 bei den ersten Besteigungen des Kibo erlebt habe, als sich mit den körperlichen Anstrengungen die bedrückende Ungewißheit verband, ob in der eingeschlagenen Richtung das Ziel wegen der Steilheit der Felsen, der Eisbrüche und sonstigen Bergbeschaffenheit überhaupt erreichbar sei. Sobald dies sicher war und der Zweifel an der alpinistischen Möglichkeit des Gelingens uns nicht mehr beunruhigen konnte, war bei den folgenden Besteigungen auch das Allgemeinbefinden besser, der Kräfteverbrauch geringer.

Auch hier waren wir in Ausführung einer Erstlings-

tour (von Norden her) begriffen und deshalb all den psychischen Begleiterscheinungen einer solchen ausgesetzt. Herr Platz hatte vor Anstrengung ein aschgraues Gesicht bekommen, und das meinige wird auch nicht anders ausgesehen haben. Meine anspornenden Zurufe beantwortete er zu meiner Besorgnis nicht mehr. Ermunternd wirkte aber immer wieder der vergleichende Blick auf die zurückgelegte kolossale Höhe und auf das noch zu besiegende kleine Stück. Unter uns verschwanden schon alle Details im Dunste der Ferne, über uns winkte die Eiswand und in ihr die Ostscharte aus scheinbar nächster Nähe, und doch dauerte es noch über eine Stunde, ehe ich dem Ziel wirklich faßbar nahe war. Ich geriet nachgerade in einen Zustand völliger Stumpfsheit der Sinne. Es traten eigentümliche Ermüdungs-Halluzinationen, subjektive Gehör- und Gesichtserscheinungen ein, die zu meinem gegenwärtigen Tun in gar keiner Beziehung standen.

Da endlich taucht die Eiswand dicht über mir auf und versetzt mich sofort in die Wirklichkeit zurück. Es ist kurz nach zwölf Uhr, als ich den Fuß auf den obersten Felsen unter der Eiskrone setzte. Der erste Hieb mit dem Pickel in die spiegelglatte Eisfläche gibt mir wunderbar schnell alle meine Kräfte wieder. In wenigen Minuten bin ich Stufen schlagend oben im eisigen Sattel der Hans Meyer-Scharte (5923 Meter) und „juchze“ Triumph verkündend zu Herrn Platz hinunter, der langsam nachkommt. Nach einer Viertelstunde ist auch er am Ziel.

Wir werfen die schweren Rucksäcke mit einem Ausruf höchster Erleichterung ab und beglückwünschen uns gegenseitig zur Vollbringung des schweren Werkes. Dann soll es an die erste ordentliche Mahlzeit des Tages



Aus Benzingers Lichtbildern für den Unterricht.

Kibogipfel und Höhenwaldgrenze des Kilimandscharo (bei 3000 m Höhe)

gehen, aber der Körper verweigert die Aufnahme von Speise und Trank; erst nach einer Stunde, nach der Rückkehr vom Krater, können wir redlich nachholen, was wir unterwegs versäumt haben. Auch duldet es uns jetzt nicht lange an der windigen Stelle. Der Nordwind bläst uns kälter an als zuvor. Das Schleuderthermometer zeigt $-0,5$ Grad. Unten auf der Nordseite des Sattelplateaus kommen die Nebelschwaden aus Nordwesten gezogen, die Cirrustreifen hoch über dem Urwald ziehen aber aus Nordosten, und ebenso die leichten Nebel am Kibogipfel. Mit Hinterlassung der Rucksäcke an der Scharte wandern wir nun gemächlich wie durch einen breiten eisigen Hohlweg auf dem anfangs leicht geneigten Eisboden ein Stück in den Kibokrater hinein, der als ein Riesenzirkus mit steilen Innenwänden und ziemlich flachem Boden offen vor uns liegt. Hier ist es schön windstill und warm vom Sonnenreflex des Eises, so daß ich in aller Ruhe meine Beobachtungen machen kann.

Schon der erste Blick lehrte mich, daß sich hier in den neun Jahren, seit ich zum erstenmal den Kibo erstieg, vieles verändert hat, nicht im Bau des Kraters, aber in seiner Eisbedeckung. Noch strebt auf der Südseite in gänzlicher Schnee- und Eisfreiheit die breite, dunkelbraune Felswand der Kaiser Wilhelm-Spitze zu 6010 Meter Höhe jäh empor, noch ragt aus dem nordwestlichen Kraterboden der flachgewölbte dunkle Eruptionstege bis nahe zum Niveau der großen Kraterumwallung auf, noch liegen die größten Eismassen auf der Nord- und Ostseite des Kraters und seines Ringwalles, aber überall ist die Lagerung und Massenverteilung des Eises eine andere als vor neun Jahren. Überall ist — und das ist das Wichtige — eine sehr starke, klimatisch

Methner, Aus den deutschen Kolonien.



bedingte Abschmelzung und eine auffallende Verringerung des Eises festzustellen. Schon beim Einstieg in die Hans Meyer-Scharte war mir das ganz veränderte Aussehen der Scharte gegenüber dem von 1889 aufgefallen; damals nur ein eingesenkter runder Sattel, jetzt ein tiefer, steiler Einschnitt, den auf der Nordseite eine senkrechte, über 20 Meter hohe blaue Eiswand, auf der Südseite ein hochgewölbter, von Eiszapfen gespickter Eishügel begrenzt. Während 1889 der Kraterboden noch größtenteils mit Eis bedeckt war und von der Nordseite her gewaltige Eisdecken auf den Eruptionskrater herüberreichten, ist der erstere jetzt zum größten Teil eisfrei.

Den höchsten Punkt des Kibo, die den südlichen Krater rand krönende Kaiser Wilhelm-Spitze, hatte ich schon 1889 bestiegen; sie ist von der Ostscharte unschwer zu erreichen. Da es mir diesmal nicht um touristische Leistungen, sondern um genaue Eisuntersuchungen und topographische Aufnahmen zu tun war, benutzte ich die Zeit, um zu messen, zu photographieren, zu sammeln, während Herr Platz eine Reihe Skizzen des Kraterzirkus machte.

Im Jahre 1889 war es mir zweifelhaft geblieben, ob im Kibokrater sich noch ein Rest von vulkanischem Leben regte. Jetzt konnte ich bei klarstem Wetter nirgends etwas im Kraterkessel sehen, was noch auf eine Spur von Dampfentwicklung hindeutet. Und ebenso beweist die Lagerung des Eises am Eruptionскеgel selbst, daß auch dieser keine höhere Bodenwärme mehr hat. Der Vulkan ist als gänzlich erloschen zu betrachten.

Es war 3 Uhr geworden, von Nordosten wehten immer dichtere Nebel über den Ribogipfel und in den Krater hinein und drückten die Temperatur auf -1 Grad herab, als wir den Rückmarsch antraten. Von der

Scharte aus öffnete sich uns noch einmal der *Ausblick* über die *Wolkenbänke* hinaus in die ferne Ebene. Auch bei klarem Wetter ist das *Panorama* vom *Ribo* durchaus keine schöne Aussicht. Die Höhe ist viel zu kolossal, die horizontale Entfernung des breit ausliegenden *Basisgebirges* viel zu groß, als daß man in dem von heißer Luft flimmernden *Unterland* der *Steppen* etwas recht deutlich sehen könnte. Beim *Rundblick* vom *Ribo* hat man jedoch ein seltsames souveränes Gefühl in dem Gedanken, als *Eroberer* von *Afrikas* höchster *Bergesspiße* ein Gebiet überschauen zu können, das halb so groß ist wie das *Deutsche Reich*. Das ist freilich auch nur eine *Einbildung*, da natürlich keine *Sehkraft* so weit reicht, aber sie ist gewiß nicht weniger wert als eine schöne *Aussicht*.

Der geheimnisvolle Herrscher von Ruanda. *)

Es waren ereignisvolle Tage, denen wir entgegen gingen, reich an Hoffnungen und Erwartungen. *Mugussagussa* war zu uns zurückgekehrt, nachdem er am *Hoflager* des *Rigeri* (so heißt der geheimnisvolle Herrscher von *Ruanda*) sehr gnädig empfangen worden war. *Wunderbarerweise* hatte er dort den alten *Mhuma* mit dem *Indianergesicht* wiedergesehen, der sich uns damals in *Karagwe* anschloß, um uns an den *Ragera* zu führen; es bestätigte sich somit, daß wir es mit einem *Spion* und *Kundschafter* des *Königs* zu tun gehabt hatten.

Zwischen der *Bergkette*, von der aus wir am 26. *Mai* die *Anwesenheit* des *Rigeri* festgestellt hatten, und des-

*) Nach *C. V. Graf Götz*, *Durch Afrika von Ost nach West*. Berlin 1899, *Dietrich Reimer*.

sen derzeitigem Wohnsitz lagen noch verschiedene, tief eingeschnittene Täler, die wir unmöglich in einem oder zwei Tagen durchmessen konnten. Ein mehrstündiges, halsbrecherisches Hinabklettern auf felsigem Gebirgspfad brachte uns wiederum an den Nyavarongo, der hier von Süden nach Norden fließt. Schirangawe versuchte, mich abermals mit allen möglichen Überredungskünften zu veranlassen, am folgenden Tage noch nicht überzugehen, so daß ich neuerdings auf die Vermutung kam, er habe eindringlichere Anweisungen in diesem Sinne erhalten. Der arme Junge war auch schließlich ganz unglücklich und soll bittere Tränen vergossen haben, als ich trotzdem befahl, den Übergang zu beschleunigen. Aber jedes Zögern wäre gerade jetzt, unter den Augen Quabugiris, durchaus unangebracht und für unser Ansehen äußerst nachteilig gewesen.

In Anbetracht der frühen Stunde, zu der am andern Morgen mit dem Einschiffen begonnen werden sollte, begaben wir uns früh zur Ruhe und lagen schon um 9 Uhr in festem Schlaf. Ungefähr um 10 Uhr wurde ich plötzlich durch den Gefreiten der Wache, Juma Ngosi, geweckt, der mit dem Ruf: „Der Himmel brennt, Herr!“ in mein Zelt gestürzt kam. Ein freudiger Gedanke durchzuckte mich: „Der Vulkan.“ Aber dann, beim Ankleiden — denn es war eine bitterkalte Nacht — dachte ich enttäuscht an das Brennen und Sengen des Rigeri, der sein Werk wohl auch bei Nacht fortsetzen mochte.

Ich trat aus dem Zelt heraus, und fast hätte ich einen lauten Freudenschrei ausgestoßen; denn diese leuchtende, glühende Röte am Himmel rührte nicht von brennenden Hütten her! Eine andere, weit mächtigere Feuerquelle mußte dort vorhanden sein, und jeder

Zweifel, daß die Virunga-Berge noch tätige Vulkane seien, mußte angesichts dieses Naturspiels schwinden. Der westlichste der Kegel, Kirunga tscha gongo genannt, schien in voller Ausbruchstätigkeit zu stehen. Ich weckte sofort Brittwik und ließ das Alarmsignal für die Askari durch das Lager ertönen. Von allen Seiten stürzten diese herbei, bekleidet oder unbekleidet, wie sie waren, nur mit Gewehr und Munition versehen, und dann zeigte ich den erstaunt blickenden Leuten den Schein am Himmel und erklärte ihnen, daß wir nun endlich unser Ziel, nach dem wir seit Monaten strebten, in greifbarer Nähe vor uns hätten. Dann kommandierte Brittwik: „Ganzes Bataillon kehrt! Weggetreten!“ Wir drei aber drückten uns noch die Hand; und bald war das Lager wieder in tiefe Stille versunken. Nur unten vom Tal herauf drang das ferne Rauschen des Nyavarongo an unser Ohr.

Ebenso flott, wie das erstemal, vollzog sich am folgenden Morgen der zweite Übergang über den hier 30—40 Meter breiten Fluß. Es war deutlich zu sehen, daß die Mannschaft auf das Manöver bereits eingeübt war. Infolgedessen brauchten wir uns nur wenig um das Ein- und Ausschiffen zu bekümmern und konnten auch hier für die Versorgung unserer Küche mit Wildenten und Gänsen ein übriges tun. Bei unserer Rückkehr zum Lager fanden wir den Übergang beendet; wir nahmen noch unsere Mittagsmahlzeit ein, dann ging es wieder hinauf in die Berge.

Dieses Mal waren wir von einer nach vielen Hunderten zählenden Menge von Wilden begleitet, die abseits vom Wege neben uns herliefen und trotz hohen Grases und felsiger Passagen gleichen Schritt mit uns zu halten wußten.

Der Lagerplatz, den ich für die Nacht auswählte, war von der dunklen Bergkette, an deren Abhängen wir die brennenden Behausungen gesehen hatten, nur noch durch den reißenden Satinje-Bach getrennt. Oben auf dem Kamm aber konnte man jetzt mit dem Fernglas deutlich einen Komplex von einigen großen Rundhütten unterscheiden, die augenblickliche Residenz von Luabugiri.

Am folgenden Morgen — es war der 29. Mai — fanden wir uns wieder in dicken Nebel gehüllt. Die Zelte triefen vor Feuchtigkeit und lasteten durch ihr vermehrtes Gewicht schwer auf den Trägern, die schon durch die steilen und dabei überaus schlüpfrigen Wege mühsam genug vorwärts kamen.

Auf halber Höhe, am Ende eines langgestreckten Bergrückens, ließ ich noch einmal ein Lager beziehen, bevor wir zum Rigeri hinaufstiegen, weil Schirangawe gar so flehentlich bat, ihn doch vorausseilen zu lassen, damit er seinem Vater von uns erzählen könne. Ich hielt es diesmal für richtig, seinen und der Abgesandten Bitten zu willfahren, weil es mir nur zustatten kommen konnte, wenn Luabugiri aus dem Munde seines Sohnes von unserer Macht sowohl, als von unseren friedlichen Absichten Kenntnis erhielt.

So kletterten wir denn erst am nächsten Tage den steilen Abhang zum Hauptkamm des Gebirgszuges empor. Wieder war es kalt und regnerisch. Ein eisiger Wind segte über die Berge hin, und die Nebelmassen, die aus den Talschluchten emporgejagt wurden, verhüllten unseren Blicken ein sicherlich prächtiges Hochlandspanorama.

Der Gebirgskamm, auf dem wir jetzt standen, an 2300 Meter über dem Meere, war keineswegs felsig,

wie wir anfangs geglaubt hatten. Er bestand oben aus einer fortlaufenden Reihe niedriger, abgerundeter Kuppen, auf denen üppiger Graswuchs gedieh. Auf einer dieser Kuppen sahen wir beim Näherkommen eine Anzahl sauber gebauter, großer Rundhütten mit glattgeflochtenen Einfriedigungen.

Auf der Kuppe vorher ließ ich noch einmal haltmachen, weil Schirangawe uns entgegenkam und mir mitteilte, sein Vater sei noch nicht bereit, uns zu empfangen. Mir war das nicht unlieb. Je mehr Zeit dem Rigeri blieb, um so interessanter mußte sich, wie ich annahm, das Schauspiel gestalten, das uns bevorstand; denn der prächtige Empfang und die Truppenaufstellung bei Kassussura von Ussuwi waren uns allen noch lebhaft in Erinnerung. Um wieviel großartiger mußte, mit jener verglichen, die Umgebung des weit mächtigeren Luabugiri sein!

Auffallend war es allerdings, daß wir hier nur wenige Leute, schlecht bewaffnete Bahutu, gewahrten, die durch ihre Haltung und ihr Äußeres in nichts die Nähe des Großherrn ahnen ließen.

Schließlich ward uns doch die Zeit zu lang; ich bat Brittwik und Gersting, mit mir zu kommen, stellte zwei Züge Askari an die Spitze, und unter Paukenschlag ging es über einen freien Platz vor dem Hauptgehöft hinüber auf die Eingangspforte los.

Wir sind eben im Begriff, von unseren Mauleseln abzustiegen, als uns eine merkwürdige Gestalt entgegentritt: ein hochgebauter Mann, gleich imponierend durch seine Körpergröße, wie durch seine geschmackvolle Tracht. Die mächtigen Glieder sind überreich mit Perlenchnüren geschmückt; nur die Hüften umhüllt ein fein gegerbtes Fell.

Dieser Riese, offenbar eine Art Seneschall oder Zeremonienmeister — tritt auf mich zu und bedeutet mich mit gebieterischer Gebärde, indem er mit einem weißen Stab zur Erde zeigt, haltzumachen. Als ich ihn lächelnd ansehe und an ihm vorüberreite, malt sich sprachloses Erstaunen auf seinen Zügen. Als dann gar noch einige meiner Leute in lautes Lachen ausbrechen, eilt er in großen Sätzen wieder in den Hofraum zurück, um seinem Herrn diese unerhörte Mißachtung seiner Autorität zu melden.

Inzwischen sind wir abgeseffen und haben den Hofraum betreten, den wir zu unserem Erstaunen völlig leer von Menschen finden. Nirgends zeigen sich geschmückte Krieger oder Musikanten, nur draußen sammelt sich eine schlecht bewaffnete Volksmenge an und gafft neugierig meine Träger an, die die Weisung erhalten haben, außerhalb der Palisaden zu bleiben. Mit uns sind die Askari und Diener in den Hofraum einmarschiert und haben sich zu beiden Seiten des Hoftors aufgestellt.

Im Innern tritt der erwähnte Zeremonienmeister abermals auf mich zu, diesmal aber in Begleitung eines Kollegen, der ihn an Körpergröße noch überragt. Unsere dargebotenen Hände werden unter Zittern erfaßt, dann verschwinden die beiden Enakföhne wiederum in einer großen, ganz neuen und wohlgeflochtenen Rundhütte.

Ich weiß in der That nicht, ob uns mehr ein Staunen über diese riesenhaften, an die Märchen und Sagenwelt gemahnenden Gestalten bewegte, oder das Gefühl des komischen Angesichts, des eigentümlichen Kontrastes, der zwischen der körperlichen Riesenhaftigkeit und der scheuen Angst dieser Naturkinder lag, die an

hoheitsvolles Befehlen gewöhnt waren und nun plötzlich ganz fremdartigen, ihre Würde völlig ignorierenden Wesen gegenüberstanden.

Wir lassen uns unterdessen unsere Feldstühle bringen und setzen uns, umgeben von den Dienern, gerade vor dem hochgewölbten Eingang nieder.

Nach einer Weile treten noch mehrere der Würden-träger aus dem Innern der Hütte heraus, und schließlich erscheint, gebückt wegen der geringen Höhe der Eingangswölbung, zögernd und scheu auf uns blickend, der gefürchtete Rigeri selbst.

Ein niedriger Schemel, völlig mit rosa und weißen Glasperlen bestickt, wurde vor ihn hingestellt und schwerfällig ließ sich der Riese auf ihm nieder. Schirangawe kauerte sich zu seiner Rechten, und Tofit, der eine gewisse Angstlichkeit heute nicht zu verbergen mag, zu seiner Linken auf den mattenbedeckten Boden.

Während einige Krüge Bombe *) vor dem Rigeri zu-rechtgestellt werden, haben wir Muße, ihn und seine Umgebung genauer zu mustern.

Luabugiri und seine nächsten Verwandten sind sicherlich den größten Menschen zuzuzählen, die es unter der Sonne gibt, und würden, nach Europa gebracht, außer-ordentliches Aufsehen erregen. Wir hatten schon öfters Gelegenheit, die Körperlänge der Bahuma zu betonen; aber während im allgemeinen die Angehörigen dieses Hirtenvolkes hager und oft erschreckend dürr von Gestalt zu sein pflegen, fanden wir hier wundervoll proportionierte und volle Körperformen. Die Hautfarbe ist ein ganz liches Braun, dem durch sorgsames Ein-fetten ein heller Glanz verliehen wird. Das einzige für Ruanda übrigens charakteristische Kleidungsstück dieser

*) Gebräu aus Bananen.

Riesen besteht in einem wunderbar fein und weich gerbten, langen Streifen von Ziegenfell, der zweimal um die Hüften herumgeschlungen wird, und von dem vorn mehrere braun und weiße Schnüre bis fast auf den Boden herabhängen. Der Hüftschurz des Königs war nahezu gänzlich von Perlstickerei in äußerst geschmackvoller Farbenanordnung, weiß, rot und blau, bedeckt. Amulette um den Hals, sowie zahllose feingeflochtene Armspangen und Knöchelringe vervollständigen die Bekleidung. Das Haupthaar war fast weg- rasiert, nur ein wulstiger Kamm, ähnlich der Raupe auf den alten bayrischen Helmen, war auf dem Kopf stehen geblieben.

Luabugiris Gesichtszüge waren von eigentümlicher Schönheit. Um die Stirne trug er einen Kranz von grünen Blättern, und sein sinnlich blickendes Auge, sowie ein grausamer, um den Mund spielender Zug erinnerte unwillkürlich an die Köpfe gewisser römischer Cäsaren. Seine Bewegungen waren schwerfällig, und der ganzen Gestalt merkte man es an, daß sie des Gehens fast gänzlich entwöhnt war und meistens getragen zu werden pflegte.

Wir warteten ruhig ab, bis Luabugiri, seiner Gewohnheit getreu, angefangen hatte, mit Hilfe einer dünnen Röhre Bombe zu saugen; dann begannen wir ein zeremonielles Gespräch, das jener des öfteren unterbrach, um sein Erstaunen über unsere weiße Hautfarbe durch grunzende Töne auszudrücken. Er wollte mehrere Male unsere Knie besehen, da es ihm nicht glaublich erschien, daß unser ganzer Körper gleichfarbig sei.

Sein Sohn Schirangawe war, als er uns zum erstenmal gesehen, weit weltmännischer in der Äußerung seiner Verwunderung gewesen. Galanterweise hatte er

uns damals gesagt, wenn in unserem Lande die Frauen eine ebenso weiße Farbe hätten, und eine solche käme nach Ruanda, so würde man sie auf den Händen durch das ganze Land tragen.

Während unserer Anwesenheit saß er ganz demüthig geduckt zu seines Vaters Füßen; er atmete sichtlich auf, als ich mich zum Gehen anschickte und die Forderung stellte, mir einen guten Lagerplatz zu zeigen.

Die nächste der erwähnten runden Hügelkuppen erschien zu diesem Zwecke geeignet, und bald waren wir dort auf das beste eingerichtet.

Bisher hatte regnerisches Wetter geherrscht; jetzt aber zerriß ein frischer Wind die Nebeldecke, und die Strahlen der Sonne beleuchteten ein herrliches Bergland.

Von unserem großen Zelt aus konnten wir bei weit zurückgeschlagenen Zelttüren in ein großes Tal mit sauber gehaltenen Bauernhöfen und saftigen Bananenhainen hinabschauen, und es erschien uns höchst merkwürdig, daß Luabugiri gerade die höchste und unwirthlichste Höhe seines Landes erwählt hatte, um sich eine neue Residenz darauf zu erbauen.

Offenbar hatten wir ihn mitten in dieser Bautätigkeit überrascht, denn die ganze Anlage war noch neu und zum Theil unfertig. Die Schilfstengel, aus denen man sein Wohnhaus erbaut hatte, waren noch fast grün, und das wenige Gefolge, das er hier oben um sich versammelt hatte, schaffte sich erst in den Tagen unserer Anwesenheit sein Unterkommen. Die Hütten wurden jeweils an den Stellen, wo sich Schilf oder Holz fand, gleich geflochten und so, in fertigem Zustande, von 20—50 Mann, die von innen und außen gleichzeitig zusaßen, auf den Berg hinaufgeschafft. Aus der

Ferne gesehen, glichen diese wandelnden Dächer riesigen Schaltieren mit zahllosen Extremitäten.

Um Luabugiris Vertrauen zu stärken, beschloß ich, ihn nochmals aufzusuchen, und zwar mit großem Gefolge in Festgewändern, wie damals bei Kassuffura in Usuvi. Es lag mir daran, soviel als möglich über das Land zu erfahren, aber der König selbst wandte sein Interesse so ausschließlich unserer Person und unserer Ausrüstung zu, daß wenig genug von ihm zu erfahren war. Als er uns dann seinerseits im Lager aufsuchte, wurde er vollends neugierig wie ein Kind und schien auf unsere Kosten Witz zu machen, über die sein Gefolge jedesmal in pflichtschuldiges Lachen ausbrach.

Seine Bekleidung war bei dieser Gelegenheit eine andere als bisher: er trug diesmal eine Art Diadem mit Perlenstickerei, das oben mit weißen, langen Affenhaaren besetzt war; vom unteren Rande des Stirnbandes ab hingen eine Menge Perlenschnüre über das Gesicht herab, so daß er kaum hindurchsehen konnte. Das Gesicht erschien nicht mehr so aufgedunsen und hatte etwas Indianerhaftes an sich. Seinen verwöhnten Körper schützte er vor dem wieder unaufhörlich niederströmenden Regen durch Stoffe, die er aus Karagwe erhandelt haben mochte.

Seine baumlangen Verwandten benahmen sich bei diesem Besuch ziemlich ungeniert, so daß mir schon damals die Vertraulichkeit zu dick wurde. Luabugiri selbst aber, der Gefürchtete, Blutige, zeigte sich uns bald von einer ganz anderen Seite.

Im Besitze einer despotischen Allgewalt, an die nach der Aussage von Landeskundigen selbst Ugandas Macht nicht entfernt heranreichen soll, hatte er es nicht für nötig befunden, sich mit einer schützenden Kriegsmacht

zu umgeben. Von der Beschaffenheit und Wirkung der Gewehre hatte er noch keine Vorstellung, und so schwand denn die Furcht vor dem Fremdartigen, die ihm seine von jeglicher Kultur noch unberührte Wildheit anfangs eingegeben hatte.

Er trug sich alsbald mit dem Gedanken, möglichst ausgiebigen Nutzen von den ungebetenen fremden Gästen zu erzielen. Kaufmännische Ideen begannen in ihm lebendig zu werden, und er beschloß deshalb, mit seinen Gastgeschenken eine abwartende Haltung einzunehmen. Die 7 Krüge Pombe und 44 Ziegen, die gleich nach unserer Ankunft überbracht worden waren, reichten noch nicht annähernd für unseren Bedarf und waren überdies im Vergleich zu der Macht des Gebers ein ganz erbärmliches Geschenk. Zu kaufen gab es aber auf diesen kahlen Höhen hier oben nichts, und so war ich denn, wollte ich noch länger bei dieser interessanten Residenz verweilen, auf den Rigeri angewiesen.

Auf mein mehrfaches Ersuchen um Lieferung von Lebensmitteln, ließ er die Antwort erteilen, er sei es gewohnt, zuerst zu empfangen und dann zu geben, ein Prinzip, von dem er um so weniger abweichen wollte, als er wohl von seinem Sprößling Schirangawe allershand über die Menge der von mir mitgeführten Schätze gehört haben mochte.

Das Hin- und Herparlamentieren zog sich noch einen ganzen weiteren Tag hin, so daß meine Leute anfangen, unruhig zu werden. Sie schickten eine Deputation von Unterführern zu mir, die mich durch Bitten zum Nachgeben zu bewegen suchten. Natürlich gab ich nicht nach und machte der Abordnung klar, daß unsere Position selbst im Falle kriegerischer Verwicklungen eine durchaus günstige und überlegene sei. Dem Ara-

ber Abdallah, der sich am furchtsamsten benahm, mußte ich noch besonders deutlich auseinandersetzen, daß er ein ganz jämmerlicher Feigling sei. Er tat auch, als nähme er sich diesen Vorwurf sehr zu Herzen, denn er kam später heimlich zu mir in mein Zelt, um mir feierlich und in echt arabischer Übertreibung zu erklären: „Ich bin nicht feige; denn, wenn du mir befehlst, Herr, meine Hand in ein Feuer zu halten, so tue ich es unverzüglich.“ Ob der Treffliche wohl jemals von einem gewissen Mucius Scävola gehört haben mochte?

Wenn ich vorhin von möglichen kriegerischen Entwicklungen sprach, so lagen diese vorläufig noch in weitem Felde. Freilich würde eine Salve auf die kaum 500 Meter von uns entfernt liegende Residenz genügt haben, um den Rigeri in unsere Hände zu bringen, und wer weiß, ob uns nicht die tyrannisch unterdrückte Landbevölkerung als Befreier jubelnd begrüßt hätte.

Sodann aber gab es noch eine schwache Seite in dem Gefühlsleben auch dieses mächtigen afrikanischen Potentaten: das war sein Aberglaube und im besonderen seine Scheu vor dem unheimlichen Feuerberge in seinem Lande.

Meine gelegentlich geäußerte Absicht, diesen zu besteigen, hatte er mitleidig belächelt, nun schien ein günstiger Zeitpunkt gekommen zu sein, ihm unsere Macht über den Feuerzauber unmittelbar vor Augen zu führen.

Zwei gewöhnliche Leuchtraketen, die ich am Abend emporsteigen ließ, genügten schon, ihn gefügiger zu machen. Zwei Abgesandte erschienen, um sich im Namen ihres Herrn besorgt zu erkundigen, was ich denn vorhätte; zugleich versprachen sie Verpflegung und Gestellung von Trägern für den folgenden Tag. Am andern Morgen besuchte uns Schirangawe noch einmal,

um sich die zu erwartenden Gegengeschenke anzusehen; und dann gegen Mittag meldete sich eine neue Gesandtschaft mit 2 Rindern, 64 Ziegen und 29 Trägern. Die Beziehungen waren somit wieder angeknüpft und wurden noch besser, als mir auf meine Gegengaben hin noch zwei mächtige Elefantenzähne und eine Milchkuh überwiesen wurden.

Dann rüsteten wir zum Abmarsch. Denn einmal übte der Vulkan mit seinem allabendlich erglühenden Feuer-schein eine erklärliche Anziehungskraft auf uns aus, und ferner litten meine Leute auf dem windigen Gebirgskamm außerordentlich unter der feuchten Kälte.

Immerhin schieden wir nicht ohne Bedauern von dem Ort. Hatten sich auch die vielen, zum Teil grotesken Erzählungen über den Rigeri als phantastische Gebilde erwiesen, so hatte doch die Erscheinung dieses mächtigen Potentaten in ihrer ganzen Ursprünglichkeit einen starken Eindruck auf uns gemacht.

Luabugiri ist eine der letzten Säulen der alten innerafrikanischen Despotenherrlichkeit. Seine ererbte Nomadennatur hat er sich erhalten, und als echter Beherrscher eines Volkes, das einst ein Hirtenleben führte, zieht er noch heute — wie im frühen Mittelalter die deutschen Könige — im ganzen Lande umher, lebt nie länger als zwei Monate an ein und demselben Ort und baut sich alljährlich neue Residenzen.

Ob es Absicht von seiner Seite oder Zufall war, daß wir oben im Hochgebirge mit ihm zusammentrafen, weiß ich nicht zu sagen. Jedenfalls gab die wildromantische Natur des Berglandes einen äußerst malerischen Rahmen ab, aus dem sich die Riesengestalt dieses Bergkönigs fast märchenhaft großartig in unserem Gedächtnis abhebt.

Am Hofe des Königs. *)

Mkingo, 14. Juni 98. Nun lagere ich mitten in diesem seltsamen Lande im Schatten eines Haines von uralten Bäumen vor den Toren der Residenz, die auf einem langen, flachen Rücken, ein wenig tiefer als unser Lager, auf Schußweite vor unseren neugierigen Blicken sich ausdehnt.

Kuanda! Vor zwei Jahren meinen Ohren ein fremder Schall; und nun sitze ich hier, in seiner Hauptstadt, harre der Unterredung mit seinem Herrscher, um einen Platz von ihm zu erbitten, auf dem ich mich niederlassen kann, und bin entschlossen, drei, vier Jahre meines Lebens mit seinen Geschicken zu verknüpfen. Wahrlich, die Wege, die das Schicksal uns führt, sind oft sonderbar.

Als ich vor vier Tagen am Mkanjaru den Häuptlingen meinen Entschluß mitteilte, den König aufzusuchen, merkte ich bald, daß diese Nachricht bei ihnen aus mir unbekanntem Gründen peinliche Gefühle auslöste. Schon in ihren Angaben über den Platz, an dem sich ihr König befinden sollte, verhielten sie sich unsicher und widersprechend. Nur durch die Wahutu erfuhr ich, daß er drei bis vier Tage südwestlich in einer erst kürzlich bezogenen Residenz namens Mkingo weile.

Die Wahutu benehmen sich recht sonderbar. In Gegenwart ihrer Herren ernst und reserviert und unseren Fragen ausweichend; sobald aber die Watuffi unserem Lager den Rücken gekehrt haben und wir mit ihnen allein sind, erzählen sie bereitwillig fast alles,

*) Nach Richard Kandt, Caput Nili, Eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils. Berlin 1900, Dietrich Reimer.

was wir wünschen, und vieles, was ich nicht wünsche, denn ich kann den zahlreichen Mißständen, über die sie klagen, ihrer Rechtlosigkeit, ihrer Bedrückung doch nicht abhelfen. Führer zu erhalten, war sehr schwer, und diejenigen, die sich dazu bewegen ließen, zeigten recht deutlich, daß sie mich um keinen Preis bis zur Residenz selber führen würden. So mußte ich täglich mit ihnen wechseln, und auf dem letzten Marsche kehrte der Führer auf halbem Wege um und sagte ganz offen, daß man ihn töten würde, wenn er den Fremden bis zur Hauptstadt begleiten würde. Es war ganz offenbar, daß die Leute nicht wußten, wie sich der Hof zu meinem Kommen stellen würde.

Übrigens war der Weg auch so nicht zu verfehlen. Täglich begegnete man Trupps, die in Körben Gefäße mit Milch und Bananenwein zur Residenz trugen. Je näher man der Residenz kommt, um so häufiger sieht man von allen Himmelsrichtungen derartige Gruppen heranziehen oder man trifft sie, wenn sie auf dem Rückmarsch in ihre Heimat, stumm und ohne Gruß, stolz an uns vorüberziehen. Auf allen Bergen sah man kleinere und größere Kuhherden weiden, deren Milch für die große Menge der am Hofe Schmarokhenden bestimmt ist.

Endlich ist auch der letzte Berg erstiegen, und von seiner Höhe sehen wir auf dem jenseitigen Rücken die Wohnstätte des Herrschers: einen großen Komplex von Rundhütten mit einem Gewirr undurchsichtiger Zäune, die große Höfe umschließen. Als Stützen der Zäune dienen Fikusbäume, die rasch Wurzel geschlagen haben und mit ihren breiten Laubkronen dem Ganzen eine freundliche Färbung geben. In weiter Runde sind auf den Rücken und Abhängen Hütten aller Art zerstreut.

große für die Bornehmen und kleine für die Lehnsleute, theils sauber für längere Benutzung hergestellt, theils elende Baracken für flüchtig Verweilende.

Sobald der vor mir schreitende Fähnrich mit dem in einem kurzen Windstoß lustig flatternden Banner auf dem letzten Kamm aufstaucht, beginnen wie auf Verabredung die Berge rings um die Residenz sich mit Leben zu erfüllen. Aus allen Pfeilen der Windrose sieht man viele Hunderte von Gruppen, zehn, zwanzig Mann stark mit geschulterten Lanzen sich auf den Herrschersitz zu bewegen. Ein seltsames Bild: die Tausende von schwarzen Gestalten mit im Sonnenschein funkeln- den Speeren, grelleuchtende Farben bunter Tücher, auch ein paar Sänften, die mit gelbschimmernden Mat- ten bedeckt sind, lange Karawanen mit Krügen und Körben — und all dies wie Bäche, die einem See zu- fließen, auf den hellen Linien zahlloser, oft sich kreuzen- der Fußpfade über alle Rücken und alle die gelbgrünen Hänge, zwischen Hütten und Höfen, durch Hirsefelder und Bananenhaine sich windend, durch morastige Schilftäler und träge Bäche watend, zu immer größe- ren Massen sich vereinend und zuletzt wie eine dicke buntgefleckte Riesenschlange sich rings um die äußerste Umzäunung der Residenz legend.

Indes wir langsam hinabsteigen, kommen uns zwei Abgesandte des Königs entgegen und treffen uns im letzten Thal. Sie bringen mir den Wunsch ihres Herrn, ich möge nicht mehr näher herankommen, sondern an Ort und Stelle lagern. Dies war ein wenig viel ver- langt; denn als ich mich umsehe, konstatiere ich, daß der Boden fast überall morastig und mit kleinen durch Eisenoryd rotgefärbten Pfügen bedeckt ist. Außerdem sind wir hier schutzlos der sengenden Glut der Sonne

ausgesetzt. Ich bedauerte höflich, den Wunsch des Königs ablehnen zu müssen und zeigte auf einen mit großen Bäumen bedeckten Berg, auf dem ich lagern wollte. Nach einigem Hin- und Herparlamentieren ist es ihnen recht so, und während der eine mit langen Schritten davoneilt, setzt sich der andere an die Spitze der Karawane und schreitet uns mit langsamem, zögerndem Gange voraus.

Bald näherten wir uns der Residenz. Die Gruppen rechts und links des Weges werden dichter, bis wir zuletzt zu jeder Seite sechs, sieben Reihen kauender, von ihren Lanzen überragter Massen haben, die stumm unseren Zug an sich vorübergehen lassen. Alle 15 bis 20 Schritt steht einer der riesigen Watussi, fast jeder in ein Tuch von anderer Farbe gehüllt, auf seine Lanze gestützt und blickt halb verdrossen, halb verächtlich auf die Zwerge, die an ihm vorüberziehen. Das Haupttor der Residenz war von schwarzen Leibern dicht verbarricadiert, als ob sie gefürchtet hätten, daß ich, ohne angemeldet zu sein, eindringen würde. Noch etwa 600 Schritt jenseits der Residenz führte der Pfad in sanfter Steigung uns zu den uralten Bäumen hinauf, unter denen ich lagerte.

Aber ich bin todmüde und will, was sich sonst noch am heutigen Nachmittag ereignete, morgen beschreiben.

Mkingo, den 15. Juni. Es ist 6 Uhr morgens und schauerlich kalt. Von meinem Lager aus blicke ich nach Süden und Norden in weite Fernen; fünf, sechs Ketten von fast gleicher Höhe laufen einander parallel, lange, monotone, sanft gewellte Rücken, die bis vor wenigen Minuten von den Spitzen riesiger, blauschimmernder Berge überragt wurden. Mein Herz klopfte, als ich sie sah; denn ich wußte, daß es nur die Wirunga sein

könnten, die Vulkanen. Ich schätze, daß sie mehr als 100 Kilometer von hier entfernt liegen.

Früher als sonst erhob ich mich heute von meinem Lager; denn die fremdartigen Eindrücke der letzten Tage ließen mich nicht schlafen, und oft stand ich auf und schaute in die schweigende Nacht hinaus und hinüber zu den Hunderten kleinen Feuern rings um die Residenz, von denen sich die Silhouetten kauernder Posten abhoben. Dort drüben schlief er, den Graf Goeken eine der letzten Säulen der alten afrikanischen Despotenherrlichkeit genannt hat. Ob auch ihn wohl die Unruhe vom Lager trieb? Ob auch er wohl in die Nacht hinausstarrte und sich Rechnung ablegte über die Bedeutung, die das Eindringen der „roten Männer“ in die Abgeschlossenheit seines Landes für die Zukunft der Jahrhunderte alten Herrschaft seines Stammes haben wird?

☆

Erst im Jahr 1897 sah Ruanda wieder einen Europäer, den Bezirkschef von Ubidji, Ramsay, der mit 300 Gewehren, einem Geschütz und einem Stabe von Weißen bei Hofe erschien. Mit gleicher Macht kam ein Jahr später sein Nachfolger Bethe, wenige Monate vor mir.

Als wir gestern durch das Spalier der dichtgedrängten Massen hindurchzogen, da merkte ich, daß hinter mir einhundertfünfzig Herzen ängstlich gegen die Rippen schlugen. Meine Leute, die sonst immer schwazend und singend marschierten, besonders aber nie genug Lärm verüben konnten, wenn wir uns einer der vielen Residenzen kleinerer Sultane genähert hatten, waren diesmal verstummt und ließen weder, was sie doch sonst so gern taten, die Trommeln rasseln, noch wirbel-

ten sie mit ihren Stöcken gegen Koffer und Kisten, noch stießen sie ihre gellenden Freudenschreie aus.

Ein sonderbares Bild: rechts und links diese Tausende von dichtgedrängten, kauernenden, reglosen, schwarzen Massen. Wie in tiefen Schlaf versenkt sitzen sie da; kein Arm bewegt sich, nur durch den Wald von Lanzengängen geht von Zeit zu Zeit ein leichtes Zittern wie ein kurzer Windstoß, der über ein stilles Wasser fährt; und kein anderer Laut unterbricht die dumpfe Stille des Mittags, der schwer und heiß auf der Landschaft brütet, als das Klappen der Hufe meines weißen Hengstes auf dem trockenen Boden. Sobald aber der letzte Mann die Menge passiert hat, bricht hüben und drüben ein betäubender Lärm aus, und zu beiden Seiten der Träger, die ihren gepreßten Herzen jetzt Luft machen, springen Hunderte von Männern und Knaben über die Abhänge, rücksichtslos die Erbsenfelder niedertretend und die Stengel der Hirse brechend, und eilen dem Ramm des Berges zu, um dem Aufstellen des Lagers zuschauen zu können.

Als ich, gestärkt durch ein kaltes Bad, eine Stunde später mein Zelt verlasse, finde ich draußen als Abgesandte des Königs seinen Oheim Ruhenankito, einen Mann von zirka 33 Jahren, der seinen jüngeren Begleiter, den fast 190 Zentimeter großen Rudegembja noch um mehr als eine Handlänge überragt. Sie bringen mir Grüße von Tzahi und als „funguro“ zwei Töpfe mit Honigwein und etwas Brennholz.

Ich muß gestehen, daß die beiden und noch einige andere von den Bornehmen, die im Lauf des Nachmittags das Lager besuchten, einen sonderbaren Eindruck auf mich machten. Ich muß, wenn ich mir über meine Empfindungen ehrlich klar werden will, gerade-

zu sagen, daß sie mir Eindruck machten. Ich bin dies Gefühl auch bis jetzt noch nicht los geworden, trotzdem mein Verstand sich dagegen sträubt, und trotzdem ich mir hundertmal vorgesagt habe, daß diese Menschen doch geistig tief unter mir stehende Barbaren seien. Und trotzdem!

Ich habe mir natürlich Rechenschaft abgelegt über die Ursachen, in denen dies einem Farbigen gegenüber so fremde Gefühl wurzelt. Aber wenn ich auch noch so viel grübele, so bleibt schließlich doch noch etwas Unbestimmbares übrig, das mir immer wieder entschlüpft, so oft ich auch glaube, es packen und in Worte fesseln zu können. Es ist außer dem riesigen Wuchs, außer der Hoheit jeder Bewegung und der Würde ihrer Sprechweise, außer der geschmackvollen, unaufdringlichen Art ihrer Kleidung, außer den vornehmen Zügen und den ruhigen, durchdringenden, oft sogar spöttischen und dann etwas aufreizenden Blicken, außer all diesem ist noch — hier stocke ich wieder und vermag dem keine Gestalt zu geben, was mir dunkel und schattenhaft vorschwebt.*)

15. Juni abends. Ich schickte nachmittags an Zuhl in Erwiderung seines Begrüßungsgeschenkles eine reiche Gegengabe; fast zu reich; aber ich hielt es für klug, ihn mir günstig zu stimmen, weil ich nach den heutigen interessanten Eindrücken doppelt und vielfach den Wunsch hegte, mich in diesem Lande niederzulassen.



*) Eine Kleinigkeit ist vielleicht bezeichnender als alle Versuche, solches Gefühl in Worte zu fassen: Hauptmann B. zog sich im Lager beim Besuch der Watussi Stehkragen und Manschetten an — Möbel, die man sonst im Innern nicht kennt.

Nun eine sehr charakteristische Kleinigkeit. Ich schenkte heute einigen von den Bornehmen ein paar Tücher und ließ sie selbst sie aus einer größeren Anzahl aussuchen. Ich hatte an der Küste speziell für den Hof von Ruanda eine Anzahl sehr kostbarer Seidenstoffe, lange arabische Mäntel, auch kurze, sehr bunte und reich mit Silberstickerei verzierte Jacken und Ähnliches gekauft. All dies verschmähten die Watussi, trotzdem ich sie darauf aufmerksam machte, wieviel wertvoller diese Dinge seien, als die von ihnen gewählten einfachen Kattunfähnchen. Ebenso verschmähten sie die prächtig roten Uniformen preußischer und englischer Husaren, die ich zufällig in Berlin erstanden hatte. „Das sei gut für Wahutu,“ meinten sie (in demselben Ton und wohl auch in derselben Denkungsart, wie einst ein hoher Herr aus regierendem Hause von einem wundervollen Pariser Kunstschmuck, den ich ihm beschrieb, zu mir sagte: „Er mag sehr, sehr schön sein, aber für eine Bankiersfrau“).

Es war ganz offenbar, daß die Watussi bei der Auswahl nach zwei Gesichtspunkten verfahren, nämlich: nichts was durch die Form und nichts was durch die Farbe auffällig war, zu nehmen. Sie wählten dementsprechend nur einfache Tücher in diskreten und womöglich einfarbig dunklen Mustern; ein wenig spielten wohl auch praktische Rücksichten mit. Meine Leute spotteten allerdings über die Barbaren, die nicht die Feinheit des Seidengewebes höher schätzten als die Grobheit des Leinen; aber sie vergaßen, daß eine lange Erziehung dazu gehört, nach diesen Unterschieden zu werten. Die Watussi, die Seide nicht kannten, aber von den Baumwollstoffen her wußten, daß ein dicker Stoff haltbarer ist wie ein dünner, verglichen danach

auch das Seidenzeug mit dem Leinen. Und auch das vergaßen meine Leute, daß sie selbst die Seide nur deswegen höher schätzten, weil sie den Begriff des Geldes kannten und wußten, daß der eine Stoff mehr wert sei als der andere und weil sie von Kindesbeinen an gesehen hatten, daß in ihrem Kreise diejenigen, die am reichsten in Seide sich hüllten, auch die Vermögendsten und sozial Angesehensten waren. Man muß sich über solche Dinge klar zu werden suchen, denn ich gestehe, daß auch ich ein wenig über die Wahl der Watussi gelächelt hatte.

Der einzige Mißton, der bisher unser Verhältnis störte, ist, daß der König noch kein Gastgeschenk für meine Leute geschickt hatte und daß außer Brennholz nichts im Lager verkauft wurde; aber morgen vormittag soll ich Lebensmittel bekommen. Ich vermute, daß sie erst meinen Besuch beim König abwarten, den ich für morgen früh angesagt habe.

16. Juni, 11 Uhr vormittags. Ich glaube, die Watussi führen mit mir ein übles Spiel auf. Als ich heute bei Tagesgrauen in den feuchten Morgen hinausblickte, sah ich durch die Nebel, die rings um unser Lager fluteten, die hageren Gestalten mehrerer Watussi mit langen Stöcken Jagd auf die Wahutu machen, die in wilder Flucht nach allen Seiten die Abhänge hinabstoben. Ich begriff dieses seltsame Schauspiel nicht und wollte es kaum glauben, als meine Leute mir sagten, daß es gestern nicht anders gewesen sei, und daß die Watussi offenbar Übles gegen uns im Schilde führten, weil sie die Wahutu, die Lebensmittel zum Verkauf bringen wollten, auf diese Weise vertrieben. Ein paar Stunden später kam Ruhenankito mit großer Eskorte und antwortete mir, als ich auf die knurrenden Mägen

meiner Träger verwies und ihn wegen eines Gastgeschenks interpellirte, daß der König erst die Geschenke sehen wolle, die ich ihm bringen würde. Ich erwiderte ihm, daß er sie schon gestern gesehen hätte und daß ich ohne jede Gabe erscheinen würde und Tuhingasinga selber fragen wollte, ob diese Botschaft wahr sei, worauf alle in die Residenz zurückkehrten. Aber schon nach einigen Stunden waren sie wieder da und sagten, der König lasse mich ersuchen, erst morgen zu ihm zu kommen. Ich antwortete zuerst etwas gereizt, als ich aber das spöttische Lächeln Ruhenankifos sah, dessen rechte Gesichtshälfte viel stärker ist als die linke, so daß sich, wenn er lacht, sein Mund einseitig verzieht und seine wie bei allen Watuffi stark vorspringenden oberen Schneidezähne vollkommen entblößt werden, ward ich ruhiger und erwiderte gelassen, daß ich keine Minute länger als verabredet warten, sondern sobald die Sonne im Zenit stände, vor den Thoren der Residenz erscheinen würde. Ruhenankifo antwortete wiederum nichts, sondern eilte, umringt von seiner schwachenden und lachenden Begleitung, davon.

Abends. 10 Minuten vor 12 verließ ich mein Lager und nahm niemanden mit, als die Frau meines Kochs und meinen kleinen neunjährigen Boy, der meinem Hengst einige Schritte voranging. Meine Leute hatten mich dringend gebeten, wenigstens den größten Teil der Bewaffneten mitzunehmen, aber ich lachte sie aus und befahl dem Schausch, während meiner Abwesenheit Übungen mit ihnen anzustellen. Sobald ich mein Reittier bestiegen hatte, liefen die Banjaruanda, die bis dahin mein Lager erfüllten, zu Hunderten im Sturmschritt voraus. Ihre hellen, langgezogenen Rufe flogen über alle Täler hinweg, und sofort wiederholte

sich das Bild, das ich schon neulich bewunderte: wieder strömten aus allen Pfeilen der Windrose und über alle Rämme und Hänge gruppenweise die Wahutu mit ihren Mtussichs der Residenz zu und vereinigten sich zu denselben, in sieben, acht Reihen kauernden reglosen Massen.

Wie ich es angekündigt hatte, war es gekommen. Scheitelrecht stand die Sonne über uns, und all die Tausende von Speeren warfen kaum daumenlange Schatten, als ich 50 Schritt vor dem Haupttor abstieg und meinem Boy die Zügel des Hengstes überließ. Ich selbst schritt, ohne rechts und links zu schauen, auf den Eingang zu, vor dem, ihn halb verdeckend, ein riesiger, 2 Meter 20 Zentimeter langer, heller, fast rothfarbiger Mtussi stand, einen zierlich gearbeiteten Speer und einen langen Stock in der ausgestreckten Rechten und in der Linken einen winzigen Schild haltend. Zunächst schien es mir, als wollte er mir den Zutritt versperren, aber im letzten Augenblick noch wich er zur Seite. Ich trat in einen großen sauberen Hof, schritt wiederum durch ein Spalier aufrechtstehender Männer und trat eine Minute später in eine große Hütte, an deren Tür mich Ruhenankiko empfing. Im schwach erhellten Vorraum saßen eng gedrängt ein Duzend der Bornehmsten; rechts von ihnen ein leerer Schemel, auf den ich mich niederlassen wollte. Aber Ruhenankiko wehrte es mir, weil er für den König bestimmt sei, und wies mit der Hand auf die mattenbedeckte Erde zu seiner Rechten. Ich erwiderte, daß ich nicht gewohnt sei, auf dem Boden zu sitzen und einen Stuhl für mich verlangte. Nach einigem Zögern eilte einer der Jüngeren davon und kehrte bald darauf mit einem der üblichen Sitze wieder. In demselben Augenblick belehrte mich ein

Händeklatschen der Anwesenden, daß der aus dem dunklen Hintergrunde der Hütte kommende, auf die Schultern zweier Begleiter sich stützende Mtussi der König war. Ohne mich anzusehen, setzte er sich auf den Schemel zu meiner Rechten. Ich war aufs äußerste verblüfft, denn nach allem, was ich bis dahin gehört hatte, mußte Tuhj ein sechzehnjähriger Jüngling sein; was aber da neben mir saß, das war ein etwa vierzigjähriger Mann mit halbgeschlossenen, schläfrigen Augen und kupferner Indianerhaut. Und doch trug er das Attribut des Königs, ein zirka 20 Zentimeter breites Band von weißen Perlen, von denen sich sechs Zackenlinien von rosa Perlen abhoben. Vom oberen Rande dieser seltsamen Kopfbedeckung hingen große Büschel langer weißer Seidenaffenhaare auf das Hinterhaupt herab. Vom unteren Rande fielen etwa 15 aus weißen und roten Perlen kunstvoll gestickte Schnüre mit fingerlangen und fingerdicken Quasten herab und bedeckten einen großen Teil des Gesichtes bis zur oberen Lippe. Bekleidet war er mit einem kurzen, doppelt gefalteten, feingegerbten Schurz, dessen Fellseite der Haut anlag und der nur am oberen Rande umgebogen war, wo er aus Hunderten einzelner kleiner Teile zu einem Linienornament zusammengenäht war. Vom unteren Rande des Fells hingen etwa zwanzig gedrehte Schnüre, vermutlich aus Otternfell, herab. An beiden Armen hatte er 150—200 Ringe aus dünnem Messing- und Kupferdraht, von denen die meisten entweder eine große blaue Perle oder aus dem gleichen Metall geschmiedete kleine Schellen trugen. Die Fußknöchel umschlossen ebenfalls ein paar hundert Drahtringe — aber diese meist aus Eisen —, wovon die vorher geschilderte, schwerfällige Art zu gehen abhing. —

Die ganz konventionelle Unterhaltung wurde von einem der Hofbeamten geführt, dem meine Worte durch die Frau meines Kochs mit zitternder, zagender Stimme übersetzt wurden. Denn es war ihr beim ungewohnten Anblick dieser schwarzen Majestät das Herz in die Hosentaschen (oder was sie statt dessen trug) gesunken. Der König beteiligte sich zunächst gar nicht an der tropfenweise geführten Konversation, aber ich sehe von Zeit zu Zeit ein leichtes Kopfnicken und höre von Zeit zu Zeit ein diskretes Brummen, das ich als wohlwollende Zustimmung zu meinen durch meinen Dolmetsch devot verbrämten Worten auffasse und mit dem gleichen Wohlklang beantworte. Dies wiederholte sich in der nächsten Viertelstunde noch mehrere Male, dann aber fing mir diese Art, sich zu unterhalten, doch an, ein wenig eintönig zu werden, worauf ich mich verabschiedete. Vorher ersuchte ich Juhi noch einmal, mir Nahrungsmittel für meine Leute zu schenken oder zu verkaufen; er versprach es für den nächsten Morgen und machte einige törichte Ausflüchte, daß es ihm nicht möglich sei, noch heute die genügende Quantität zusammenzubekommen. Draußen besteige ich wieder meinen Hengst und kehre, diesmal von einem paar tausend Leuten eskortiert, ins Lager zurück, wo man meine Ankunft schon ängstlich erwartete und mich mit einem dreifachen Hip, Hip, Hurra empfing.

Mkingo, den 17. Juni, 10 Uhr vormittags. Wozu sitze ich noch hier und worauf warte ich? Der König hat sein Wort gebrochen und mir nicht das kleinste Gastgeschenk geschickt. Der König? Ich will fortan die Götter dieses Landes anbeten, wenn ich den König gesehen habe. Denn je mehr ich darüber nachdenke, um so klarer wird mir, daß das Ganze gestern eine gut

gemimte, aber schlecht inszenierte Komödie war und daß irgend ein anderer Mtussi dem Weißen die Rolle des Mami vorspielen muß. Nur war es ein grober Regiefehler, die Königsmaske einem vierzigjährigen Manne anzuschminken; denn alle Welt beschrieb mir Tuhji Mfinga als einen Knaben; als einen hoch aufgeschossenen Knaben, aber immerhin einen Knaben. Schon in Urundi hatte ich wiederholt danach gefragt und dort wie in Uffui von den Häuptlingen immer die gleiche Beschreibung erhalten. Und Welch ein Interesse hätten diese Leute haben können, mich zu täuschen? Ich hatte ihnen wiederholt Burschen und Jünglinge aus meiner Karawane oder auch Eingeborene, die zufällig im Lager waren, präsentiert, damit sie mir an ihnen ungefähr das Alter Tuhjis demonstrierten. Die Grenze schwankte natürlich etwas, immerhin aber nicht so sehr, um nicht mit ziemlicher Sicherheit das Geburtsjahr Tuhjis bestimmen zu können. Ich vermute, daß man den Regenten den Europäern aus abergläubischen Motiven verbirgt. Auch der mystische König von Urundi, Rifsabo, und der von Uha, dessen Namen ich vergessen habe, werden ihren Blicken entzogen, weil sie sterben zu müssen fürchten, wenn sie sie Aug in Auge sähen.

☆

Die Ansicht, die mein Tagebuch hier ausspricht, hat, wie ich gleich feststellen möchte, später ihre Bestätigung gefunden. Richtig ist, daß weder Ramsay noch Bethe noch mir der junge Tuhji gezeigt wurde, sondern Pambabarugamba, der Oberste der „Immandwa“, was ich kurzweg mit Priester übersetzen will.

Dagegen irrte ich, als ich glaubte, daß die Europäer den König niemals sehen würden, weil irgend welcher

unüberwindliche Aberglaube dem entgegenstände; denn ich selbst war zwei Jahre später der erste, dem gegenüber man die Maske fallen ließ, nachdem man noch wenige Monde vorher den Bischof von Bukumbi, Monseigneur Hirth, durch Vorführung des Hohenpriesters zu täuschen versuchte. Ich hatte allerdings in der Zwischenzeit nie aufgehört, bei jeder passenden Gelegenheit den Hof die Erfolglosigkeit seiner Täuschungsversuche wissen zu lassen. Außerdem war ich durch meine friedliche Tätigkeit in Ruanda schon überall bekannt, von niemandem gefürchtet und selbst der Einwohner so sicher, daß ich bei meinem zweiten Besuche in der Residenz nur noch drei Gewehre mit mir führte.

Es war sicherlich nur Furcht gewesen oder wenigstens Vorsicht, was früher die Komödie veranlaßte, vielleicht glaubten sie auch, nachdem sie einmal einem Europäer die Komödie vorgespielt hatten, sie nun auch bei allen fortsetzen zu müssen.

Ich bin übrigens außerstande, mit Sicherheit anzugeben, ob Graf Goetzen den Vater des jetzigen Königs oder auch nur einen Stellvertreter gesehen hat. Das erstere wäre immerhin möglich, denn Quabugiri Rigeri war ein tapferer selbstbewußter Mann, aber wenn ich die Beschreibung, die Graf Goetzen von ihm gegeben hat, lese und mich erinnere, daß sie fast bis auf das letzte Lüpfelchen der Erscheinung des Pambarugamba entspricht, der überdies durchaus nicht einen Durchschnitstypus der Watussi darstellt, so beginnen doch in meiner Seele leise Zweifel zu wogen wie die abendlichen Nebelstreifen in den Schilftälern dieses Landes.

Durch Ruanda. *)

Ruanda ist neben Urundi wohl das am dichtesten bevölkerte Gebiet Zentralafrikas. Man schätzt seine Einwohnerzahl auf $1\frac{1}{2}$ Millionen. Dieser mit der Zeit zu solcher Höhe angewachsenen Bevölkerung hat aber naturgemäß der Waldbestand allmählich weichen müssen, um dem Ackerbau der Bahutu und der bedeutenden Viehzucht der Watussi zum Weidegang Raum zu geben. Heute verfügt Ruanda nur noch über zwei größere Waldkomplexe an seinen Grenzen, den Kugege-Wald am südöstlichen Kiwu und den Waldbestand der Landschaft Bugoie, die sich vom nördlichen Teil des Sees nach Osten hin erstreckt; außerdem sieht man auf den Bergkuppen hin und wieder alte Hainreste, die als geheiligt gelten und darum geschont werden. Sie bezeichnen die Stätten alter Häuptlingsitze. Das große Zentrum des Landes ist dagegen völlig kahl.

Am 4. August erfolgte vom Mohasi-See der Aufbruch nach Westen, der uns zunächst durch das sumpfige Ende des Sees hindurchführte. Um den Übergang zu bewerkstelligen, wurden große Mengen abgehauener Papyrusstengel schichtenweise übereinander gelegt. Auf dieser schwankenden, aber zuverlässigen Unterlage konnten selbst die Maultiere sicher passieren. Dann begann die übliche Kragelei, die besonders für die durch das lange Standlager außer Übung geratenen Träger mühevoll wurde.

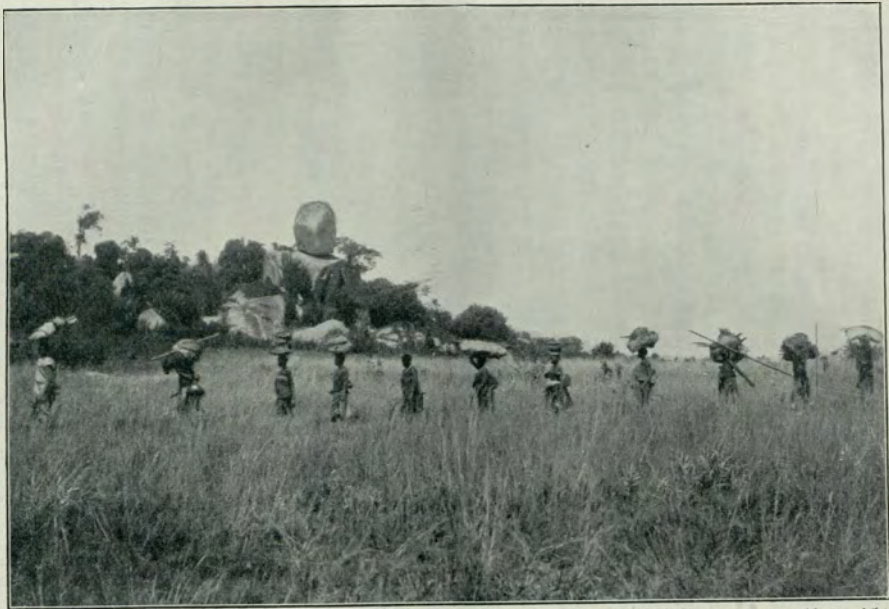
Auf einem Hügel in der Nähe des Dorfes Katachuri stand einladend und weit ins Land schauend ein mächtiger Baum, dessen gewaltige Krone ein schattiges Lager

*) Nach Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, *Ins innerste Afrika*. Leipzig 1909, P. E. Bindner.

versprach. Einige Bienenkörbe winkten verheißungsvoll aus seinen Ästen, süße Gabe versprechend. Dort wollten wir lagern, und bald streckten sich auch alle in der Hoffnung, nach getaner Arbeit gut zu ruhen, behaglich im Schatten des Baumes aus, während sich die Askari daran machten, die Zelte herzurichten.

Da fahre ich plötzlich, von einem schmerzhaften Stich hinter dem Ohr aus süßen Träumen aufgeschreckt, auf und schon fühle ich einen zweiten Stich auf der Nase. Wenig später ertönt auch Schubok' Wehelaut, der eben noch mit breitem Grinsen meinen Gebärden zugesehnt hatte. Auch Wiese suchte bereits, einen kräftigen Fluch ausstoßend, mit den Händen in der Luft herum. Und nun sah man plötzlich überall rudernde Arme, wedelnde Tücher. „Nyuki, nyuki,“ ruft es bald überall, „die Bienen, die Bienen!“ Und als hätten die Insekten nur auf diesen Kriegsruf gewartet, so war auf einmal die Luft von den boshafsten kleinen Tieren angefüllt. „Nyuki, angalia *) nyuki!“ hallte es als Schlachtgeschrei über das Lager. Einige Minuten wurde noch erbittert mit dem Feinde gekämpft, dann gab es kein Halten mehr. Schmerzensschreie ertönten hier und dort, und in unbeschreiblicher Verwirrung lief alles durcheinander. Wer noch versucht hatte, seine Last in Sicherheit zu bringen, der gab dies auf und warf sie irgend wohin, und im Nu stürmte alles in wilder Flucht den Hang hinab, von den erbosten Bienen verfolgt. Andere, und zwar die flügsten, warfen sich ins Gras und blieben regungslos liegen; und sie allein wurden verschont. Ziemlich verstört und zerstoßen, aber auch etwas kleinlaut ob der schmähslichen Niederlage fanden wir uns endlich am unteren Hange der langen Berglehne zu-

*) Paß auf!



Aus Benzingers Lichtbildern für den Unterricht.

Trägerkarawane in Ostafrika

sammen, auf der der Feind noch immer das Feld behauptete.

Wiese kam auf den guten Einfall, die Askari antreten und ihnen Gesichter und Hände mit wollenen Decken umwickeln zu lassen. Dann ging es zur Bergung der Lasten vorwärts. Wie sah der Lagerplatz aus! Die Lasten zerstreut, einige Leute lang im Grase hingestreckt, die Hunde heulend auf drei Beinen humpelnd, die Hühner tot! Die Luft war noch angefüllt von Tausenden von Bienen, die sich nun wütend in dichten Scharen auf die neuen Störenfriede stürzten. Doch die wollenen Panzer hielten einigermaßen den Stichen stand und Last auf Last konnte in sichere Hut gebracht werden. Aber erst nach fünfstündiger mühevoller Arbeit erhob sich ein neues Lager, in respektvoller Entfernung vom ersten! Dieses kleine Abenteuer war uns eine Lehre für alle Zeiten. Niemals wieder wurde bei einem *mti ya nyuki*, einem „Bienenbaum“, Lager bezogen. — Den Abend endete ein heftiger Gewitterguß, der erste seit unserer Wanderung.

Der folgende Morgen brachte der müden und zerstochenen Karawane eine höchst seltsame Überraschung.

Den Hang herunter nahte sich ein Zug in so feierlichem Ernst, in so ruhig imponierender Haltung, daß wie mit einem Zauberschlag das lustige Trägersgeschwätz verstummte und alles wie gebannt lautlos aufblickte.

Umgeben von einem großen Stab junger Leute schritten in unvergleichbarer Ruhe und Würde, angetan mit der überaus malerischen Festtracht der *Watussi*, wie Erscheinungen aus einer anderen Welt, zwei Abgesandte des Sultans *Mfinga* auf das Lager zu. *Busifisi* und *Nanturu* waren hünenhafte, schlank aufgeschossene Heldengestalten von einer Größe, die das Riesen-

maß von 2 Meter überschritt. Sie brachten Grüße des Sultans und eine stattliche Zahl Rinder und Kleinvieh zum Geschenke und hatten den Befehl, uns bis Niansa, der Residenz ihres Herrschers, zu geleiten. Die Art und Weise ihres Benehmens, ihre Rede wirkte frappierend. Man hatte sogleich den Eindruck, einer anderen „Klasse“ von Menschen gegenüberzustehen, die mit dem „Neger“ nichts weiter als die dunkle Hautfarbe verband. Die Wirkung ihrer Erscheinung auf unsere Träger, denen dieser Anblick ebenso fremd war wie uns, gab beredtes Zeugnis hiervon. Beide setzten sich dann, nachdem sie reichliche Gegengeschenke empfangen hatten, als Führer an die Spitze unserer Karawane.

Am Nachmittage wurde der Niawarongo, ein Quellfluß des Ragera, erreicht, der dem Marsch des Tages ein Ende bereitete; denn das Übersetzen der auf mehrere hundert Tiere angeschwollenen Kleinviehkarawane und der zahlreichen Lasten währte bis zur Dunkelheit. Da das Wasser die Tiefe eines Meters aber kaum überstieg, wurde zur Vereinfachung des Transportes eine lange Kette von Leuten durch den Fluß gebildet, und von Hand zu Hand fliegend erreichten die Tiere und alle Lasten glücklich das andere Ufer. Verpflegungsvorräte waren überreichlich vorhanden, und nicht ohne Sorge sahen wir auf die ständig wachsende Zahl des lebenden Viehs. So gewahrten wir mit Schrecken kurz nach unserer Ankunft eine neue Verpflegungskarawane mit abermals 30 Ziegen herannahen, welche wiederum dem Hauptdepot einverleibt werden mußten. Wer beschreibt aber unser Entsetzen, als eine dritte Karawane die Berghänge herniederkletterte, welche wieder 30 Ziegen brachte und wiederum eine empfindliche Lücke in den Bestand der Tauschartikel riß. Aller Protest gegen

die Annahme wurde mit den ruhigen Worten zurückgewiesen: „Amri ya Mfinga — Befehl des Mfinga.“

Je mehr wir uns der Residenz des Sultans näherten, desto größer wurde die Zahl der Expedition voranmarschierenden Watussi. Wir wurden gewahr, daß sich der Sultan zu einem großen Empfange vorbereitete. In allen Dörfern fehlten die Watuale, und auf die Frage nach ihrem Aufenthalt nannte man Niansa. Verpflegungskarawanen und Kleinviehherden, von Watussi geführt, die man überall das Land durchstreifen sah, hatten dasselbe Ziel. Der Sultan schien also alle Großen seines Reiches in seine Residenz berufen zu haben. Viele näherten sich uns und setzten sich an die Spitze unserer Karawane. So wuchs begreiflicherweise die Spannung in unserer Karawane mit jedem Tage, jeder versprach sich höchst merkwürdige Erlebnisse und wünschte den Augenblick herbei, den Mann von Angesicht zu sehen, dessen Name jeder in Ruanda kennt, dessen Wort Evangelium bedeutet, außer dessen Willen es keinen anderen im weiten Reiche Ruanda gibt.

Endlich näherten wir uns der hochgelegenen Residenz. Hunderte von Watussi schritten uns voraus, die ohnehin stattliche Karawane noch vergrößernd. — Einige Bornehme waren von einer Anzahl Träger begleitet, die die Kleidung und Lebensbedürfnisse des „Herrn“ in großen Körben auf dem Kopfe trugen. Andere führten gar eine Kuh mit, damit ihnen die tägliche frische Milch nicht fehle.

Kurz vor dem Einmarsch hatten wir die Freude, Hauptmann von Brawert, welcher zu unserem Empfang den weiten Weg aus Usambara nicht gescheut und der schon mehrere Tage beim Sultan kampiert hatte,

zu begrüßen. Tausende von Menschen beobachteten von ferne, von den Ruppen der Hügel und Anhöhen, in ruhiger Haltung unseren Anmarsch; kein Lärmen, kein Schreien, kein Volksgedränge, wie sonst üblich, begleitete den Zug. Die Haltung der Bevölkerung unterschied sich auf das vorteilhafteste von der ihrer Genossen an der Küste.

Die gespannte Aufmerksamkeit, mit welcher die Bewohner von Niansa uns beobachteten, hatte aber auch noch einen besonderen Grund. Denn die ungeheuren Mengen Lebensmittel, die großen Herden von Vieh, die als Geschenk des Sultans hier aufgestapelt lagen, nicht zum wenigsten die Anwesenheit des Residenten von Grawert selbst, der in voller Uniform uns einholte, hatten die Vorstellung ganz besonderer Machtentfaltung, die sich hauptsächlich um meine Person drehte, in der Phantasie der Leute erweckt. Erzählungen unglaublichster Art schwirrten in der Luft umher und bildeten das Gesprächsthema.

„Der große Stier kommt mit seinen Kälbern,“ flog es von Kuppe zu Kuppe, „er hat vier Arme und sechs Beine,“ womit weniger ein Porträt meiner Persönlichkeit gezeichnet, als vielmehr, der Denkungsart des Hirtenvolkes entsprechend, meine Macht und Stärke angedeutet werden sollte.

Auf einem weiten Platz unweit der Sultanshütte, der dank Hauptmann von Grawerts Bemühungen vortrefflich vorbereitet worden war, wurde diesmal das Lager mit ganz besonderer Sorgfalt hergerichtet. Denn wir erwarteten den Besuch des „Mami“.

Ehe der Allmächtige erschien, wurden wir aber noch Zeugen eines höchst erheiternden Vorgangs. Rings um das Lager standen große Mengen von Wahutu.

Neugierig hatten sie sich um das Lager geschart und starrten uns Ankömmlinge an. Aber offenbar störten diese Volksmassen nach Msingas Ansicht die Wirkung seines Anmarsches, denn plötzlich erschienen zwei in rote Toga gehüllte Gestalten und wirbelten in nicht mißzuverstehender Absicht ihre langen Stäbe um den Kopf, starr auf das Menschenknäuel blickend. Dann sausten die Stäbe mit voller Gewalt krachend und rücksichtslos in das Menschengewühl hinein. Aber der Volkshaufe kannte augenscheinlich dies Manöver schon, denn in dem Augenblick, als die Stockträger schwingend ihre Waffe über die Köpfe erhoben, stob der ganze Haufe in wilder Flucht davon, so daß nur einige Nachzügler getroffen wurden. Augenblicklich war der Platz leer. Einige wiederkehrende Neugierige wurden mit Steinwürfen verscheucht.

Gleich darauf ertönten Trommelwirbel aus dem Palaß. Und nun erlebten wir ein Schauspiel so voll echter Ursprünglichkeit und Originalität, wie man es nur noch hier, fernab vom allgemeinen Pfad der Reisenden erleben konnte. Paarweise, in feierlicher Ruhe schritten die Prachtgestalten der Ruandafürsten mit ihren Söhnen voran. Die Sänfte Msingas, die eben das Tor der Residenz verließ, folgte langsam. Alle trugen Festtracht, dieselbe, in der Manturu und Bussissi sich gezeigt hatten. Der Körper ist nackt. Nur die Hüften umschlingt ein schmaler, in zwei Quersalten gelegter Schurz aus gegerbter Rinds- oder Kuhhaut, von der viele Schnüre aus Otter- oder Rinderfell bis zu den mit vielen Drahttringen geschmückten Knöchel herabhängen. Über den Kopf läuft ein Haarkamm von Ohr zu Ohr, in dem eine dünne Perlenkette glänzt. Um den Hals hängt bis auf die Brust herab eine Fülle gelber Schnüre aus Bananen-

baft, an denen Perlenschmuck verschiedenster Größe, Mitako genannt, befestigt ist. Armbänder aus Kupferdraht und bunten Perlen umschließen die Handgelenke. So bewegte sich der Zug gemessenen Schrittes in vornehmster Ruhe auf mein Zelt zu. Die dem Sultan zustehende Wache der Expeditionstruppe, ein Schausch *) und zwei Mann, trat ins Gewehr. Des Sultans Sänfte, ein langer, einfacher Korb, dessen Bambusstangen auf den Schultern von Batwaleuten ruhten, wurde vorsichtig herabgelassen und mit den deutschen Worten: „Guten Morgen, Euer Hoheit!“, reichte mir Mfinga die Hand.

Die Gestalt des Sultans, die infolge seiner bequemen Lebensweise etwas rundliche Formen zeigt, überragt ebenfalls die Höhe von zwei Meter. Man sucht zuerst in seinem Gesicht vergebens den Ausdruck seiner gepriesenen Intelligenz, auch stört ein Augenfehler und stark vorspringende Oberzähne den sonst sympathischen Eindruck. Aber seine Fragen, die er, neben mir im langen Stuhle sitzend, an mich und die Umstehenden richtet, streiften die verschiedensten Interessensphären und gaben Zeugnis von scharfem, logischem Denken.

Nachdem die Unterhaltung in der Sprache der Suaheli sich eine Zeitlang auf den verschiedensten Gebieten bewegt hatte, bat mich Mfinga, seine Geschenke überbringen zu dürfen. Dieser Augenblick bedeutete für den Sultan, seine Freunde sowohl wie seine Gegner einen hoch politischen Akt von peinlichster Spannung, freilich, ohne daß ich selbst etwas davon ahnte. Denn es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß die Ablehnung eines Teils der Geschenke meinerseits ein Zeichen sein würde, daß ich dem Kronprätendenten, einem Verwandten

*) Schausch = Unteroffizier.

Msingas, zum Throne verhelfen und den jehigen „Mami“ stürzen wolle.

Eine ungeheure Volksmenge hatte sich daher hinter den Stühlen, auf denen wir mit dem Sultan Platz genommen hatten, sowie diesen gegenüber aufgestellt, eine Gasse bildend, und erwartete mit mühsam unterdrückter Erregung das Erscheinen der Liebesgaben. Und sie kamen; kamen in endlosen Reihen. Boran wandelte eine Milchkuh, deren Kalb nebenher getragen wurde. Sie bedeutete die größte Ehrung, die mir widerfahren konnte. Dieser folgten zehn Rinder mit kapitalen Hörnern als Schlachtvieh und dann eine nicht endenwollende Herde von Ziegen. Trupp folgte auf Trupp, immer neue Mengen wälzten sich heran und überschwemmten das Lager. Es folgte eine endlos lange Kette schwer tragender Bahutu, die Hunderte von Lasten, bestehend aus Mehl, Milch und Honig, Butter, Bohnen und Bananen, schleppten. Ihnen folgten andere Züge mit dem hier seltenen und daher besonders wertvollen Brennholz. Alle diese Schätze wurden im Lager aufgestapelt, das Vieh aber in eine Umzäunung getrieben und von einer Askaripatrouille bewacht. Die Dauer des Vorbeizuges währte fast eine Stunde. Selbst Grawert erklärte, trotz seines langen Aufenthaltes, hier niemals ein ähnlich eindrucksvolles Schauspiel erlebt zu haben.

Nachdem also der große Augenblick ohne die gefürchtete Ablehnung vorübergegangen war, atmete man auf im Parteilager des Msinga. Dann hatte der Besuch sein Ende erreicht und nach feierlicher Verabschiedung bestieg der Herrscher wieder seine Sänfte und schwebte davon. Ein Wald von fünftausend Speeren folgte ihm. Ein unvergeßlicher Eindruck.

Der Gegenbesuch am Nachmittag entfaltete den höchsten, aber immerhin noch sehr bescheidenen Pomp, den eine reisende Karawane zu entwickeln imstande ist. Die möglichst sorgfältig ausgewählten Geschenke — außer den landesüblichen Gaben an Zeug und Perlen — sollten vor allem die Mienen des Herrschers erhellen und sein Herz erfreuen, da eine Gegenleistung im eigentlichen Sinne natürlich unmöglich war. Unter Borantritt der Askari mit enthüllten Fahnen, gefolgt von allen Boys, jeder mit einem Geschenk auf den vorgehaltenen Armen, zogen wir unter Hörnerklang in den Hof des Sultans ein, der, freundlich und sauber gehalten, den eigentlichen Palast umgibt und den ein aus Flechtwerk und Papyrus hergestellter Zaun umschließt. Der Sultan mit allen Watuale erwartete uns. Nach den üblichen Begrüßungsworten und nachdem wir Platz genommen hatten, erfolgte die Überreichung unserer Geschenke, welche die Boys, einzeln herangewinkt, um den Eindruck zu erhöhen, heranschleppten.

Die landesüblichen Geschenke erregten die Aufmerksamkeit des Herrschers nicht sonderlich; sie wurden ziemlich achtlos fortgetan oder gleich unter die Großen verteilt. Das Rasseln einer Weckeruhr, die bis in alle Details erklärt werden mußte, befriedigte den Msinga aber schon mehr; diese Befriedigung steigerte sich zum Entzücken bei der Überreichung meines Jagdmessers und der mit Munition gefüllten Patronentasche, welche zu der ihm verliehenen Jägerbüchse, Modell 71, paßte. Den Höhepunkt aber erreichte seine Begeisterung, als ich ihm feierlich eine Säge überreichte, um die er besonders gebeten hatte. Nach einigen mißglückten Versuchen gelang es ihm bald, die Beine meines Stuhles und alles nur sonst Erreichbare mit bestem Erfolg an- und

abzujagen. Auch das „Ministerium“ beobachtete die Versuche mit lebhaftem Interesse. Zufriedenheit erregte auch die Askaritruppe, welche ich exerzieren ließ, und auch die Wirkung einer scharfgeschossenen Salve verfehlte den gewünschten Eindruck nicht.

Die folgenden Tage waren sportlichen Wettspielen gewidmet, von denen das Hochspringen der jungen Watussi wohl das Erwähnenswerteste ist.

Zwischen zwei dünnen Bäumen wurde eine Schnur gespannt, die sich beliebig erhöhen ließ. Diese mußte auf einer schräg aufwärts führenden Fläche angelaufen werden; zum Absprung diente ein kleiner, fußhoher Termitenhaufen. Und trotz dieser ungünstigen Bedingungen wurden Leistungen erreicht, die alle europäischen weit in den Schatten stellten. Die besten Springer, prachtvolle, überschlankte Gestalten mit fast indianerhaftem Profil, erreichten die unglaubliche Höhe von 2,50 Meter, junge Knaben eine verhältnismäßig nicht minder bedeutende Leistung von 1,50 bis 1,60 Meter.*)

Der Krieg in Deutsch-Ostafrika. **)

In Deutsch-Ostafrika traf man im Juli 1914 die letzten Vorbereitungen zu einer Landesausstellung; der Kommandeur der Schutztruppe, Oberstleutnant von *Pettow-Borbeck*, befand sich auf einer Reise weit im Innern; niemand dachte an kriegerische Verwicklungen, als die Funkstation in Daresalam die ersten Nachrichten von der drohenden Kriegsgefahr und bald

*) Nach Mitteilung der deutschen Sportbehörde betrug der in Amerika erzielte Weltrekord 1,94 m.

**) Nach *Wilhelm Methner*, Abriss der Geschichte der deutschen Kolonien, München 1926. R. Oldenburg.

vom Kriegsausbruch brachte. Dem kleinen Kreuzer „Königsberg“ gelang es, bei Nacht mitten durch das englische Kreuzergeschwader die freie See zu gewinnen. Vergeblich beschossen die Engländer den Funkturm; er wurde von uns selbst zerstört, ein Schwimmdock in der Einfahrt des Hafens versenkt. Und nun begann, während die feindlichen Kriegsschiffe zwecklos und gegen alles Völkerrecht die offenen, unverteidigten Küstenstädte bombardierten, ein fieberhaftes Rüsten. War doch nichts für den Krieg vorbereitet! Es fehlte an Artillerie, an modernen Gewehren und an Munition. Als bald fanden an allen Grenzen des Schutzgebiets kleinere Gefechte statt. Es war klar, daß die Engländer beabsichtigten, sich unserer wichtigsten Kolonie zu bemächtigen; doch man konnte noch nicht wissen, wohin sie ihren Hauptangriff richten würden.

- Da erschienen am 2. November 1914 mehrere englische Kreuzer und eine stattliche Flotte von Transportschiffen vor Tanga und landeten eine teils aus Indern, teils aus Engländern bestehende Truppenmacht von 8000 Mann. Diesen recht bedeutenden Streitkräften vermochte der vom Kilimandscharo herbeigeeilte Kommandeur nur 1000 Gewehre (250 Weiße und 750 Askari) entgegenzustellen; doch es gelang ihm am vierten Schlachttag, mit Einsetzung des letzten Manns den Gegner vernichtend zu schlagen. Dieser flüchtete auf die Schiffe, sein Verlust an Toten allein betrug 795 Mann; Maschinengewehre, Gewehre und Munition wurden zurückgelassen. Der Eindruck des schönen, gegen achtfache Übermacht erfochtenen Sieges in ganz Ostafrika und den benachbarten Ländern war ungeheuer; der Glaube an die Unüberwindlichkeit der Engländer war dahin. In dem deutschen Schutzgebiet aber stiegen

Zuversicht und Kampfesfreudigkeit. Noch einmal wagte die von dem indischen Generalstab zusammengestellte Streitmacht einen Angriff, diesmal zu Lande; sie wurde am 18. und 19. Januar 1915 in dem schweren Gefecht von Jassin, 60 Kilometer nördlich von Tanga, wiederum geschlagen, vier Kompagnien wurden gefangengenommen. Dieser zweite deutsche Sieg veranlaßte die Engländer, ihre bisherigen Versuche aufzugeben. Während des ganzen Jahres 1915 wagten sie keinen größeren Vorstoß zu machen, dagegen wurden von deutschen Truppen zahlreiche Streifzüge in die britischen Grenzgebiete unternommen. Besonders wurden wiederholt von kühnen Patrouillen, die hierzu eine mehrtägige Durststrecke mit dichtem Dornbusch durchqueren mußten, Schienen und Züge der englischen Ugandabahn in die Luft gesprengt. In diesen Kleinkämpfen erwarben die aus Deutschen und Farbigen zusammengesetzten Truppen die ihnen später so nützliche Gewandtheit im Gelände und lernten dem drohenden Bewehr- und Patronenmangel abzuweichen nach der Lettowschen Vorschrift: „Fehlende Waffen sind beim Gegner zu erbeuten.“ Allerdings gelang es auch zwei kleinen deutschen Fahrzeugen, die unter fremder Flagge aus der Heimat absegelten, die englische Blockade zu durchbrechen, aber die mitgebrachte Munition stand in keinem Verhältnis zu dem Verbrauch der Truppe.

Inzwischen hatte sich die Südafrikanische Union, die den Feldzug in Deutsch-Südwestafrika beendet hatte, erboten, auch die Eroberung von Deutsch-Ostafrika durchzuführen. Im Januar 1916 erschien General Smuts mit einer Streitmacht von insgesamt 90 000 Mann, reichlicher Artillerie, Minenwerfern, Fliegern und zahllosen Kraftwagen und Reittieren an unseren

Grenzen. Am 12. Februar begann der Angriff auf die nordöstlich von Moschi liegenden deutschen Stellungen mit aller Wucht. Nacheinander mußten die Bergstellung von Oldorobbo, Keata, am 12. März auch Moschi geräumt werden. Aber nur Schritt vor Schritt gingen die tapferen Verteidiger zurück.

Ende 1916 war die Schutztruppe nun in das in der Trockenzeit wegen seines Wassermangels, in der Regenzeit wegen seiner malaria-schwangeren Sümpfe gefürchtete Gebiet südlich vom Rufini gedrängt worden. Da trat bei den Buren Kriegsmüdigkeit ein. Ihnen graute vor diesem Land mit seinen tausend Gefahren, seiner brennenden Sonne, seinem unwegsamen Busch und diesen nimmermüden, überall auftauchenden und stets zu Gegenangriffen bereiten, zähen Verteidigern. Sie kehrten größtenteils zur Heimat zurück und wurden durch Engländer, Inder aller Farbenschattierungen, Neger aus allen Teilen Afrikas und aus Jamaika ersetzt. Statt Smuts übernahm General Deventer das Kommando.

Aber die Hoffnung, daß die durch Tod, Wunden und Krankheiten schon stark gelichtete Schutztruppe bald am Ende ihrer Kraft sein würde, trog den britischen Führer. Im Dezember 1916 wies Lettow einen Vorstoß des Gegners von der Küste aus in den Matumbi-Bergen zurück. Erst im Januar 1917 vermochte der Gegner nach heftigen Kämpfen den Rufini zu überschreiten; dann trat infolge der Regenzeit eine gewisse Pause in den kriegerischen Unternehmungen ein. Es war eine trostlose, durch die Regenfälle zum Teil in ein Sumpfsgebiet verwandelte Gegend, in die sich die Ostabteilung der Schutztruppe zurückgezogen hatte. Die letzte europäische Verpflegung war aufgebraucht. Es gab weder Gemüse noch Butter und Schmalz, weder

Kaffee noch Tee oder Alkohol. Weiße und Schwarze lebten gleichermaßen von kärglichen, nach Gramm abgewogenen Rationen der zu Grütze oder zu Mehl verarbeiteten Negerhirse (Mtama). In diesem tsetseverseuchten Gebiet gab es kein Vieh; erbeutetes Wildbret wurde getrocknet; die großen Dickhäuter, Elefant und Flußpferd, lieferten auch etwas Fett und Fleischextrakt, der in Bambusröhren aufbewahrt wurde, weil die Flaschen als Isoliermaterial für die Feldtelefone gebraucht wurden. Das knapp werdende Salz wurde durch Asche von verbranntem Gras, der Zucker durch den Honig der wilden Bienen ersetzt. Mehr und mehr begannen Kleider und Wäsche in Lumpen zu zerfallen; Stiefel und Schuhe wurden zum hundertsten Male geflickt oder mit Bast zusammengebunden; feingeklopfte Rinde mußte den Ärzten die Verbandstoffe ersetzen.

Im April 1917 setzte der letzte große Angriff des Gegners auf allen Fronten ein. Aber er stieß nach wie vor auf einen zähen, entschlossenen Widerstand. Bei Narungombe, wo Hauptmann v. Liebermann ein glänzendes Gefecht lieferte, bei Lutamba und Mahumbika geschlagen, bei Narunju wochenlang festgehalten, gelang es der riesigen Überzahl nur langsam, das eiserne Netz um die überanstrengte, schlecht ernährte und von Krankheiten heimgesuchte Truppe zusammenzuziehen. Bei Mahiwa, im Lukuledital, hatte General Deventer seine Hauptmacht versammelt, mindestens 7000 gegen 1500; jetzt schien ihm der Sieg gewiß. Aber wie einst bei Tanga, brach sich der Ansturm der Übermacht an den dünnen deutschen Linien. Nach vier-tägiger Schlacht (15. bis 18. Oktober 1917) gab der Gegner den Angriff auf. Er hatte schwere Verluste.

Aber er konnte sie ersetzen, während die deutsche Truppe immer mehr zusammenschrumpfte. Noch einen Monat lang behauptete General v. Lettow unter fortgesetzten blutigen Kämpfen das Feld, dann ließ er — durch äußersten Munitions- und Verpflegungsmangel gezwungen — alles, was den kommenden Strapazen nicht mehr gewachsen erschien, in den Lazaretten zurück und entzog sich, obschon von allen Seiten umzingelt, am 22. November 1917 bei Newalla durch einen Nachtmarsch dem Gegner.

Drei Tage wurde Tag und Nacht marschiert; dann ging die nur noch 300 Weiße und 1200 Askari zählende Truppe über den Grenzfluß Rovuma und drang in die portugiesische Provinz Mozambique ein. Am selben Tage wurde die Feste Ngomano erstürmt, und die gemachte Beute an Gewehren, Munition, Verpflegung und Arzneien befreite die Truppe für kurze Zeit aus äußerster Not. Den Engländern kam dieses Entkommen sehr ungelegen. Wieder mußten sie Etappenstraßen anlegen und einen ganz neuen Feldzug beginnen. Auch im Jahre 1918 brachte die Regenzeit eine gewisse Pause; dann begann von der Küste und vom Nyassa her das, wie die Engländer meinten, nun endgültig letzte Kesseltreiben. Wieder wartete Lettow, bis ihn die Feinde von allen Seiten angepackt hatten, dann brach er im Mai 1918 nach Süden durch und drang bis zum Zambezi vor. Dort machte er unerwartet kehrt, schlug portugiesische und englische Truppen, die ihm in den Weg kamen, und zog in Eilmärschen nach Norden. Im September traf die Truppe wieder in Deutsch-Ostafrika ein, freudig von den treuen Eingeborenen begrüßt. Sie marschierte am Nyassa entlang, überschritt sogar die Grenze von Rhodesien; da

traf sie im Anfang November die niederschmetternde Nachricht von dem in Europa abgeschlossenen Waffenstillstand. Vier Jahre lang hatte die Schutztruppe, die Anfang 1916 3300 Deutsche und 13 000 farbige Askari gezählt hatte, einem mit allen Hilfsmitteln des Krieges versehenen Gegner in einer Gesamtstärke von 200 000 Mann die Spitze geboten; selbst in der höchsten Gefahr hatte ihr heldenmütiger Führer immer wieder die Pläne des überlegenen Gegners zuschanden gemacht. Jetzt ließ ihn die Heimat im Stich. Im Felde unbesiegt, mußte die Schutztruppe, bei der auch der Gouverneur Dr. Schnee bis zuletzt ausgehalten hatte, auf Anordnung der Regierung die Waffen ausliefern. Nur knirschend fügten sich die Askari dem ihnen unverständlichen Befehl. Unter den übergebenen Waffen befand sich keine mehr, die zu der alten Ausrüstung gehörte; alle, die übergeben wurden, waren im Kampfe erbeutet.

Die ungeheure Leistung, eine der besten des ganzen Weltkrieges, war nur möglich gewesen durch den festen Willen, lieber unterzugehen, als zu unterliegen, und durch die unbeirrbar Anhänglichkeit und Ergebenheit der Eingeborenen. Mit beispielloser, selbst von den Engländern bewunderter Treue und Opferwilligkeit waren die Askari und Träger ihren deutschen Herren in Not und Tod gefolgt. Daß es gelungen war, diese hohen sittlichen Empfindungen in den Herzen der von den Weißen so oft verachteten Neger zu wecken, ist das schönste Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Kolonisation.

Der Blockadebrecher. *)

Der Tag graut. Plötzlich, wie nur in den Tropen, fällt das Licht herab, es wird hell und mit einemmal liegt vor unseren Augen die afrikanische Küste ausgebreitet, deutsches Land! . . . Rechts voraus in kurzer Entfernung eine kleine Insel mit weißem Turm, der Leuchtturm von Ulenge vor der Hafeneinfahrt nach Tanga. Schräg nach Land zu ein großes Boot mit deutscher Flagge; es wird das Lotsenboot sein. Also Kurs auf das kleine Fahrzeug! Schräg nach hinten erblicken wir den Kilulu-Berg und weiter landeinwärts die grünen Berge von Usambara.

Aber das ist nicht alles, was wir entdecken.

Hinter uns, dicht unter Land, in der Nähe der Kilulu-Einfahrt wird eine große Rauchwolke gesichtet, die sich schnell nähert. Bald erkennen wir die weiße hochaufgewühlte Bugwelle eines schnellen Schiffes. Der englische Hilfskreuzer „Duplex“ kann es unmöglich sein, der Verfolger ist erheblich größer. Wo mag der plötzlich herkommen? Jedenfalls sind wir vor der Kilulu-Passage in unmittelbarer Nähe an ihm vorbeigefahren, und er riskierte es nicht in der Nacht, durch die gefährliche Riffeinfahrt sofort die Verfolgung aufzunehmen. Jetzt ragen die Mastspitzen aus der Rauchwolke heraus. Gleichzeitig meldet der Ausguckposten im Mast: „Kreuzer mit drei Schornsteinen kommt mit hoher Fahrt von hinten auf!“ Jetzt gilt es: Sieg oder Tod! . . .

Schräg nach Land zu ist die Einfahrt zur Mansa-bucht, einige Kilometer nördlich von Tanga. Indem

*) Nach Kapitänleutnant Carl Christiansen, „Durch“ Mit Kriegsmaterial zu Lettow-Vorbeck. Stuttgart 1918, K. Reutel.

wir fast das Lotsenboot erreicht haben, hat sich der feindliche Kreuzer mit seiner weitüberlegenen Geschwindigkeit erheblich genähert. Die deutsche Flagge ist soeben auf unserem Schiff gesetzt, da blizt beim Kreuzer draußen der erste Schuß auf. Der Tanz beginnt. Dumps hallt der Donner durch den sonst so friedlichen Tropenmorgen. Mehrere Meter hinter uns der Aufschlag. Es sollte vom Engländer wohl das Zeichen sein, beizudrehen oder unsere Fahrt zu verringern; wir denken aber gar nicht daran. Eine Salve folgt dem ersten Schuß, alle Aufschläge liegen zu kurz.

Ein schneller Entschluß muß nun gefaßt werden. Es gibt zwei Möglichkeiten: entweder mit der Fahrt heruntergehen, den Lotsen an Bord nehmen, um den nur noch sechs Meilen entfernten Hafen von Tanga zu erreichen, oder mit scharfer Wendung ohne Fahrtverminderung Zuflucht in der nahen Mansabucht suchen. Die Aussicht besteht dann, daß der feindliche Kreuzer nicht ohne weiteres folgen kann und unser Schiff durch Versenken auf flachem Wasser vor gänzlicher Zerstörung bewahrt wird.

Da im ersteren Fall beim Stoppen, um den Lotsen an Bord zu nehmen, der Feind in günstige Feuerentfernung käme, wird der letztere Ausweg gewählt. Ganz dicht braust unser Schiff am Lotsenboot vorbei. In demselben befinden sich Kapitän Schade von der Deutsch-Ostafrikalinie und Herr Mehmel, Vertreter der genannten Schiffsreederei in Tanga.

Ohne bisher einen Treffer erhalten zu haben, passieren wir nach einigen Minuten die Einfahrt zur Mansabucht. Eine Landzunge entzieht uns den Blicken des feindlichen Kreuzers. Er stellt vorläufig das Feuern ein. Unsere Ausguckposten in beiden Masten melden

laufend die Bewegungen des Verfolgers. Wir fahren jetzt mit Nordkurs und unverminderter Geschwindigkeit in der langgestreckten Mansabucht im Schutze der Landzunge dahin. Auf diese Art passieren wir auf Gegenkurs den inzwischen als „Hyazinth“ erkannten englischen Kreuzer.

Was wird der Feind unternehmen? Wird er uns bis in die Bucht verfolgen? Man muß es eigentlich annehmen. Über die Landzunge hinweg kann er höchstens unsere beiden Mastspitzen sehen. Ob dieses schwache Ziel ein genaues Feuern von seiner Seite ermöglicht? Hoffentlich nicht! Mit größter Spannung werden die nächsten Minuten erwartet. Die Entscheidung muß gleich fallen, ob wir ungestört einen günstigen Ankerplatz erreichen werden. Jetzt muß „Hyazinth“ dicht vor der Buchteinfahrt sein. „Feindlicher Kreuzer dreht auf Gegenkurs!“ meldet der Ausguckposten im Mast. Gleich darauf: „Kreuzer fährt mit langsamer Fahrt nach Norden.“

Die Spannung der letzten Minuten weicht der großen Freude, für den Augenblick außer Gefahr zu sein. Durch das unverständliche Manöver des feindlichen Kreuzers haben wir berechtigte Hoffnung, soviel Zeit zu gewinnen, um einen Ankerplatz auf flachem Wasser in der nördlichen Ecke der Mansabucht erreichen zu können.

Vom inneren Strande der Bucht löst sich ein Eingeborenen-Kanoe und nähert sich unserer Fahrtrichtung. Außer einigen Schwarzen erkenne ich in dem Boot einen Schutztruppenoffizier in Kakiuniform. Der winkt mit den Armen, wohl zum Zeichen, daß wir halten sollen, um ihn an Bord zu nehmen. Unsere noch immer unverminderte Fahrt ist ihm anscheinend unverständlich, denn er ahnt ja nicht, daß ein feindlicher Kreuzer uns

dicht auf den Fersen sitzt. Wir brausen an ihm vorbei. Aus seinen verschiedenen Zurufen entnehme ich nur, daß auf der uns von der See trennenden Landzunge eine Maschinengewehrkompanie in Stellung ist. Alles andere geht unter in dem Geräusch der schwer arbeitenden Maschinen und im Rauschen des aufgewühlten Wassers.

Nach laufenden Meldungen der Ausgucksposten fährt der Kreuzer „Hyazinth“ außerhalb der Landzunge mit parallelem Kurs auf fast gleicher Höhe mit uns in langsamer Fahrt nordwärts. Was mag er vorhaben? Ich kann es mir nicht vorstellen, daß er davonfahren wird, ohne irgend etwas zu unserer Zerstörung zu unternehmen. Sollte ihm vielleicht ein vor wenigen Monaten in der Schlacht bei Tanga erhaltener Denktettel die Absicht verleidet haben, uns in die Bucht zu folgen? Oder ist die Verfolgung abgebrochen aus Angst vor einer Minensperre? Hoffen wir das beste!

Inzwischen nähern wir uns dem Ende der Bucht, die Fahrt wird verlangsamt. In der nördlichsten Ecke der Mansabucht hinter einer kleinen Erhöhung auf der Landzunge scheint der geeignete Ankerplatz zu sein, der den besten Schutz nach außen bietet. In ganz geringer Wassertiefe, das Schiff hat kaum einen Meter Wasser unter dem Boden, rasselt der Anker in die Tiefe.

Trotzdem keiner von uns weiß, was die nächsten Minuten bringen, ist es ein schönes Gefühl, nach der langen Fahrt trotz aller Hindernisse glücklich bis hierher gekommen zu sein, und daß unser Schiff mit seiner wertvollen Ladung in einer deutschen Bucht vor Anker liegt.

Ich habe eben nach beendigtem Ankermanöver die Kommandobrücke verlassen, um einen Funkspruch an die „Königsberg“ zu chiffrieren, als dumpfes Krachen und Heulen in der Luft mir den Anfang der feindlichen

Beschießung mit jäher Deutlichkeit anzeigt. Sofort an Deck geeilt, komme ich gerade noch zeitig genug, den Aufschlag der ersten Salve etwa 70 Meter weit vom Schiff festzustellen. Es wird recht bald Treffer geben! — ist mein erster Gedanke, und wie diese in unserem mit Munition vollbeladenen Schiff wirken müssen, brauchte ich mir nicht weiter auszumalen: An einer Stelle auf dem Hinterdeck stehen allein 1000 Tonnen Sprengstoff.

Es ist ein niederträchtiger Gedanke, daß wir hier, unmittelbar am Ziel unserer schwierigen, fast 13 000 Seemeilen langen glückhaften Fahrt noch gezwungen werden können, unser Schiff zu versenken oder mit ihm in die Luft zu fliegen. Zeit zum langen Überlegen ist nicht vorhanden. Die zweite Salve bringt uns mehrere Treffer, einen im Vorschiff, den zweiten außenbords im Kohlenbunker, so daß die Sprengstücke von innen heraus durchs Oberdeck fliegen. Sofort muß gehandelt werden, um zu retten, was noch zu retten ist.

„Bodenventile öffnen, alle Räume fluten!“ schallt der Befehl durchs Schiff und kurz darauf: „Oberschiff anzünden nach Plan!“

Hoffentlich haben beide Befehle erwünschte Wirkung. Ob das Wasser durch die Bodenventile so schnell alle Laderäume überflutet, daß das von oben herunterbrennende Feuer das kostbare Kriegsmaterial in den Laderäumen nicht mehr erreichen kann? Werden wir in den nächsten Augenblicken so schwere Treffer erhalten, mit Explosion der eigenen Ladung, daß ein Versenken des Schiffes überhaupt unnötig ist? Diese und ähnliche Gedanken erfüllen mich die nächsten langen, langen Minuten...

Die sich überstürzenden Ereignisse in den folgenden Augenblicken sind schwer wiederzugeben. Das Schiff

erhält in kurzer Zeit eine größere Anzahl Treffer, die glücklicherweise noch keine Explosion hervorrufen. Es brennt an mehreren Stellen, hauptsächlich durch die angezündete Decksladung. Das Feuer entwickelt nach Wunsch einen ungeheuren Qualm. Die geöffneten Bodenventile lassen mächtig Wasser ein, so daß im Maschinenraum bald alles unter Wasser steht. Bis zum letzten Moment bleibt das Personal dort auf Stationen; die Wassermengen müssen möglichst gleichmäßig nach allen Schiffsräumen geleitet werden. Außerdem lassen geöffnete oder zerschossene Dampfrohre mit lautem Pischen Dampf ausströmen, dazu die im Schiff und in der Nähe krepierenden 15 Zentimeter-Granaten. Es ist ein wahres Höllengetöse!

Ruhig und besonnen tut jeder Mann der Besatzung seine Pflicht auf dem angewiesenen Posten. Dem Ausguckposten im Mast wird von dem Luftdruck einer Granate die Kleidung vom Leib gerissen, an Deck werden mehrere Mann verwundet. Der leitende Maschinist bringt mir die Meldung, daß das Fluten der Laderäume schneller, wie man erwarten konnte, vor sich geht. Ein Glück! Die Rettung der Ladung hängt davon ab. Ein weiteres Verweilen an Bord ist zwecklos, außerdem unmöglich, es hieße unnötig Menschenleben opfern.

Auf meinen Befehl: „Alle Mann aus dem Schiff!“ werden zwei Schiffsboote zu Wasser gelassen. Während die Mannschaft die Boote besteigt, eile ich nach meinen unter der Kommandobrücke gelegenen Wohnräumen, um daselbst noch einige wichtige Dokumente und meine Handwaffen zu holen. Es gelingt mir, aber eben habe ich die Kabine verlassen, als eine Granate von oben durchs Deck hart bei mir einschlägt. Alles brennt, Eisensplinter, brennende Holzstücke und Gott weiß was, fliegt

um mich herum. An Deck zurückgeführt, finde ich meinen treuen Hund, der mich anscheinend ängstlich erwartet. Das erste Boot hat bereits abgelegt und nähert sich dem Strande. Unter Mitnahme des Hundes besteige ich das letzte Boot und bringe es sofort aus der Feuerrichtung heraus. Unser Dampfer hatte bis dahin über 20 Volltreffer erhalten.

Während das Schiff unter schwerem Feuer liegt, haben wir uns mit dem Boot inzwischen einige hundert Meter entfernt. Plötzlich wird die Beschießung eingestellt. In der Annahme, daß dieses vielleicht den Abbruch der feindlichen Aktion bedeute, gebe ich sofort Befehl, an Bord zurückzukehren, um, wenn irgend möglich, das Feuer zu löschen. Wir sind bereits auf dem Wege, als von dem ersten Boot, das sich näher an Land befindet, Signal gegeben wird: „Feindlicher Kreuzer erscheint in der Buchteinfahrt!“

Die Begrüßung sollte auch nicht lange auf sich warten lassen. Mit allen Kräften eilen wir jetzt dem Lande zu, um das an der Innenseite der Bucht gelegene, etwa 500 Meter entfernte Ufergelände zu erreichen.

Sobald „Hyazinth“ von der Landzunge frei ist, eröffnet sie mit allen Geschützen Feuer. Von der Steuerbordseite mit Sprenggranaten auf unser brennendes Schiff, von Backbord mit Schrapnells und Granaten auf die beiden Boote und die Landungsstelle. Ohne Verluste erreichen wir den Ort, wo das erste Boot gelandet ist. Es hat soeben einen Treffer erhalten und ist ganz auseinandergerissen. Von seiner Besatzung ist nichts mehr zu entdecken, sie ist in dem dichten Mangrovegebüsch schon verschwunden. Es ist ein ungünstiger Landungsplatz. Sumpfiges Mangrovengelände, weicher Schlammboden mit zahlreichen daraus hervor-

ragenden glatten Baumwurzeln, die ein Vorwärtskommen kaum möglich machen. Ein fast undurchdringliches Dickicht. Nachdem wir im Gehölz untergetaucht, gebe ich Anweisung, sich zusammenzuhalten, aus der vermutlichen Feuerrichtung herauszustreben und möglichst schnell das feste freie Land zu erreichen.

Es ist leichter gesagt als getan. Bei dem Versuch, sich von Wurzel zu Wurzel weiterzuarbeiten, versinkt man bis an die Hüfte, ja sogar bis zur Achsel im tiefen Morast. Durch einschlagende Granaten und krepierende Schrapnells wird das sonst fast dunkle Dickicht zeitweise etwas erhellt.

„Ein verdammt unfreundlicher Empfang auf deutschem Boden,“ sagt neben mir ein Oberheizer. Er hatte ja nicht unrecht. Etwas anders hatten wir uns alle die Ankunft vorgestellt.

Weiter und weiter fährt unterdessen die „Synazinth“ in die Mansabucht hinein. Trotzdem nichts zu sehen ist, läßt der immer stärker werdende Kanonendonner seine Annäherung erkennen. Er kann nur noch etwa 2000 Meter von unserem Schiff entfernt sein. Fast alle Treffer kann ich genau hören, mit jedem Moment erwarte ich eine schwere Explosion. Zwischendurch hört man das Knattern von Maschinengewehren. Was mag da alles vor sich gehen? . . .

Hat denn dieses Mangrovengelände gar kein Ende? Haben wir die Richtung verfehlt? Unter diesen Umständen würde es mich nicht wundern. Dem Kreuzer sind wir glücklicherweise nicht sichtbar, sonst würde wohl kaum einer mit dem Leben davonkommen. Wo mag die ganze Besatzung überhaupt geblieben sein? Trotz größter Anstrengung, die Leute zusammenzuhalten, habe ich nur noch vier Mann bei mir. Mit der Batteriepfeife

gebe ich Signal. Irgendwo wird geantwortet, ob vor oder hinter uns, ist nicht festzustellen. Es ist ein trostloser Zustand. Mit fast übermenschlicher Anstrengung erreichen wir etwa nach einer Stunde das feste Ufer. Eine kleine mit Palmen bewachsene Anhöhe liegt vor uns, dahinter sind verfallene Negerhütten sichtbar, aber kein Mensch ist zu sehen.

Ich gebe Befehl, einige Minuten auszuruhen, neue Kräfte zu sammeln, um nachher in raschem Lauf die vor uns liegende Anhöhe zu gewinnen. Dort hoffte ich einen Überblick zu erhalten und die zerstreute Besatzung sammeln zu können. Das feindliche Feuer schien augenblicklich etwas weiter nach rechts zu liegen. Das ganze Ufergelände wird vom „Hyazinth“ mit Granaten und Schrapnells abgestreut, ich befürchte große Verluste unter meiner Besatzung.

Um nicht zu sehr im Laufen behindert zu sein, haben wir inzwischen in aller Eile den dicksten Morast von unseren Kleidern abgestreift. Ich gebe ein Zeichen, und in schnellstem Laufe suchen wir die Palmengruppe vor uns zu erreichen. Eine Salve kracht hinter uns her, Schrapnells krepieren im Mangrovengebüsch. Immer weiter! In unmittelbarer Nähe schlägt eine Granate ein, uns mit Erde überschüttend. Ich selbst erhalte einen schweren Schlag am rechten Bein, falle vornüber und verliere das Bewußtsein.

Aus der Betäubung erwachend, finde ich mich gegen den Stamm einer großen Palme gelehnt. Vier Mann meiner Besatzung sind dabei, mir einen Notverband anzulegen. Ein Granatsplitter hatte mein rechtes Bein aufgerissen und großen Blutverlust verursacht; ich war hilflos und vollständig außer Gefecht. Der Maschinistenmaat Hansen hatte etwas abgekriegt und war leicht an-

gefragt. Durch das Herunterstürzen abgeschossener Palmkronen und geknickter Baumstämme erwache ich aus einer neuen Betäubung. Wir liegen noch immer im Feuer des englischen Kreuzers. Meine vier Getreuen haben mich eben angepackt, um eine etwas besser geschützte Stellung aufzusuchen.

Plötzlich hören wir kurze Kommandos in einer fremden Sprache, dazwischen abgerissene deutsche Laute. Aus dem Unterholz der vor uns liegenden Senkung taucht eine auseinandergezogene Schützenkette auf. Große, schwarze Gestalten in Kafi, als Kopfbedeckung den unverkennbaren Tarbusch mit dem deutschen Reichsadler. Allen voran ein Offizier, den Karabiner in der Hand. Einige Rufe hin und her, dann ist der Offizier bei uns. Die Verbindung mit der Kaiserlichen Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika ist aufgenommen. —

Der Kanonendonner hat inzwischen aufgehört. Ein Ausguckposten bringt die Meldung, daß der englische Kreuzer im Begriff ist, die Mansabucht zu verlassen. Der Liegeplatz unseres Dampfers ist durch eine riesige Rauchwolke gekennzeichnet. Unser Schiff muß noch immer brennen, die Explosionsgefahr scheint aber vorüber zu sein. Unterdessen erreicht uns folgende Nachricht von der Mansabucht: „Der Kreuzer ‚Hyazinth‘ ist auf etwa 1000 Meter heran gewesen, unser sinkendes Schiff beständig unter Feuer haltend. In kurzer Feuerpause wurden einige armierte Boote ausgesetzt, um den Versuch zu machen, an Bord des brennenden Schiffes zu gelangen. Sobald die Boote längsseits kamen, wurden sie von den Maschinengewehren auf der Landzunge erfolgreich beschossen. Nach Verlust einiger Mannschaften gaben die Engländer sofort ihre Versuche auf und fuhren zum Kreuzer zurück. Die Beschießung wurde

jetzt wieder aufgenommen und einige Zeit fortgesetzt. Das Schiff brannte lichterloh und ist über Wasser gänzlich zusammengeschoffen. Anscheinend in der Annahme, daß das Schiff nunmehr vollständig vernichtet sei, fährt die ‚Hyazinth‘ befriedigt davon.“ — —

Während ich, durch meine Verwundung zur Untätigkeit verdammt, die nächste Zeit im Lazarett Tanga zubringe, entwickelt sich draußen an der Manjabucht ein reges Treiben. Es waren alle Hebel in Bewegung gesetzt, um in möglichst kurzer Zeit die wertvolle Ladung aus dem versenkten Schiff zu bergen, da beständig damit gerechnet werden mußte, daß feindliche Seestreitkräfte wieder erscheinen würden.

Der Schiffsbesatzung war es recht bald geglückt, das Feuer zu löschen. Man begann sofort mit den Aufräumungsarbeiten. Nach der schweren Beschießung sah es an Bord wüst aus. Trotzdem bei Niedrigwasser das Oberdeck trocken war, konnte man nur mit großer Schwierigkeit das Deck betreten. Die Ausbauten waren ausgebrannt und in sich zusammengefallen. Durch Granatwirkung waren die Decks aufgepflügt, überall große Schußlöcher. Der durch einen Volltreffer halb weggefegte Schornstein, sowie alle stehen gebliebenen Eisenteile waren durch Granatsplitter buchstäblich durchsiebt. Der Großmast hatte eben über Deck einen Treffer erhalten, war umgeknickt und hing über Bord. Mit einem Wort: Unser gutes Schiff war über Wasser die wahre Berg- und Talbahn und ein Trümmerhaufen.

In den Laderäumen war dagegen wenig beschädigt. Bis auf einige, glücklicherweise nicht sehr wichtige Gegenstände die durch Wasser gelitten hatten, war das Kriegsmaterial rechtzeitig der Feuerwirkung entzogen — das Fluten der Laderäume hatte glänzend gewirkt.

Es galt jetzt nur, die Waffen- und Munitionsbestände so schnell wie möglich zu landen, damit sie nicht noch dem schädlichen Einfluß des Wassers anheimfielen. Bisher war das Wasser das rettende Element gewesen. Eine fieberhafte Tätigkeit setzte ein. Einige Araber-Dhaus (kleine Küstensegler) und Schiffsboote waren am nächsten Tage zur Stelle, um den Verkehr mit dem Lande herzustellen. Nur mit den geringsten Hilfsmitteln versehen, schleppte die Besatzung in den folgenden Tagen schon alles an Land, was zunächst von der Ladung erreichbar war.

Am inneren Strande der Mansabucht hatte man inzwischen ein großes Lager angelegt, um, wenn das nötige Arbeitsmaterial, vor allen Dingen die bereits von der „Königsberg“ in Marsch gesetzten Taucher zur Stelle waren, in großem Maßstabe den Abtransport des gelandeten Kriegsmaterials zu ermöglichen. Mehrere Askarikompagnien hatten in der Nähe Stellungen besetzt, um einem feindlichen Störungsversuch augenblicklich entgegentreten zu können. Auf einer hohen Palme war ein Ausguckposten eingerichtet, gegen Überraschungen war man gesichert. Eine große Anzahl eingeborener Arbeiter war aufgeboden, es wimmelte von Menschen. Bretterschuppen, Grashütten und ganze Zeltstraßen wuchsen in unglaublich kurzer Zeit aus dem Boden. Außerdem hatte man eine kleine Landungsbrücke gebaut und einen richtigen Fährdienst mit dem Schiff eingerichtet. Die seemännische Leitung der Bergungsarbeiten haben Kapitän Schade und Kriegslotse Albers in der Hand, und sie leisteten in jeder Beziehung Außerordentliches. Auf dem Schiff sind unterdessen die Räumungsarbeiten so weit gediehen, die im Wege liegenden Trümmer so weit beseitigt, daß man durch die

Decksluken an die unter Wasser stehende Ladung gelangen kann.

Wenn bloß die Taucher erst da wären! Es wird aber noch einige Tage dauern, bis diese eintreffen können. Die „Königsberg“ liegt etwa zehn Tagemärsche entfernt. Die Zeit darf nicht nutzlos verstreichen, der Feind kann jeden Tag die Arbeit stören. Mit dieser Überlegung versucht man daher ohne Taucher herauszuholen, was irgend möglich ist. Es ist ein schwieriges, teilweise lebensgefährliches Unternehmen. Einzelne Leute der Besatzung tauchen durch die Decköffnungen in die Laderäume, wobei sie eine ganze Strecke unter der vom Wasser hochgedrückten, unter Deck festgeklemmten Holzladung hindurchschwimmen müssen, um einen Haken an einer Munitions- oder Gewehrliste zu befestigen. Manchmal muß mehreremal getaucht werden, um auf diese Art eine wertvolle Last ans Tageslicht zu fördern. Aber es übt sich, und jeden Tag sind größere Erfolge zu verzeichnen, so daß in einigen Tagen mehrere hundert Gewehre und über 50 000 Gewehrpatronen geborgen werden. Ein großer Wettbewerb im Tauchen hebt an. Man findet einen Sport darin, unter Einsetzung des eigenen Lebens der Schutztruppe Kriegsmaterial zuzuführen. Der Obersteuermannsmaat Bakker fördert durch persönliches Tauchen allein etwa 150 Gewehre zutage. Der leitende Maschinist Hansen, der für jede schwierige Lage eine Lösung hat, findet auch hier ein fruchtbares Feld seiner Tätigkeit. Es ist erstaunlich, mit welchen Mitteln gearbeitet wird. Sogar der Lagerarzt Dr. Kirchheim beteiligt sich an diesem gefährlichen, aber recht nützlichen Sport; durch persönliches Tauchen holt er „seine Geschützlafette“ heraus.

Die Schlacht von Mahiwa. *)

Es war mir klar, daß die Unsicherheit in der Beurteilung der Lage, in der sich der Feind offenkundig befand, mir eine große Chance geben mußte, wenn schnell und entschlossen gehandelt wurde. Ich durfte hoffen, daß der beabsichtigte entscheidende Schlag, den ich in der Gegend von Vindi zweimal, bei Tunduru einmal gesucht, und dessen Gelingen bei Narungombe an einem seidenen Faden gehangen hatte, jetzt endlich heranreifen würde. Günstig hierfür erschien mir im Rahmen meiner Beurteilung der Gesamtlage die Entwicklung der Dinge bei Abteilung Wahle. Die gesamte feindliche Kriegshandlung mußte den Gedanken nahelegen, daß die einzelnen Kolonnen des Feindes mit aller Wucht vordringen würden, um uns durch konzentrische, gegenseitige Einwirkung zu zerquetschen. Auch die Vindidivision des Feindes drückte mit großer Energie vor. Vor ihr waren die neun schwachen Kompagnien des Generals Wahle in ständigen Gefechten bis Mahiwa zurückgegangen. Das Gelände bei Mahiwa war mir persönlich einigermaßen bekannt. Es war sehr wahrscheinlich, daß mein Abmarsch dorthin vom Feinde nicht rechtzeitig bemerkt werden würde.

Am 14. Oktober 1917 marschierte ich im Vertrauen auf das Kriegsglück mit fünf Kompagnien und zwei Gebirgsgeschützen über die Berge von Likangara nach Mnacho, traf dort bei Dunkelheit ein und marschierte am 15. Oktober bei Tagesanbruch weiter. Auf dem schmalen Pfade an den Abhängen riß die Marschkolonne sehr auseinander. Die Geschütze blieben weit zurück;

*) Nach Lettow-Borbeck, Meine Erinnerungen aus Ostafrika. Leipzig 1920. R. F. Koehler.

die Tragetierte versagten, Askari und Träger halfen aus, aber immer von neuem verstand es Bizewachmeister Sabbath, die Schwierigkeiten zu meistern und seine Kanonen vorzubringen. Es überraschte mich, daß mir von Mahiwa aus keine Meldung entgegentkam, aber das Gewehr- und Maschinengewehrfeuer ließ erkennen, daß ein Gefecht im Gange war. Vor Eintritt der Dunkelheit traf ich bei der hinter dem linken Flügel der Abteilung Wahle in Reserve zurückgehaltenen Kompagnie des Oberleutnants d. L. Methner ein. Der Feind schien gegen diese umfassend durch den Busch vorzugehen. Die einschlagenden Geschosse hatten für mich die unangenehme Folge, daß der Träger, der meine Schreibtasche mit den wichtigsten Meldungen und Karten trug, auf zwei Tage verschwand. Unsere beiden zuerst eintreffenden Kompagnien wurden sogleich zum Gegenangriff gegen die feindliche Umfassung angefetzt und der Feind hier zurückgeworfen. Die Kompagnien gruben sich dann ein. Am 16. morgens begab ich mich dorthin und stellte fest, daß sich der Feind dicht gegenüber auf 60 bis 100 Meter gleichfalls verschanzt hatte. Als mir Oberleutnant von Ruckteschell eine Tasse Kaffee anbot, mußte man etwas achtgeben, da der Feind ziemlich aufmerksam war und leidlich gut schoß. Die Gelegenheit zu einem überraschenden und entscheidenden Angriff schien mir günstig zu sein. Er wurde mittags, den Feind links (also nördlich) umfassend, angefetzt. Abteilung Goering sollte hier vorgehen.

Nachdem wir in Ruhe zu Mittag gegessen hatten, begab ich mich schnell zum linken Flügel, wo Hauptmann Goering sich soeben mit zwei Kompagnien entwickelte. Als er eine breite Niederung überschritten hatte, holte er zu meiner Überraschung noch weiter nach links aus.

Bald traten die Kompagnien ins Gefecht. Erst nach und nach konnte ich mir diese auffallende Bewegung erklären. Hauptmann Goering war überraschend auf einen neuen Gegner gestoßen, der von Nahungu aus eingetroffen war und jetzt von Norden her anlies. Es waren mehrere Bataillone und zwei Geschütze der Nigeriabrigade, die von unserem Eintreffen bei Mahiwa nichts wußten und glaubten, die Truppen des Generals Wahle durch einen gegen dessen linke Flanke und Rücken gerichteten Angriff vernichtend schlagen zu können, während gleichzeitig die nach Osten gerichtete Front des Generals Wahle durch eine Division energisch angegriffen wurde. Die Nigeriabrigade war nun ebenso überrascht wie Hauptmann Goering, fand sich aber nicht so schnell in die neue Lage hinein. Hauptmann Goering, dem Reserven dicht folgten, ging mit seinen zwei Kompagnien so energisch im Busch gegen den Feind vor, daß er dessen einzelne Teile völlig überrannte, durcheinanderwarf und entscheidend in die Flucht schlug. Ein feindlicher Offizier, der eine Munitionskolonne vorführte, hielt unsere Truppen für die seinigen, und so gelangten wir in den Besitz von etwa 150 000 Beutepatronen. Ein Geschütz mit Munition wurde im Sturm genommen und mehr als 100 Nigeriaaskari als gefallen festgestellt. Auch rechts vom Hauptmann Goering, wo zwei Kompagnien unter Oberleutnant Ruckteschell und dem hierbei schwer verwundeten Leutnant d. R. Brucker fochten, wurde der Feind ein Stück in den Busch zurückgeworfen.

Gleichzeitig mit diesen Kämpfen auf der Flanke und auch an den folgenden Tagen griff der Feind die Abteilung Wahle mit aller Anstrengung an. Der Gegner zeigte hierbei starke Übermacht; immer wieder wurden frische Truppen gegen unsere Front eingesetzt. Die Ge-

fahr, daß die Front des Generals Wahle nicht standhalten würde, war groß, das Gefecht schwer. Die Gefahr war brennend, daß unsere Umfassung in dem sehr schwierigen Busch- und Sumpfgelände durch schwache feindliche Truppen so lange aufgehalten werden würde, daß in der Front des Generals Wahle inzwischen eine für uns ungünstige Entscheidung gefallen wäre. Dann aber war das Gefecht für uns verloren. Ich hielt es für zweckmäßiger, die Nachteile, die der Feind sich durch seinen verlustreichen Frontalangriff selbst schuf, soviel wie möglich zu vergrößern und alle meine Kräfte so zu verwenden, daß der Feind sich in seinem immer stärker werdenden Frontalangriff gegen die Abteilung Wahle wirklich verblutete.

Die ursprünglich beabsichtigte Umfassung des feindlichen linken Flügels wurde deshalb an den folgenden Tagen nicht weiter durchgeführt, sondern im Gegenteil die irgend verfügbaren Kompagnien vom linken Flügel fortgezogen, um die Front des Generals Wahle zu verstärken. Auf diese Weise wurde erreicht, daß unsere Front nicht nur festhielt, sondern auch genügende Reserven durch kraftvolle Gegenstöße schwache Momente beim Feinde sofort erfassen und ihm eine wirkliche Niederlage beibringen konnten. Zu meiner vielleicht auffälligen Taktik bestimmte mich auch die Persönlichkeit des feindlichen Führers. Vom General Beves war mir vom Gefecht von Keata (11. März 1916) her bekannt, daß er seine Truppen mit großer Rücksichtslosigkeit einsetzte und nicht davor zurückscheute, einen Erfolg statt durch geschickte Führung und deshalb mit geringeren Verlusten, vielmehr durch einen immer wiederholten Frontalangriff anzustreben, der, wenn der Verteidiger standhielt und über einigermaßen ausreichende Kräfte

verfügte, zu schweren Verlusten des Angreifers führen mußte. Ich vermutete, daß General Beves auch hier bei Mahiwa von ähnlichen Überlegungen geleitet war. Ich glaube, daß es recht wesentlich die Ausnützung dieser Schwäche in den Berechnungen des feindlichen Feldherrn war, die uns hier einen so glänzenden Sieg verschaffte. Bis zum 18. Oktober, also im ganzen vier Tage lang, stürmten immer neue Angriffswellen gegen unsere Front an, aber der persönliche Augenschein zeigte mir, daß hier auf unserem rechten Flügel die Wucht des Angriffes allmählich nachließ und die Niederlage des Feindes vollständig wurde.

Am 18. Oktober abends hatten wir mit unseren etwa 1500 Mann eine feindliche Division, die wohl mindestens 4000 Mann, wahrscheinlich aber nicht unter 6000 Mann im Gefecht hatte, vollständig geschlagen und dem Feinde die schwerste Niederlage beigebracht, die er, abgesehen von Tanga, in Ostafrika überhaupt erlitten hat. Nach Angabe eines höheren englischen Offiziers hat der Feind 1500 Mann verloren; ich habe aber Grund anzunehmen, daß diese Schätzung viel zu niedrig ist. Bei uns waren 14 Europäer, 81 Askari gefallen, 55 Europäer, 367 Askari verwundet, 1 Europäer, 1 Askari vermißt. In Anbetracht unserer geringen Streiterzahlen waren diese Verluste für uns recht erheblich und um so fühlbarer, weil sie nicht ersetzt werden konnten. Unsere Beute betrug ein Geschütz, sechs schwere und drei leichte Maschinengewehre, sowie 200 000 Patronen.

Zweiter Abschnitt.

Kamerun.

Die Erwerbung Kameruns hat sich unmittelbar an die von Loko angeschlossen. Während sich der von der deutschen Regierung dorthin entsandte Generalkonsul Dr. Nachtigal noch in Lome befand (Juli 1884), bekam er den Auftrag, auch das „Kamerun“ genannte Mündungsgebiet mehrerer Küstenflüsse im innersten Winkel des Busens von Guinea unter deutschen Schutz zu stellen. Noch im Laufe desselben Monats wurde auf Grund der von deutschen Firmen abgeschlossenen Landverträge die Aufrichtung der deutschen Schutzherrschaft erklärt. Auf der Iokplatte bei Duala liegt der kühne Erforscher des Sudans und Bahnbrecher der deutschen Kolonialpolitik begraben. „Laßt die Flagge nicht sinken!“ waren seine letzten Worte.

Allerdings gelang es zunächst englischen Agenten, einige Stämme gegen die Deutschen aufzuheizen; sie bedrohten die Handelsniederlassungen, so daß das Reich ein Geschwader an die gefährdete Küste schicken mußte. Dem Kommandanten, Admiral Knorr, gelang es zwar schnell, den Aufruhr zu unterdrücken, indessen machte die britische Regierung selbst ernsthafteste Schwierigkeiten. Fürst Bismarck mußte seine ganze Autorität in die Waagschale werfen, um schließlich ein leidliches Abkommen über die Grenzen mit England herbeizuführen. Wenn auch nicht alle deutschen Wünsche erfüllt wurden, so glückte Deutschland doch wenigstens die Erwerbung eines Teils des Sudans (u. a. des Sultanats Adamaua)

und die Ausdehnung des Gebiets bis zum Tschadsee. Später führte die sog. Marokkokrise des Jahres 1911 noch zu einer Veränderung der Grenzen. Deutschland trat damals zwar einen kleinen Zipfel südöstlich vom Tschadsee ab, erhielt aber zwei umfangreichere Gebiets-
teile (in der Größe von Italien) im Osten und Süden und dadurch einen unmittelbaren Anschluß an das Stromsystem des Kongo.

Nach dieser Neuerwerbung hatte das Schutzgebiet einen Flächenumfang von 760 000 Quadratkilometer, $1\frac{1}{2}$ mal so viel wie das Deutsche Reich. Der von zahlreichen, zum Teil schiffbaren Flüssen durchzogene Küstenstreifen ist ein von schwerstem tropischem U r w a l d bedecktes Tiefland. Nur der Kamerunberg, ein erloschener Vulkan, erhebt sich in einsamer Majestät bis zu 4000 Meter. Gewaltige Regenmengen machen das Land zu einem der niederschlagreichsten Gebiete der Erde. Der infolgedessen vielfach versumpfte Urwald steigt auch auf das weiterhin sich erhebende Hochland an, macht aber dann lichterem Wäldern und schließlich einer G r a s s t e p p e Platz, die das wieder etwas tiefer gelegene Gebiet bis zum Tschadsee bedeckt.

Im Gegensatz zu Togo war das Land nur schwach bevölkert: die farbige Bevölkerung, die sich aus Bantu und Sudannegern, hellfarbigen Fulbe oder Fullah und dem Händlervolk der Haussa zusammensetzt, zählte etwa 3—4 Millionen.

Der natürliche Reichtum des Landes beruhte in erster Linie auf der in riesigen Beständen wildwachsenden Ö l p a l m e. Ihre fleischigen Früchte liefern das Palmöl; die Kerne, die ein noch besseres Öl ergeben, wurden unzerkleinert ausgeführt und in europäischen Ölmühlen aufbereitet. An zweiter Stelle, im Jahre 1912 die Öl-

ausfuhr mit 11 Millionen Mark sogar überflügelnd, stand die Gewinnung von Kautschuk aus dem Milchsaft von Urwaldbäumen (*Rickya*) und Ganan (*Dandolphia*). Noch beruhte die Ausbeute dieser wertvollen Produkte auf Raubbau; in den letzten Jahren begann indessen die Verwaltung für die Erhaltung und Schonung der Bestände, sowie für Nach- und Neupflanzungen zu sorgen.

Im Jahre 1912 zählte man 1871 Weiße, unter denen sich nur 311 Frauen und Kinder befanden. 614 Kaufleuten standen nur 182 Pflanzler gegenüber. Und doch begann das Schutzgebiet seinen Charakter als reine Handelskolonie immer mehr zu verlieren. Nach anfänglichen Fehlschlägen zeitigte die plantagenmäßige Kultur der Kakaobohne erfreuliche Erfolge. Im Jahre 1913 wurden bereits 5000 Tonnen Kakao im Werte von 5 Millionen Mark ausgeführt.

Zwei Schienenwege begannen den unwegsamen Urwaldgürtel zu durchbrechen und das Innere zu erschließen. Jeder von beiden war im Jahre 1914 auf eine Strecke von 150 Kilometer im Betrieb.

Als der Weltkrieg ausbrach, drangen Engländer und Franzosen von allen Seiten in sieben Kolonnen in das Schutzgebiet ein. Zuerst holten sich die Engländer bei Assanakang und Tola blutige Köpfe und wurden nach Nigeria zurückgetrieben. Zugleich wurden von der englischen Flotte nach heftigen Beschießungen der offenen Küstenorte Truppen gelandet. Von Norden und Osten rückten französische Streitkräfte vor. Schritt für Schritt nur wich die kleine Schutztruppe, deren farbige Soldaten sich glänzend bewährten, vor dem übermächtigen Feind zurück. Das ganze Jahr 1915 verging unter heftigen Kämpfen.

Gegen Ende des Jahres war der Mangel an Munition, Medikamenten und Verbandmitteln auf das höchste gestiegen. Die Gefahr der Einkreisung drohte. Da entschloß sich die Führung, um die Truppe nicht dem Feinde übergeben zu müssen, auf neutrales Gebiet überzutreten. Am 15. Februar 1916 überschritt die letzte Nachhutkompagnie die Grenze der spanischen Kolonie Muni.

Aber noch wehte an einer Stelle des Schutzgebietes stolz die schwarz-weiß-rote Flagge! In der einsamen, weit im Norden gelegenen Bergfeste *M o r a* hatte Hauptmann von Raben mit seiner treuen Kompagnie trotz Wasser- und Nahrungsmangel in schattenloser Steinwüste alle Angriffe der Belagerer standhaft abgewehrt. Erst am 22. März, nachdem die letzte Patrone verschossen war, mußte er sich ergeben.

Die glänzende Verteidigung des Schutzgebietes hatte Freund und Feind überrascht. Sie war neben der bewundernswerten Zähigkeit der Deutschen vor allem der Anhänglichkeit der eingeborenen Bevölkerung und der Treue der farbigen Soldaten zu danken.

Dikoa, die Hauptstadt von Bornu. *)

Fünf Wochen blieb ich allein mit 50 Soldaten in Dikoa.

Bis 22. April 1900 der Rabeh, von den Franzosen bei Kufferie geschlagen, fiel, war Dikoa die Hauptstadt des Reiches gewesen, das dieser ehemalige Sklave Zuber Paschahs, der unter dem Khediven Ismail eine große Rolle im ägyptischen Sudan spielte, auf den Trümmern

*) Nach Hans Dominik, Vom Atlantik zum Tschadsee. Berlin 1908, E. S. Mittler u. Sohn.

der uralten Bornukultur errichtet hatte. Der Rabeß war zweifellos einer der größten Eroberer, die Afrika hervorgebracht hat.

Dieses Mannes eigenste Schöpfung ist Dikoa. Bis sein Machtwort Paläste entstehen ließ, war Dikoa eine bescheidene Kanurifiedlung in der Tschadsee-Ebene, deren Bewohner nach Kuka gepilgert waren, wenn sie höfischen und städtischen Glanz hatten schauen wollen. So kannte ich sie nach Barths Schilderungen. In dem Blut von 30 000 Menschen hatten des grausigen Rabeßs Horden gewatet, als ihres Herrn Gebot sie 1893 nach Dikoa rief, wo sie sich endlich sesshaft machen sollten. Der Rabeß war des Wanderns müde, er gründete sich sein Reich und gab ihm eine Hauptstadt.

In unabsehbarer Ebene, von stehenden Gewässern umgeben, erheben sich die gewaltigen Mauern der Stadt, aus Luftziegeln verfertigt, mit hohen Toren, die früher wohl behütet waren. Heute sind sie zerfallen, und nur am Aldjuma versammeln sie noch das gesamte Stadtvolk in ihrem schützenden Schoß. Das Volk strömt dann zusammen, um den Sultan zu begrüßen, ihn mit seinen Soldaten vor die Tore zum Beten und feierlich in seinen Palaß wieder einziehen zu sehen. Sonst wohnt die große Menge des Volkes rund um die alten Mauern in Häusern und Hütten nach Kanuri-, Araber- und Haussaart, und auch das tägliche Leben spielt sich vor dem Haupttore im Süden ab; denn dort liegt der Markt (suk). In der steinernen alten Stadt wohnt nur noch der Sultan, die Großen des Landes, die Hauptmoschee ist dort. Ein Teil Dikoas, von den Franzosen zerstört, lag noch in Trümmern.

Die militärische Hofhaltung des Rabeß hatte den an sich weichlichen Kanuris doch gewaltigen Eindruck ge-

macht, und beide Chefus setzten die alten Bräuche im Kleinen fort und freuten sich über jeden alten Soldaten, den der eine dem andern abspenstig machte.

Es ist Aldjuma (Freitag). Unter Trommelschlag im Gleichtritt, unter dem schrillen Klange von Querpfeifen zieht das Musikkorps der Sultans-Kompagnie durch die Stadt und kündigt den geheiligten Tag an. Es sind zum großen Teil Soldatenjungen; die Trommeln werden nach europäischer Art taktmäßig mit Trommelstöcken geschlagen; die Jungen sind in der landesüblichen Kabeh-Soldatentracht gekleidet; weite Beinkleider und einen hemdartig geschnittenen Rock, der bis zu den Knien reicht, mit halblangen Ärmeln. Auf der Brust sind mehrere herzförmige Rosetten als Schmuck aus buntem Tuch aufgenäht, ein schmaler Tuchstreifen umgibt den Halsausschnitt und die Ärmelnähte. Die Röcke der Soldaten sind alle weiß. Mit ebensolchem Stoff überzogen und bunt besetzt sind die Tarbusche aus Strohgeflecht. Die Einrichtung, Soldatenjungen als Spielleute zu verwenden, erinnert an die Drummerboys bei den englischen Musikbanden. Von allen Seiten eilen die Soldaten herbei, und hoch zu Ross, prächtig geschmückt, ziehen die Kanuri-Großen zum Sultanspalast. Sie sind umgeben von ihren Gefolgsleuten, die mit Gewehren oder Stoßlanzen bewaffnet sind; eine ganz besonders kunstvoll gearbeitete, mit armlanger Spitze versehene Lanze, wird, wie ein Banner, dem Billama oder Raschalla titulierten Beamten nachgetragen. Im Gegensatz zu dem Fullah-Feudalstaat ernennt der Sultan in Bornu für jedes Dorf einen Beamten, der die staatliche Aufsicht ausübt, die Steuern eintreibt und Recht spricht.

In der Kanurikleidung herrscht die hellblaue Farbe vor, blau sind die weiten, unten nicht geschlossenen Bein-

kleider der Billama-Basallen und blau sind ihre Toben. Schwarz liebt der Araber, der die Masse des Landvolkes ausmacht. Einfach im Vergleich zu den prächtig gekleideten Sultansleuten sind Kleid und Zäumung der Schechs vom Stamme des Salamat, Beni Hassen oder Schua-Araber, die oft von weither geritten kamen, um ihr Gebet mit dem Sultan zu verrichten. Die Kanuris sind laue Mohammedaner, die religiöse Feier gibt dem festlichen Aufzuge, der sich nun abspielt, nur das Relief. Die alte Kabehe-Sitte ist beibehalten worden, weil das festfrohe Kanuri-Volk Freude am Schauen hat, weil Chesu Sanda inmitten seiner Reifigen sich in scheinbarer Macht sonnt und weil die Großen und Soldaten ihre prächtigen Gewänder und seltenen Waffen zeigen, weil sie ihre Pferde tummeln und last not least sich der Damenwelt präsentieren können.

Die Frau wird in Dikoa für mohammedanische Verhältnisse in auffallender Freiheit gehalten. Unverhüllt zeigen sich auch die vornehmen Bornu-Schönen auf den Straßen und dem Markte; sie kokettieren mit jedem, der ihnen gefällt, ohne sonderliche Furcht vor ihren Herren und Gebietern. Die Sklavin und die Frau des arbeitenden Mannes erscheint ja überall im West-Sudan öffentlich, aber ein besserer Fullah würde es nie erlauben, daß seine angetraute Frau, deren er meist zwei besitzt, sich öffentlich bewegte. Auch der Haussa vermeidet das, und die Frauen selbst sind viel zu stolz, um sich den Blicken des gemeinen Mannes auszusetzen.

Die Fullah-Frau ist oft überschlanke; ihre Hautfärbung wechselt vom lichten Gelb bis zum tiefsten Schwarz; wunderbar feine Gliedmaßen und ein aufrechter Gang geben ihrer Gesamterscheinung etwas Feines, Mädchenhaftes. Anders die Haussa-Frauen:

sie sind in der Regel grobknochig und der Negertyp herrscht bei ihnen vor. Bornehme Haussa-Frauen sind vielfach fett. Dazu werden sie alle entstellt durch die Koralle, die sie als Schmuck in einem Nasenflügel tragen, die roten Zähne und das fortwährende Rauhen von Kola und Tabak. Ist die Fullah-Frau die Herrin im Hause, die strenge Zucht unter den Dienerinnen hält und den Sklavinnen den Dienst nicht leicht macht, so ist die Haussa-Frau im allgemeinen eine Geschäftsfrau; sie arbeitet und verdient mit ihrem Manne und seinen Leuten zusammen, und deshalb schon wird ihr Verkehr breiter, ihre Stellung weniger exklusiv.

Ganz anders die Kanuri-Frau in Dikoa. Schön gewachsen, üppig und gut gepflegt, ist sie zur Stadtdame geworden, die mit halbverhülltem Gesicht, aber kokett, nicht herausfordernd, stets Abenteuer sucht. Die Gesichter sind in der Regel unschön, oft durch Schnitte entstellt und auch das Schönheitspflasterchen auf dem Nasenflügel stört. Die Nägel sind wie bei den Haussa-Frauen mit Henna gefärbt und auch die Wimpern sind geschwärzt.



Lauter Jubel der Truppen empfängt den Sultan, Fanfaren werden geblasen, die Fahnen gesenkt, dumpf hallen die Pauken, übertönt von dem scharfen Schlag der Trommeln, den schrillen Klängen der Querpfeifen und dem Wirbel der Kesselpauken. Unter einem Schattenbaum, mitten vor der langen Front, liegt der Gebetssteppich, der Sultan steigt vom Pferde, es wird ganz still. Dann ertönt langhallend das „Allahu akbar“ der Gebetsrufer, und, gen Mekka gewendet, erhebt der Sultan die Arme, um niederzuknien und vor „Allah“ die Stirne zur Erde

zu neigen. „Gott ist Gott und Mohammed ist sein Prophet,“ geht es von Mund zu Mund durch die Reihen der Soldaten, geht es durch die dichten Massen des Volkes, ein Murmeln des einzelnen, aber wie ein Rauschen brandender Wogen erhebt es sich zum Himmel, und wie ein bewegtes Meer erscheint mir hoch oben auf der Stadtmauer auch das betende Volk, wenn es sich beugt, sich erhebt, wenn es in die Knie sinkt und wenn es die Stirn zur Erde neigt, wie des Propheten Gebot es vorschreibt. So wallt das Korn im heißen Sommer, wenn der Wind darüber weht, so neigt sich jede Ähre demutsvoll zur Erde, der sie entsproß.

Das Selamlit ist zu Ende. Glühende Strahlen versendet die Sonne von dem wolkenlosen, mattblauen Himmel auf die Tausende von Menschen, die, in eine Staubwolke gehüllt, zur Stadt drängen. Der Sultan ist zu Pferde gestiegen und reitet mit seinem Gefolge heim. Vor dem Eingangstor des Kabeh-Palastes unter dem historischen Baum, in dessen Schatten sich der Kabeh seinem Heer zu zeigen pflegte, begrüße ich Chesu Sanda, und wir erwarten den Anmarsch der Truppen, die vor ihrem Sultan paradieren sollen. Allmählich füllt sich der weite Platz vor uns mit Zuschauern; das Volk nimmt an den Mauern rundum Aufstellung, die Vornehmen erscheinen auf den flachen Dächern der Paläste und auf allen erhöhten Punkten sammeln sich Neugierige.

Ich betrachte den Sultan, der, mit Samt, Seide und Atlas beladen, in einem breiten Sattel sitzt, der, mit rotem, goldbetrefftem Tuch überzogen, einem prächtigen Thronstuhl gleichet. Die schweren Quasten der mit Koransprüchen in grüner Seide bestickten weißen Schabracke schleifen am Boden. Fromm steht der große,

braune Hengst, ohne sich zu rühren, den dicken Hals bedeckt mit Behängen, Schellen, grünen Lederstreifen, in die Koransprüche eingenäht sind; sogar eine Kette von Maria Theresien-Talern trägt er und vielen anderen Schmuck. Ein Wedel von Straußfedern bläht sich im Winde, wenn der Braune klirrend den Kopf bewegt; lederne, messingbeschlagene Scheuklappen schützen die Augen. Die Zäumung ist prächtig verziert, die Zügel sind handbreit und mit Goldstickerei bedeckt, und nur die Enden, die Sanda in der Hand hält, bestehen nach arabischer Art aus runden Lederschnüren. Der Sultan hat den Kopf mit einem Turban umwickelt, ein Türkenschwert an reichem Bandelier hängt ihm zur Seite, und verzierte Reiterpistolen stecken in dem schweren Seidenschal, den er als Gürtel trägt. Die Füße Sandas stecken in Ledertiefeln mit Überschuh, sie ruhen in vergoldeten, breiten Steigbügelschuhen; dazu die Umgebung waffenstrotzend, helle Araber auf gut aussehenden Pferden, farbenprächtig gekleidet, wie in Kairo und Tripolis, frühere Kabehführer mit ausgesuchtem Fußvolk, die Sandas Leibwache bilden, Musikanten und Kesselpauker zu Pferde. Ein fetter Eunuch, reich geschmückt, auf einer Schimmelstute und ein Zwerg in Soldatentracht dürfen nicht fehlen.

Alles war, wie zu des Kabeh Zeiten, bis in das kleinste waren die Aufmachung und das Zeremoniell beibehalten, und kriegerisch genug sah es aus, als unter Trommelschlag langsamen Schrittes das Fußvolk anrückte, um gliederweise zu defilieren. Prächtige Soldatengestalten waren unter den Führern vor der Front, alte Kabisten, denen man es ansah, daß sie im Kriege groß geworden waren. Riesenhafte, baumstarke Bagirmisoldaten sahen gar stattlich aus, und die alten

Rabehfahnen, auf die mit Zeugstreifen Koransprüche genäht waren, wehten noch wie einst; aber der Geist des großen Kriegers und seiner Soldaten fehlte...

Als nun der Sultan inmitten seiner Reiter abzog, umdrängt von den Kriegsweibern, die in gellenden Kehllauten kreischten, seinen Läufern, Wachen und Bediensteten, als die Trommeln wirbelten und die Pauken dröhnten, als der Staub unter den Hufen der Pferde und den Füßen der sich verteilenden Menge aufwirbelte, war es mir, als zöge in der wallenden Wolke, durch die noch hin und wieder ein blinkender Speer aufblitzte, ein bunter Spuk von dannen. Hatte ich von Konstantinopel geträumt unter dem Eindruck der Klänge der Scharwache? Hatte eine Fieberphantasie mir einen Streich gespielt? Wirklichkeit war es gewesen, denn da schwankten in der Ferne in weiten Umrissen die Kamelreiter über der farblosen Wolke, und hoch über ihnen leuchtete noch der rote Riesenschirm des Sultans. — Ein Kanonenschlag — die Tore des Sultanspalastes schlossen sich, das Ausstattungsstück „der Rabeh“ war recht gut gespielt!

Vor dem Südtor von Dikoa liegt der Markt (suk). Seine Mitte ziert eine hohe Steinpyramide, welche die Franzosen zum Andenken an den vom Rabeh hier erhängten Kaufmann Behagle errichtet haben. Der Markt ist riesenhaft, denn er ist unbegrenzt; in der weiten Ebene ist Platz genug. Täglich von Sonnenaufgang bis in die dämmernde Nacht hinein ist er belebt, und mancher obdachlose arme Teufel sucht, wenn die Händler abgezogen sind, in den Markthallen zusammen, was etwa liegen geblieben ist, macht sich ein Feuerchen an, kocht die Abfälle und schläft dort, falls er satt geworden ist, den Schlaf des Gerechten; unbekümmert um die

wilden Hunde und Hyänen, die ihn umschnuppern, aber scheu zurückweichen, wenn sie wittern, daß noch Leben in dem warmen Körper ist.

Das Hauptmarktleben spielt sich gegen Mittag ab. Da sind die Leute zur Stelle, die weither kamen, um zu kaufen, und alle, die einen langen Heimweg haben, sind noch nicht fort. Den glühenden Sonnenbrand sind die Leute gewöhnt, und die strohgedeckten Unterstände gewähren ja auch einigen Schutz gegen die ärgsten Strahlen. Alle Leute, denen man in Dikoa tagsüber auf der Straße begegnet, gehen zum Markt oder kommen von dort; alle Gespräche drehen sich um das Angebot und die Tagespreise. Je mehr man sich dem Südtor naht, desto lebhafter wird der Verkehr. Man hört Rinder brüllen und das langgezogene, sich überstürzende Geschrei von Eseln. Am Tore, wo alles passieren muß, was Geld hat und in der Stadt wohnt, haben Bettler und Krüppel sich aufgestellt, die einformig ihr „Allah ia, ka ba ka lafia“ (Gott hat dir gegeben, er sei gelobt) ertönen lassen und die Hände ausstrecken. Außerhalb der Mauern verworrenes Geräusch vieler Stimmen und zwischen den Buden eine bunte, wimmelnde Menge, über der eine Dunst- und Staubwolke liegt. Der Markt ist in Abschnitte geteilt. Hier wird Vieh gehandelt, dort werden Lebensmittel verkauft, die Stände der Handwerker grenzen an die Hallen der Kleintrahändler; hier ist eine Rasierbude, dort nimmt ein Briefschreiber Aufträge entgegen.

Als Zahlungsmittel diente damals die Kaurimuschel, die das Kleingeld ersetzte, der Maria Theresien-Taler und Gold aus aller Herren Länder. Auch Schilling- und Frankstücke waren im Verkehr, wurden aber ungleich bewertet und nicht gerne genommen. Am beliebtesten

und wohlfeilsten war der Maria Theresien-Taler, „grus“ oder „butir“ genannt. Er galt rund 5 Schilling oder 5000 Kauris, bei einem Silberwert von ungefähr 2 Mark. Er hat sich merkwürdigerweise im ganzen Sudan eingebürgert und wird in Europa für den Export geprägt.

Alles, was der Afrikaner sich nur ausdenken kann, gibt es für Leute, die Geld haben, auf dem Markt von Dikoa zu kaufen: Samt und Seide, in europäischen Fabriken mit kunstvollen Maschinen hergestellt, und Haarpfeile für die Frauen, die der nackte Heide in seinen Bergen aus Knochen geschnitzt hat. Wirklich kunstvolle Lederarbeiten werden mit Sorgfalt an Ort und Stelle gefertigt, und rohe, unbehauene Mahlsteine, die weiter geschleppt sind, finden ihre Käufer. Bei den weißen Arabern aus Tripolis, die mit ihren Kamelen über Mursuk durch die Wüste hierher gebracht haben, was der Sudaner an europäischen Erzeugnissen liebt, stehen die reichen Kanuris und Fullahs, die Araber und Haussa in blauen und weißen Oberkleidern, mit Fez und Turban, in feingeschnittenen Sandalen und roten Reiterstiefeln aus Ziegenleder vor den Auslagen, feilschen und prüfen, zaudern und zögern, bis sie endlich den Beutel mit Kauris ziehen oder gar einen Taler opfern. Vorsichtig sind sie alle, und schnell wird kein Geschäft abgeschlossen; Citzeile und amerikanische Zeitbegriffe sind in Dikoa noch unbekannt. Mit einem verbindlichen Lächeln, auf tausend Fragen gefällig Auskunft erteilend, niemals untätig, immer Augen und Ohren offen, sitzen die Händler hinter ihren Waren: Da stehen Zuckerhüte, da liegen Teepakete, Kaffeebohnen, Gewürznelken, Korallen, feine Glasperlen und Räucherwaren, arabisches Schreibpapier, Rehposten, Bleistangen und

Zinnkugeln; Ballen von Samt und Velvet, Brokatstoffen, Decken und rote Feze sind aufgestapelt. Hauffas nehmen Proben von allem und legen sie wieder beiseite, ein Araber läßt eine kleine Dose aus Kuhhorn mit Schnupftabak füllen, und ein vorwitziger Junge wird mit einem bösen Fluch vertrieben, weil er einer Kanuri-Schönen in buntbestickter Jacke nicht Platz macht, die mit ihren Sklavinnen herantritt, um dem Händler einen Auftrag zu geben, der aufgestanden ist und mit gebeugtem Rücken ein „yaua“ (Bejahung) über das andere murmelt. Er wird ihr Silberringe und Spangen, Stickerien und vor allem Rosenöl in feinen Glasphiolen vorlegen, ihr von dem Bazar in Tripolis, den Gefahren der Reise, der Kostbarkeit und Seltenheit seiner Waren erzählen, die nur „für sie“ bestimmt seien; und sie wird kaufen, wenn auch nicht heut und morgen, so doch sicherlich bald, und wenn sie das Geld ihrem Gebieter entwenden oder die Hälfte ihrer Sklavinnen verkaufen soll. Der Araber kennt die eiteln Kanuridamen, er wird sein Geschäft machen, das weiß er, und darum freut er sich.

Unter den weißen Lauben, dicht an der Stadtmauer, werden Menschen gehandelt. Die ständige Anwesenheit eines beamteten Europäers in Dikoa erst machte dem Menschenhandel auf dem Markte ein Ende. Ich habe die Verkäufer die menschliche Ware noch anpreisen und die Kauflustigen die Unglücklichen mustern sehen. Immer an der Spitze marschierend hatte ich überall, wo wir ins Innere Kameruns vordrangen, die Sklaverei mit all ihren Schrecken getroffen. Diese sind weniger in der unwürdigen Abhängigkeit des Menschen vom Menschen zu suchen, die der Neger auf dieser Kulturstufe gar nicht empfindet, sondern in den unheilvollen

Folgen der Sklavenjagden und in der unmenschlichen Behandlung, die der Sklave erleidet, bis er einen Besitzer gefunden hat. Gehört er erst einem Manne zu eigen, so ist er ein Wertstück geworden. Sein Herr läßt ihn arbeiten, sorgt aber auch für ihn, wie für sein Pferd oder seine Lieblingskühe.

So ist es mir, abgesehen von meinen Besuchen bei Ngilla, wo ich mehrfach Sklavenjäger heimkehren sah, eigentlich nie zum Bewußtsein gekommen, daß Schrecken der Sklaverei überhaupt noch bestanden, bis ich in Dikoa lebende Ware auf dem Markte sah. Unter den schützenden Strohdächern saßen sie, nach Geschlecht und Alter getrennt, munter plaudernd in guter Verfassung, vielfach mehr bekleidet als die umstehenden Heiden. Kinder von 4—10 Jahren wurden am häufigsten gehandelt, auch alte Männer und Frauen waren als Feldarbeiter begehrt. Junge Mädchen waren gar nicht auf dem Markte. Man sagte mir, seit keine Sklavenjagden mehr stattfänden und die Sklaven seltener würden, kaufe der wohlhabende Mann für seinen Harem überhaupt nicht mehr auf dem Markte, sondern durch Kommissionäre in einer Börse unter der Hand, indem er dem Vermittler seine Wünsche mittheilte und von diesem dann bedient würde.

Die Käufer schlossen den Handel sehr vorsichtig ab, eingehend wurde der Körper des Sklaven auf etwaige Fehler geprüft, er mußte laufen, springen, sprechen; Augen, Zähne und Ohren wurden untersucht. Eifrig pries der Verkäufer die Intelligenz, Sprach- und Handfertigkeit seiner Ware, stellte den einen zurück, rief einen andern und war betrübt, wenn das Geschäft nicht zustande kam.

Vielfach wurde getauscht, und namentlich neuein-



Aus Benzingers Lichtbildern für den Unterricht.

Kriegskanu der Dualaneger

getroffene Tripolitaner sah ich versuchen, ihre Kamele, die in Dikoa für sie nutzlos waren, gegen Dienstpersonal umzutauschen, das sie durch die Wüste nicht zahlreich genug hatten mitbringen können. Die abgetriebenen Dromedare wurden schlecht bewertet: ein kleiner Knabe für einen Hengst, der allerdings böse zu sein schien, und zwei häßliche Bagirmimädchen gar für drei Kamelstuten. Einen Haussa sah ich eine ganze Heidenfamilie aus dem Sokoto-Reich, fünf Köpfe, gegen eine Kabehsklavin umtauschen, die ihren früheren Besitzer unausgesetzt beschimpfte.

Sanda tat entrüstet, als ich ihm von dem Sklavenmarkt erzählte und sofortige Aufhebung verlangte; er hatte, wie er sagte, dem „maisuk“ (Marktmeister) schon mehrfach den Befehl dazu gegeben, aber die alten Kabisten in der Stadt seien unbotmäßig, gehorchten ihm nicht und gingen nach Maiduguri, wenn er sie bestrafen wolle. Das war Unsinn, denn ich hatte Araber, Haussa und Kanuris handeln sehen, gerade ein Kabehmädchen aber war verkauft worden.

Es gibt keine Sklaven im Sinne des Worts mehr in unserer Kolonie. Wo ein Abhängigkeitsverhältnis infolge der Verhältnisse noch besteht, befindet der dienende Stand sich in einer Lebenslage, die man mit Hörigkeit bezeichnen kann und die um nichts schlechter ist, als die Lage beispielsweise russischer Bauern vor dem Ukas des Zarbefreiers. Diese Lebenslage steht aber in richtigem Verhältnis zu der Entwicklungsstufe, auf der sich die Menschen befinden. Mit einer Verordnung allen Negern in Kamerun dasselbe Recht zu geben, hieße, abgesehen von der praktischen Undurchführbarkeit — alle Autorität im Lande beseitigen.

Bei den heidnischen Stämmen des Waldlandes von

Kamerun ist zwischen Sklave und Herr stets wenig Unterschied gewesen, und wo die Kultur schon eingedrungen ist, da gilt der als Sklave geborene Mann, wenn er arbeitet und Geld verdient, bald mehr als sein Herr, wenn er faulenzet und verarmt.

Die Not und das Elend der Neger, die ich unter den ungünstigsten Lebensbedingungen in Kamerun angetroffen habe, waren längst nicht so groß, als vielfach daheim, denn die Armut tritt dem Neger in der Natur niemals mit ihren furchtbarsten Schrecken entgegen; an Hunger und Kälte kann auch der Ärmste in Kamerun nicht zugrunde gehen.

Am 7. Mai 1902 gehörte auch der Sklavenmarkt in Dikoa, der einzige und letzte, den es noch in Kamerun gegeben hatte, der Vergangenheit an.

Urwaldtage in Kamerun. *)

Am 17. Oktober 1905.

Der schlechteste Scherz, den man sich mit einem Menschen machen kann, ist sicher der, ihn während der Kameruner Regenzeit von Kribi nach Jaunde reisen zu lassen.

In der Nacht waren fast ohne Unterbrechung Regengüsse niedergegangen. Der dicht hinter J.'s Hof vorbeifließende Bipindifluß war gewaltig angeschwollen. Die Brücke, die über ihn führen soll, ist bis jetzt erst in ihrem Mauerwerke fertiggestellt, der Belag fehlt noch, so daß wir den Übergang oberhalb in einem großen Kanubewerkstelligen mußten. Das Unternehmen war nicht

*) Nach Dr. Ludwig Kütz, Blätter und Briefe eines Arztes aus dem tropischen Deutsch-Afrika. Berlin 1910, Verlag W. Süßerott.

ganz ungefährlich. Sechs Schwarze brachten mit ihren langen, schmalen Paddeln das Fahrzeug zunächst einige hundert Meter am Ufer entlang von der Brückenanlage weg stromaufwärts. Dann dirigierten sie es in die Mitte des Flusses, wo es von der andrängenden Strömung gefaßt und in rasender Geschwindigkeit stromabwärts dem gegenüberliegenden Ufer zugetrieben wurde. Sie hatten es absichtlich dahin gebracht, wo der Strom die Richtung nach dem jenseitigen Ufer hatte. Trotzdem war mir nicht behaglich zumute, als es mit rasender Geschwindigkeit den aus dem Wasser ragenden Brückenpfeilern entgientrieb und erst kurz vor ihnen unsanft ans andere Ufer geworfen wurde.

Leider bin ich auch heute nur wieder ein kleines Stück vorwärts gekommen. Schon zwei Stunden hinter Bipindi war eine Talsenkung, die wir durchqueren mußten, durch die Regenströme der Nacht völlig mit Wasser angefüllt. Ich selbst hätte sie wohl durchschwimmen können, aber meine Lasten durchzubringen, ist heute unmöglich, da die Leute nirgends Grund unter den Füßen haben. So bin ich gezwungen, hier vor dem Wasser mein Zelt aufzuschlagen und abzuwarten, bis es sich so weit verlaufen hat, daß ich mit meinen Trägern hindurchkommen kann.



Volodorf, den 19. Oktober 1905.

Nach Überwindung entseßlicher Wege bin ich heute glücklich auf der Militärstation Volodorf angekommen und werde mir hier einige Tage unfreiwilliger, aber nicht unwillkommener Rast gönnen müssen. Die Straße wird zwar, je weiter man sich von der Küste entfernt, um so besser, auch der Urwald scheint etwas lichter zu

werden, die Ansiedelungen zu beiden Seiten des Weges mehren sich und werden freundlicher in ihrem Äußeren, dafür strömt aber der Regen immer reichlicher. Das Gelände wird hinter Bipindi hügelig, und die Station Lolodorf liegt 500 Meter über dem Meeresspiegel auf einer stattlichen, die Umgebung beherrschenden Anhöhe, die völlig vom Wald gesäubert ist und einen weiten Rundblick über die Umgebung gestattet. Unmittelbar an ihrem Fuße zieht ein Fluß, der Lokundje, vorüber. Freilich dringt das Auge vorläufig nur bis in die aller-nächste Umgebung, denn schon die Nachbarhöhen liegen in dunkeln Wolken, und aus den Tälern steigt es wie schwerer, weißer Dampf empor. Zwei Tage werde ich hier mindestens zu warten haben, da meine bisherigen Träger zur Küste zurückkehren und für den weiteren Marsch neue angeworben werden müssen. Die Station ist augenblicklich von einem weißen Unteroffizier mit seinen schwarzen Soldaten besetzt. Wie er mir erzählt, sind Träger jetzt schwer zu bekommen, da erst kürzlich Hunderte von Proviant- und Munitionslasten für die in südöstlicher Richtung von hier im Aufstandsgebiete kämpfende Schutztruppenexpedition befördert werden mußten. Für morgen wird die Ankunft von Leutnant R., dem eigentlichen Stationsleiter von Lolodorf, erwartet, der aus dem aufständischen Gebiete zurückkehrt. Er hatte die Aufgabe, dem dort stationierten Hauptmann Freiherrn v. St. Munition zuzuführen. Ein Vierteljahr hatte er zu dem Hin- und Rückmarsch gebraucht und dabei schwere Anfeindungen der Eingeborenen zu überstehen gehabt.

Die Station ist primitiv, aber behaglich und sauber eingerichtet, jedenfalls bin ich wieder einmal im Trocknen. Während ich sitze und schreibe, spielt in der be-

nachbarten Wohnung des Unteroffiziers ein Grammophon, der einzige Ersatz für heimische Musik, den man sich hier in der afrikanischen Ferne verschaffen kann.



Polodorf, den 20. Oktober 1905.

Seit meinem Abmarsche von Kribi zerriß heute zum erstenmal die Sonne wieder ihren dicken Wolkenschleier. Doch wie ganz anders ist das Bild, das man hier im Urwaldgebiete von einem Berge herab im Vergleich zur Umschau über ein Stück der heimatlichen Erde hat. Eine weite, große Fläche mit nichts als weiten Waldbeständen, Wald in den Tälern, Wald auf den Höhen, die in mannigfacher, bizarrer Gestalt den Horizont begrenzen. Nur auf wenige hundert Meter im Umkreis sind noch die im Tal liegenden Negerhütten sichtbar, dann wird alles wieder vom Wald umklammert. Er schließt sich und bildet eine dem Blick undurchdringbare, durch nichts unterbrochene, zusammenhängende gewaltige Masse, düster, starr, zur Schwermut stimmend, aus der Ferne tot für das Auge, trotz des millionenfachen Lebens, das in seinen Tiefen eine Stätte hat. Kein Kirchturm grüßt von weitem, kein Städtchen, kein Dorf, kein Bach durchblinkt das düstere, dichte Grün, keine Wiesen, keine Äcker künden sich dem Auge, keine Abwechslung der Farbe und der Stimmung; nur Wald, ein Stück aus dem dunklen Erdteil.

Gegen 9 Uhr schon fingen die Eingeborenen im Tale an, ihre Trommeln zu schlagen, ihre Festgefänge anzustimmen und ihre Gewehre abzuschießen zum Zeichen, daß der erwartete Stationsleiter nahte. Als Willkommengruß für ihn prangte das Hauptgebäude der Sta-

tion im Flaggenschmuck. Bald darauf ritt er an der Spitze einer kleinen Schar schwarzer Soldaten aus dem Wald heraus, begrüßt von den lärmenden, singenden, trommelnden und schießenden Eingeborenen, die ihm bis zum Fuße des Stationshügels folgten. Eine Viertelstunde später sprengte er auf den Stationshof.



Am 23. Oktober 1905.

Nach zweitägiger Rast seit gestern Weitermarsch. Immer noch zieht sich die Straße durch dichtes Waldgebiet; nur wenige Schritte weiter vermag das Auge seitwärts des Weges in ihn einzudringen; dabei steigt er ununterbrochen im hügeligen Gelände auf und nieder. Bis Lolodorf steigt man von der Küste an im ganzen auf 500 Meter. Saunde liegt noch 200 Meter höher über dem Meere. Die Ansiedelungen auf den gerodeten Lichtungen am Wege werden dichter, aber wirkliche; zusammenhängende, große Dörfer, wie man sie in Togo überall trifft, habe ich auf dem ganzen Wege noch nicht gefunden. Seit heute marschieren wir zwar noch im Lolodorfbezirke, aber der Bevölkerung nach schon im Gebiete der Saundes. Meine heutige Rast halte ich auf einer kleinen Höhe zwischen einem halben Duzend Hütten. Unterwegs waren viele Ansiedelungen völlig verlassen, und als Grund erfuhr ich, daß sich vor mir her das Gerücht verbreitet hatte, ein weißer Mann käme und ließe von einem Soldaten alle Leute einfangen und mit nach Saunde nehmen. Freilich lag zu diesem Gerüchte scheinbar ein Grund vor. Ich habe tatsächlich von Lolodorf zur Begleitung einen Soldaten mitgenommen, aber lediglich um meine Träger zu beaufsichtigen und zu verhindern, daß die Leute

ihre Lasten im Stich lassen und davonlaufen. Hier in Südkamerun soll es die Regel sein, daß von den angeworbenen Leuten in den ersten Tagen einige durchbrennen; hat man sie erst mehrere Tage im Marsch, dann wagen sie es nicht mehr. Trotz des mitgenommenen Soldaten waren mir nun über Nacht drei Leute ausgerückt. Um sie wieder einzufangen, hatte ich noch vor Sonnenaufgang den Soldaten ausgeschickt; aber er suchte vergeblich die nächsten Niederlassungen nach ihnen ab. Diese ergebnislose Razzia nach meinen Durchbrennern hatte das Gerücht veranlaßt. Noch am Orte der Raft bekam ich Ersatz für sie.

Auf dem heutigen Marsche kamen mir beim Passiren eines Dorfes auf einmal zwei Jungen laut rufend nachgelaufen. Ihre saubere Kleidung ließ vermuten, daß sie einmal in europäischer Zucht gestanden hatten, und als sie herankamen und mich begrüßten, erkannte ich in ihnen die beiden Jungen von Oberleutnant H. wieder, von denen der ältere den jüngeren in Kribi durch einen Pistolenschuß schwer verwundet hatte. Ich konnte nicht umhin, den ehemaligen Patienten auf der Landstraße gleich einer gründlichen Untersuchung zu unterwerfen und freute mich, als sich ergab, daß sein Bluterguß, mit dem er eigenmächtig vor 7—8 Wochen das Weite gesucht hatte, völlig aufgesogen war, und daß die Verletzung auch sonst keine dauernden Folgen für ihn gehabt hatte.

Seit meinem Ausbruch von Bolodorf herrscht wenigstens den größten Teil des Tages wieder Sonnenschein; ich habe hoffentlich die schlimmste Regengegend hinter mir. Erst in trockenen Kleidern geht einem das Verständnis für die Reize des Urwaldes auf, deren er wahrhaftig nicht bar ist. Tausenderlei Leben herrscht

in ihm, tausenderlei Formen und Farben der Tier- und Pflanzenwelt trifft man, überall ist er verschieden, und wenn man als Wanderer vor seiner Karawane ihn durchpilgert, so wechseln bei aller Gleichartigkeit des Grundtons doch dauernd die einzelnen Szenerien auf beiden Seiten des Weges. Ehrwürdige Baumriesen mit vielhundertjährigem Alter überragen hie und da das Gesamtbild, ihre grünen Kronen bald mit wenigen starren Zacken zu den Wolken emporstreckend, bald mit verschlungenem Geäst ein schattiges, dichtgeflochtenes Kunstwerk bildend. Was würden sie erzählen können, wenn ihre Sprache verständlich wäre. Schlanke Lianen schlingen liebelelzend ihre Arme um den alten Riesen, der sich geduldig die Liebkosung gefallen läßt. Doch wehe, wenn er nicht rechtzeitig ihre Netze zersprengt, erbarmungslos wird er von ihnen erdrückt. Manch sterbender Riese mit kahlem Haupte gibt Zeugnis davon, manch einer liegt bereits am Boden. Ein weiches Leichentuch aus samtnem, grünem Moose deckt den verwesenden Leib, Farrenkräuter mit langen Wedeln halten die Totenwacht, bunte Falter umflattern ihn. Freilich ist es kein ewiger Tod für ihn. Die Berührung mit der mütterlichen Erde läßt gar bald neues Leben aus ihm erstehen. Aus seinen verwitternden Resten schießen üppig neue Gebilde empor. Wenn sie auch nicht die imposante Höhe des Gefallenen erreichen, so füllen sie doch seine Lücke reichlich aus. Am dichtesten und undurchdringlich selbst fürs Auge schließen sich die Reihen in der niederen Region. Hier hausen die Scharen der Jungen und der Zwergvölker des Urwaldes, die niedrigen Gebüsche, die Gräser, die Sträucher. Was ihnen an Kraft und Wuchs fehlt, ersetzen sie durch Zahl und Fülle, durch Anmut und Farbenschönheit ihrer Blüte.

Brennende Farben herrschen in der Tropenflora vor. Brillrote Dolden oder Tulpenblüten, die lech aus dem dunklen Grün hervorbrechen, wechseln mit den mannigfach gefärbten bunten Kelchen der zahlreichen Ranken- und Schlinggewächse, die im Gebüsch und über dem Boden entlang kriechen und ihre Ausläufer selbst auf den von Menschenhand mühsam gebahnten Weg ausfenden, die aber auch hinauf ins lichte Laubwerk klettern und aus ihm heraus ihre Blütenköpfe der Sonne entgegenrecken. Und wenn ein Fluß den Urwaldboden durchquert oder sonst eine Wasserstelle sich findet, dann sprießt das Leben doppelt reich empor, hier gibt es dauernd frischen Trank in der Tropenhize. Hier sind die bevorzugten Stände. Aber auch die andern entbehren der Labung nicht. Häufig genug spendet ihnen der Himmel Erfrischung. Er kündigt sie an durch einen Vorläufer, den Wind, der zu mancher Jahreszeit eine gar unwirsche Sprache reden kann. Und wenn dann der Tornado mit Blitz und Donner durch den Wald fährt, dann schwillt das Geflüster in ihm zu gewaltigen Tönen an. Achzend murren die alten Herren, daß er so unsanft ihnen die ehrwürdigen Häupter zerzaust, die kleineren Nachbarn stecken die Köpfe zusammen und erzählen sich rauschend ihre Geschichten. Wohl bringt er einem morschen Alten den letzten Todesstoß, so daß er mit lautem Stöhnen zu Grabe sinkt; wohl raubt er gar manchem eine Zacke seiner Krone, aber er sorgt auch dafür, daß tausendfältiger Samen über den Waldboden verstreut wird, dem der nachfolgende Regen zu keimendem Leben verhilft. Tausendfältig ist das Pflanzenleben des Urwaldes und tausendfältig auch das Leben der Tierwelt in ihm. Wenn schon es sich den neugierigen Blicken der Menschen mehr entzieht und

lieber versteckt im Waldesdunkel sich entfaltet, so trifft der Wanderer doch überall noch genug von ihm an. Wieviele Vögel scheucht er auf, oft mit schillerndem, buntem Gefieder, wie oft hört er einen Lockruf oder einen Warnungsschrei, wie oft schreckt er die laut kreischenden Papageien und den mit schwerem Flügelschlage davonrauschenden Nashornvogel auf. Zahlreiche Schmetterlinge, Käfer und sonstige Insekten fliegen vor ihm her, ungezählte Tausende geschäftiger Ameisen kreuzen in eifriger Arbeit seinen Weg, Eidechsen rascheln im Laub. Scheuer sind die Bierfüßler; Dreistigkeit und Neugier unter ihnen zeigt nur der Affe. Hat der Wanderer Glück, so sieht er auch wohl eine Antilope im Dickicht verschwinden, oder er hört nachts den Elefanten am nahen Wasser, den Eingeborenen höchst unwillkommene Gäste, die ihre Anpflanzungen, die sie auf mühsam gerodeter Stelle angelegt haben, erbarmungslos verwüsten. Welch ungeheurer Gegensatz zwischen unseren heimatischen Forsten und dem afrikanischen Urwald! Dort nur wenige Arten in Reihen gehaltener, gepflegter Stämme, hier hundertfach wechselnde Vegetation. Dort das Bild wohlgepflegter, gleichmäßiger Ordnung, von Menschenhand gemeisterter Natur, hier das wilde Chaos, das kühn auch dem menschlichen Eingreifen trotzt.

Und doch, gehen wir zweitausend Jahre zurück, eine für die Konen der Weltentwicklung kurze Spanne Zeit, so hatten auch unsere deutschen Gauen den Urzustand des Waldes, den Urzustand der Rasse, und auch in ihnen versuchte eine fremde Kultur, freilich eine sterbende, die römische, das Werk der Kolonisation.

Im Kameruner Bergland (Njua). *)

Njua, den 22. Februar 1912.

Dreckig, schmutzig, voll Staub, Schweiß und Ruß, hungrig und todmüde, aber glücklich sind wir gestern nachmittag aus den Bergen heruntergekommen. Drei Tage sind wir oben gewesen, und es war herrlich, ein wenig in die Schönheit und die Geheimnisse dieses wunderbaren Gebirges einzudringen.

Der ganze äußere Apparat dieser Bergtour war so wirklich aufs notwendigste beschränkt, daß das allein schon Vergnügen machte. Nach dem heißen, steilen Aufstieg zum nördlichen Teil des Berges, gerade über dem Ort Njua, und zwei ausführlichen Peiltschaufnahmen auf den beiden höchsten Gipfeln mit Photographieren, Zeichnen, Messen, gab es die Mahlzeit — ein kaltes Huhn und dicken Griesbrei, dazu heißen Tee, vom Koch regelrecht angerichtet und von den Boys serviert — am Boden auf einer ausgebreiteten Hauffamatte; und dann krochen wir in die Wolldecke und Schlaffack unter das winzige, kleine Zelt, aus zwei Segeltuchplanen, zwei Tüchern und ein paar Zweigen gebaut. Der Tigerhund auf der Wolldecke zwischen uns schlief gleich; wir selber sahen noch eine Weile den fünfzehn Leuten zu, die mit heraufgekommen waren, wie sie sich, nach Landsmannschaften gesondert, in Gruppen um unser Zelt lagerten, jede bei einem starken Feuer, an dem das mitgenommene Hirsemehl gekocht wurde. Die ganze Nacht brannte es weiter, als Schutz gegen die Kälte (7 Grad) und gegen Leoparden.

*) Nach Marie Pauline Thorbecke, Auf der Savanne. Tagebuch einer Kamerunreise. Berlin 1914, Verlag E. S. Mittler u. Sohn.

Am andern Tag in der Frühe Aufbruch und Wanderung über das innere Plateau des Gebirges hinüber zur breiten Mittelkette, die mit vier Gipfeln steil über einem tiefen Talgrund steht. Die Karawane ging voran zu dem von der Höhe aus bezeichneten Wäldchen, an dem das Lager geschlagen werden sollte; wir kamen mit Topographieren, Pflanzensammeln, Beobachten auf dem Weg, der oft bergauf und bergab über gebrannte Grasfelder und durch sumpfige Bachschluchten führte, langsamer vorwärts.

Die Njualeute hatten uns zwar versichert, sie kämen nie auf die Höhe hinauf. Aber wir fanden Wege, denen der Führer immer eifrig zustrebte, weil sich's im halbverbrannten Gras schlecht ging, merkten auch, daß eine Farm auf der Ostseite des Gebirges von Njualeuten angelegt ist, und beobachteten, wie der Njuamann in den kleinen Sumpfwäldchen an den Wassern heimlich und eilig Bäume anschnitt, um nach Gummi zu suchen. Die Leute kennen ihren Berg ganz genau und haben uns nur abschrecken wollen, weil sie ihre sichere Zuflucht, die noch kein Landfremder vor uns betrat, nicht preisgeben mochten.

Kurz, ehe wir den Lagerplatz erreichten, sahen wir zu unserem Schrecken rings um den kleinen Wald Flammen aufschlagen und im dort noch ungebrannten, gelben Gras weiterfressen. Die Leute waren zu faul gewesen, das Gras zu schneiden, um das Zelt aufzurichten, und hatten einfach alles angezündet. Nun brannte die ganze Grasfläche bis hinüber zu den Gipfeln; an ein Durchkommen war nicht zu denken, und es blieb uns nichts übrig, als ein paar Stunden in der kohlschwarzen, abgebrannten Savanne sitzen zu bleiben, bis das Gras verbrannt war. Natürlich wurde die

Luft von dem dicken Rauch so erfüllt, daß wir die Hoffnung, ferne Gebirge zu sehen, rasch aufgaben; schwarze Rußflocken flogen in der Luft umher, kleine Windhosen wirbelten die Asche auf und überstreuten alles damit.

Gegen 4 Uhr konnten wir endlich weitergehen und kamen auch sehr rasch, ohne durch Gras gehindert zu werden, zu dem westlichsten der Gipfel, den wir von unten, vom Standpunkt des vorigen Tages und mehrfach von der Route aus gesehen hatten. Gigantische Granitblöcke, in gewaltigen Schalen verwitternd oder steil in Klüften aufgerichtet, bilden hier das schroffe Ende des Plateaus, das sie noch beträchtlich überragen. In der rauch- und ascherfüllten Luft waren gerade nur die Berge jenseits des breiten Tales zu erkennen. Trotzdem waren wir befriedigt von dem Anstieg, weil wir vom letzten, östlichsten der Gipfel einen leidlichen Überblick über den Osthang des Gebirges und den Ausgang des Tales bekamen, das eine hohe Kette ganz vom übrigen, massigen Gebirge trennt. Auch an diesem Tage Buschmahlzeit, Buschlager und tiefer, fester Schlaf.

Am andern Morgen war es so weit wieder klar geworden, daß wir wenigstens die mächtigen Felsformationen im einzelnen photographieren konnten; an Fernaufnahmen oder Photographieren des ganzen Gebirges war freilich noch gar nicht zu denken.

Dann ging es pfadlos abwärts durch ein kleines, stark geneigtes Seitental dem großen zu. Wo wir durch tief und steil eingeschnittene Bachschluchten mußten, standen wahre Graswälder, durch die man sich kaum durchkämpfen konnte; an andern Stellen war der Boden schlammig und sumpfig. Daß man sich auf den guten Wegstrecken beim Klettern über die Felsen die Hälfte der Nägel aus den Bergstiefeln brach, war die geringste

Unannehmlichkeit. Aber wir kamen doch durch und konnten arbeiten.

Gegen 4 Uhr mußten wir schleunigst bergab, um noch bei Helligkeit durch weglose Gras- und Waldhänge zu kommen. Zuerst ging es wunderschön, zwar steil, aber wie auf Treppen von Granitblock zu Granitblock, die zwischen dem kurzen Gras gut zu sehen waren. Aber plötzlich wurde das Gras länger und länger, von Weg keine Spur, kein Stein mehr zu sehen; vorsichtig brachen unsere vier Leute sich Bahn. Halb ging man, halb rutschte man auf den glatten, umgeknickten Halmen, rechts und links hielt man sich am Gras fest, dessen Stengel daumenstark waren und dessen Spitzen hoch über unseren Köpfen zusammenschlugen. Es knackte unter unseren Füßen wie springendes Glas, Wolken von Staub und brütende, schwüle Hitze umgaben uns.

Beinahe eine Stunde ging es so bergab, dann hatten wir den Waldrand erreicht, und kaum waren wir alle aus dem Gras heraus, da flammten auch schon Zündhölzer, die die Boys mitgenommen hatten, ein Bündelchen Gras wurde darangehalten, und in ein paar Sekunden schlug ein Riesenbrand am Berg auf, dem Weg folgend, den wir gekommen waren, und mit dem Wind nach Süden weiterfressend. Die Leute im Dorf sahen in der Dämmerung das Feuer und schickten uns einen Mann entgegen, der uns den Weg durch den Wald über frisch geschlagene, von Stämmen und Ästen bedeckte Lichtungen, durch Bäche und über Farmen zum Zelt führte.

Die ganze Nacht brannte das Feuer am Berg, das Knattern tönte laut bis zu uns herunter, und der Dorfplatz war hell beleuchtet.

Am Fuß der Tsimklong, 27. Febr. 1912.

Seit fünf Tagen wandern wir im Land umher, diesmal auf Wegen, die noch kein Weißer gegangen ist, auf Berge, deren Namen unbekannt sind, und in Gegenden, die als fast menschenleer und unbewohnt gelten. Und dabei zieht ein enges Wegenez über das ganze Land; dicht beieinander liegen Ansiedelungen in der Art von Umo, wo ein Großer mit seiner Familie und ein paar Arbeitern wohnt und auf dem prachtvoll fruchtbaren, tief verwitterten Boden Kassada, Hirse, Mais und sehr viel Baumwolle baut, Hühner und Ziegen hält und Massen von großen, schönen Fischen in den zahllosen Bächen fängt. Natürlich ver-rät kein Häuptling seine eigenen Ansiedelungen und weist den Frager mit Vorliebe auf die Nachbarn hin. Da wir in den Gebieten von Njua, Lomonji und Bengbeng reisen, erfahren wir allmählich von jedem die Dörfer und den Reichtum des andern. Daß die Leute Baumwolle spinnen, haben wir in Njua selber gesehen, haben auch lose Flocken und gesponnenes Garn samt Spindel mitgenommen. Ich glaube, daß sehr viele der Hauffastoffe, die die Tikar-Leute tragen, aus dieser Baumwolle gewebt werden, daß die überall herumziehenden Hauffahändler hier das Material verkaufen und nicht erst alles weit von Norden her bringen.

Wundervolle Berge haben wir gesehen; der in Büchern genannte steile Lomonjiberg ist ein flaches, kleines Ding gegen die Wawue und die Tsimklong, über die uns unser Weg nach Bengbeng führt. Von Lomonji und Wawue aus haben wir auch Fernsichten gehabt. Am schönsten war's gestern abend auf dem Gipfel der Wawue, von dem wir ganz überraschend

und unerwartet den Mbam in riesigen Schlingen durch die breite Ebene ziehen sahen. Die Sandbänke leuchteten gelb herauf, und wir konnten beobachten, wie Leute zu Fuß durchs Wasser gingen. In der Trockenheit ist ein lebhafter Verkehr durch solche Furten hinüber aufs andere Ufer in die Landschaft Takong, die auf der Karte noch ein weißer Fleck ohne Namen ist. Wir haben große Gebirge von etwa 1400 Meter gesehen, gezeichnet, photographiert, haben Namen einzelner Berge feststellen können und haben, kurz vor Sonnenuntergang, noch ganz in der Ferne die Banjoberge, deren Lage bekannt ist, gesehen.

Von oben sieht die große Ebene zwischen Njua und Ngambe merkwürdig aus; der gelbliche Boden mit ganz kurzem, grünem Gras und niedrigen, hellbelaubten Bäumen ist durchzogen von unzähligen, dunkelgrünen Galeriewäldern, die in einem unbegreiflichen Gewirr von Windungen alle Senken erfüllen. Am auffallendsten sind die vielen kurzen Arme, die sich von jedem grünen Streifen in die gelbe Grasfläche vorschieben und auf halber Höhe des Rückens plötzlich aufhören. Wir sind einmal in einen solchen hineingetrochen und haben gesehen, daß es Quellsöpfe sind, in deren Grund das Wasser der Regenzeit aus dem verwitterten Boden hervorquillt und allmählich eine tiefe Schlucht mit steilen Wänden gebildet hat. Im Laufe der Zeit schneidet sich solche Schlucht rückwärts immer mehr ein, die Quellsöpfe berühren einander, die Wasserläufe werden verändert, und so ist auf dieser scheinbar ewig gleichen Ebene alles in dauerndem Fluß.

Heute ist es leider sehr dunstig; wir sitzen am Fuß des Tsimklongberges und sagen uns, daß es nicht den geringsten Sinn hat, hinaufzuklettern, weil man kaum

weiter als 200 Meter sehen kann. Das Wetter ist sehr merkwürdig hier: bei Tag glühend heiß und ohne Fernsicht, bei Nacht klar und eiskalt; letzte Nacht hatten wir 3,5 Grad Celsius. Für uns ist ja dieser Wechsel sehr gut und gesund, aber unsere Schwarzen tun mir oft leid dabei, sie frieren jämmerlich des Nachts. Heute müssen sie sogar im Freien schlafen, durch Dummheit oder Faulheit ihres eigenen Aufsehers. Es liegt nämlich eine Ansiedelung oben auf dem Berg, aber der Führer, dem es wahrscheinlich zu unbequem war, hinaufzugehen, hat uns das verheimlicht und uns alle zum Nachtquartier hier unten in die Savanne geführt. Zu essen gibt es auch nichts, wenn es nicht gelingt, von Bengbeng etwas herzuschaffen. Das ist ein großer Ort, aus dem man unangemeldet wohl für 50 Leute Essen erhalten kann; von den einzelnen kleinen Farmen ist das nicht möglich, da muß am Tag vorher bestellt werden. Für unsere Boys haben wir von der letzten Siedelung noch Hirsefuchen und Hühner mitgenommen, die Tikar-Leute müssen nun selber sehen, wie sie in ihrem Land zu essen bekommen.

☆

Nkang, den 6. März 1912.

Endlich sind wir wieder unterwegs; der Aufenthalt in Bengbeng ist länger geworden, als wir beabsichtigten, und der Grund war ärgerlich genug. Franz hatte in einem Fuße einen großen Sandfloh, diesen lästigsten Plagegeist in Kamerun, der ihm nicht weh getan hatte und der sich daher gründlich hatte auswachsen können. Der Pferdejunge hatte ihn herausgebohrt, Franz hatte selber sorgfältig desinfiziert, aber plötzlich in der Nacht schwoll der Fuß zu unförmiger Dicke an. Ich habe ihn

behandelt und geschnitten, und nun ist Franz wieder so weit, daß er einen bequemen Stiefel anziehen und reiten kann.

Die erzwungenen Rasttage in Bengbeng haben wir aber gut ausgenutzt, eine ethnologische Sammlung von mehreren Trägerlasten zusammengebracht, hauptsächlich sehr schöne Tongefäße, für die dieser Ort in ganz Tifar berühmt ist, haben Phonogrammaufnahmen gemacht von Sprache, Gesang und Instrumentalmusik, gemalt, gezeichnet und dem Baumwollgeheimnis der Leute nachgeforscht.

Und dann haben wir die Ruhe, die eben unvermeidlich war, von Herzen genossen. Einmal wieder ein paar Tage gemächlich leben können und das seltsame Treiben um uns mit Muße betrachten, das war wirklich schön. Am schönsten die Nächte, von denen man an den Wander- und Arbeitstagen so gut wie nichts sieht, weil man immer mit den Hühnern schlafen geht und auch todmüde ist.

Wenn nach den blutigroten Sonnenuntergängen der Vollmond orangefarben heraufkam und beim Höhersteigen immer grüneres Licht strahlte, wurde es auf dem weiten, palmenumgebenen Dorfplatz lebendig. Trommeln wurden herausgebracht und Tanzspiel begann. Das ist in Tifar abwechslungsreicher und verrät seinen Sinn deutlicher als in Dschang und Bamun. Zuerst tanzen wie dort die Männer allein im Kreis um die Trommeln schnell und lebhaft, oft mit Drehen und Springen und mit einem Gesang, in dem auch für unsere Ohren eine kurze Melodie ist. Dann kommen die Frauen, treten in den Kreis, singen mit, und plötzlich bilden sich zwei lange Reihen, die Männer auf der einen, die Frauen auf der andern Seite; die Trommel

schlägt einen neuen Rhythmus, und der Gesang klingt anders, wilder und aufgeregter. Ein Mann springt vor, dreht sich, hüpfst, schlägt die Kassel und singt vor einer Frau, die plötzlich aus der Reihe tritt und einmal im Kreise um ihn herumtanzt. Dann setzen sich alle Männer in Bewegung, die Frauen kommen ihnen entgegen, je ein Paar tritt sich dicht gegenüber und tanzt vorwärts und rückwärts, vorwärts und rückwärts. Ab und an berührt ein Mann die Brust der Frau, die ihm dann rasch entgleitet. Und der Gesang ist ein Locken und Werben, ein Antworten darauf und ein Wiederentweichen. Eine Pause und mit anderem Rhythmus beginnt der Tanz wieder, bei dem diesmal die Frauen die Auffordernden sind, immer mit den weichsten, graziösesten Tanzbewegungen, die nie etwas Berlegendes oder Anstößiges haben, trotz aller unverhüllten Deutlichkeit des ganzen Spiels.

Nach einer Stunde zerstreut sich alles, die Dorfleute, Männer und Weiber, verschwinden in den Hütten, und gerade wollen wir schlafen gehen, da ertönt in der Nähe des Zeltes das leise, zarte Schwirren eines Zupfinstrumentes. Die fünf Ngambe-Burschen, die sich uns angeschlossen haben, tanzen noch einmal für sich allein ihr Zauber- oder Djudjuspiel, das keine Frau sehen darf. Einer sitzt auf der Erde und klimpert unermüdlich die kurze rhythmische Melodie; es klingt wie ein Stückchen aus dem „Wohltemperierten Klavier“, auf einem Spinnett gespielt, und die vier andern stehen ihm gegenüber, hüpfen und springen, verrenken die Arme und Beine und gucken in den Mond. Ab und an ein leises, leuchtendes Lachen, sonst kein Laut außer dem sanften Schwirren des kleinen Instruments.

Im Gebiet der Schlafkrankheit. *)

Das nächste Marschziel ist für uns das Schlafkrankenlager Kumbé, das wir am 17. November erreichen. Das Grasland war ganz allmählich in eine mit einzelnen niederen Bäumen besteckte Steppe übergegangen. Je südlicher wir kamen, desto mehr verdichtete sich diese Baumsteppe. An ihre Stelle traten da und dort schon richtige kleine Waldgruppen. Der Baumwuchs wird immer schlanker und höher, die von den Baumsteppen her gewohnten Krüppelformen der Holzgewächse verlieren sich allmählich.

Gegen Mittag kommt Kumbé in Sicht, zuerst das außerhalb der Station selbst, die noch aus der Zeit der französischen Verwaltung stammt. In Vertretung des abwesenden Stabsarztes und seiner Assistenzärzte war die Leitung der Station und des Krankenzimmers dem Sanitätssergeanten übertragen, dem zwei weiße Sanitätsunteroffiziere beigegeben sind. Sie haben mich in gastlicher Weise aufgenommen und alles getan, was in ihren Kräften stand, mir meine Aufgabe zu erleichtern. Besonders dankbar war ich, daß ich Einblick bekam in die Arbeit des Laboratoriums, in dem das Färben und Untersuchen der Blutpräparate, die sich allmählich zu Tausenden gesammelt hatten, vorgenommen wurde.

Es ist eine schwere Arbeit, die hier mit größter Pflichttreue von deutschen Beamten geleistet wird. Tag für Tag stundenlang in dem glühendheißen Laboratorium vor dem Mikroskope zu sitzen, ist eine außerordentlich schwere und anstrengende Arbeit, die auf die Dauer nicht ohne Folgen bleibt. So konnte man die

*) Nach Georg Escherich, Quer durch den Urwald von Kamerun. Berlin 1923, S. 215.

Rückwirkung dieser sitzenden, in den Tropen besonders ungesunden Lebensweise auch bei den hiesigen Beamten deutlich erkennen. Ihr Gesundheitszustand war schon sichtlich angegriffen. Sie bedurften dringend der Erholung und erwarteten sehnlichst den wohlverdienten Urlaub.

Nachmittags erfolgte der Besuch des Krankenlagers. Ein unsagbar düsteres Bild menschlichen Elends, das ich nie mehr vergessen kann. Die hier eingebrachten Kranken sind ausnahmslos dem baldigen Tode verfallen. Sie befinden sich meist schon im letzten Stadium und sind nur mehr lebende Gerippe. Und doch wollen sie alle noch so gerne leben und wollen die Sonne genießen, die sie ja so sehr lieben. Es ist ergreifend zu sehen, wie die noch einigermaßen Lebenskraft zeigenden Kranken sich mit äußerster Anstrengung abplagen, um die anderen, noch viel kränkeren, die sich überhaupt nicht mehr bewegen können, aus dem Duster der Hütte ins Freie zu schleppen, um sie nochmals die geliebte Sonne genießen zu lassen. Gefühlsmäßig suchen diese Ärmsten Heilung in der Sonne. Doch ihnen kann selbst tropische Bestrahlung nicht mehr helfen. Der Stempel des Todes ist ihnen aufgeprägt.

Nicht gerade ermutigend ist es für mich, zu hören, daß auch schon zwei von den zehn Soldaten des Lagers und vier von den zwanzig Askaris des Postens Carnot infiziert sind. Noch unheimlicher wirkt die Mitteilung, daß sich hier in diesem Jahre auch bereits zwei deutsche Offiziere und eine größere Anzahl Franzosen die Schlafkrankheit geholt haben. Rettungslos verloren und dabei einem langsamen, qualvollen Dahinsiechen verfallen. Wie leicht kann es auch mich treffen. Eine einzige Fliege vermag mir den Tod zu bringen, und Dutzende und aber Dutzende sind's, die mich täglich stechen!

Nur nicht schlafkrank werden. Lieber von den Buschgewehren der Pangwes hingestreckt oder vom Elefanten im Urwald zertrampelt werden! Aber nicht dahinsiechen und qualvoll absterben! Das wäre für einen Mann, der niemals Krankheit und Schwäche gekannt, das Furchtbarste. Wer aber kann mich davor bewahren? Nur der Allmächtige oben, der unser aller Geschick lenkt, kann das Schreckliche abwenden. Die Gefahr lauert auf allen Wegen, in jeder Hütte und im Zelte. Wo immer wir sind, verfolgt uns die schreckliche Fliege. — Die vielen verlassenen Dorfstätten, die wir getroffen, das rapide Schwinden der Bevölkerung zeigen nur zu deutlich, welche furchtbare Geißel über dem herrlichen Landstriche schwebt.

Am nächsten Tage soll nur ein kurzer Marsch nach einem am Mambere gelegenen kleinen Orte stattfinden, um den dortigen herrlichen Galeriewald und seine forstlichen Eigenschaften zu erkunden. Baboko, der junge, kaum zwanzigjährige Häuptling, zieht uns mit zahlreichem Gefolge entgegen. Seine Macht ist noch jung, er will sie gerne zeigen. Der ihm vor kurzem übertragenen Häuptlingswürde scheint jedoch nicht die richtige Prinzenerziehung vorausgegangen zu sein, wenigstens weiß er mit seinem reichgeschirrten Paraderöß nur wenig umzugehen. Ungeschickt erklimmt er es von der rechten Seite aus, und als er endlich droben sitzt und mir zu Ehren einen wilden Galopp anschlägt, verliert er seine ganze Kopfbedeckung mit dem Federbusche. Schadet nichts! Seine Untertanen sind doch entzückt über die ritterliche Leistung ihres Oberhauptes und zollen lauten Beifall. Beim Einzug in das Dorf kommt das Weibervolk aus allen Hütten gekrochen, alt und jung, verwelkt und drall, alle nur mit Blätter-

büscheln und höchstens noch mit einer Perlschnur um den Hals. Ihr Tanz ist der bekannte und zeichnet sich nur dadurch aus, daß die Tänzerinnen diesmal womöglich noch häßlicher waren als die bisher gesehenen.

Dem Kamerunreisenden mangelt es im allgemeinen nicht an Gefährdungen des Lebens aller Art. Daß man aber zu allem Überflusse die Gefahr läuft, von einem einstürzenden Lehmhause erschlagen zu werden, ist auch in Kamerun nichts Alltägliches. Mir aber wäre es in Babokos Dorfe aufs Haar passiert. Der junge Häuptling hatte mir voll Stolz ein großes, im europäischen Stil gebautes Lehmhaus mit großem Dache und starkem Gebälke überwiesen, das ehemals ein großes Faktorei-gebäude gewesen war. Mit meinem ganzen Gepäck war ich dort untergekommen und saß eben bei meiner Schreibarbeit auf der Veranda. Da entsteht ein Knistern in den Lehmwänden, da und dort zeigen sich Sprünge. Ich beachte es nicht sonderlich, bis das Knistern ärger wird, und auch die Dorfleute aufmerksam werden. Und schon geht ein wildes Hasten los. Der Häuptling läßt auf der Doppelglocke Alarm schlagen, Träger und Soldaten stürzen herbei, und gerade noch, daß sie meine Kisten, Bett, Tisch und Stuhl retten, und schon kracht das mächtige Gebäude zusammen. Ein schwerer Balken hatte mich beim Herauspringen noch leicht gestreift und ich war einige Augenblicke von einer so dichten Wolke von Staub umgeben, daß mich meine Leute nicht erkennen konnten, sondern verschüttet glaubten.

Am nächsten Morgen geht es mit Tagesgrauen in langen, schmalen Kanus Mambere abwärts. Ein Mann steht am Bug und steuert mit einer gegen fünf Meter langen Stange, soweit es die Tiefenverhältnisse gestatten. Reicht die Stange nicht mehr aus, so bedient

er sich eines langen, schmalen Ruders, das er sehr geschickt handhabt. Am hinteren Ende des Kanus sind weitere drei Mann verteilt, die stehend rudern, wobei sie eine sich stets wiederholende Melodie singen und im Takte dazu die Füße stampfen. So flogen wir mit ziemlicher Schnelligkeit den hier schon über hundert Meter breiten Fluß hinab. Schade, daß der Mambere so merkwürdig viele flache Stellen zeigt, die wohl zur Trockenheit als Sandbänke zum Vorschein kommen oder doch die Schifffahrt sehr verhindern. Der Mambere wäre sonst bis weit hinauf ein leistungsfähiger Wasserweg. Seine beiden Ufer sind dicht bewaldet und scheinbar reich an wertvollen Hölzern. Also lege ich an einer geeigneten Bucht an, um wieder einmal eine Wald erkundung vorzunehmen. Ich will versuchen, wenn die Bestandesverfassung es zulassen sollte, einige Kilometer flußabwärts zu wandern.

Kurz nach Betreten des Ufers finden wir frische Elefantenspuren. Neben den Spuren auch frische Suhplätze, ein Zeichen, daß die Elefanten sich hier in dieser Gegend heimisch fühlen. Und wieder hoffe ich, daß es mir doch noch einmal auf einen starken Elfenbeinträger glücken möge. Man hofft ja so gerne, was man wünscht. Also schicke ich zum Kanu zurück, die schwere Büchse zu holen. Eine Viertelstunde etwa mögen wir hurtigen Schrittes der stärksten Spure gefolgt sein, da weist der uns führende Babokomann auf eine kleine nackte Menschenspur. Sie folgt beharrlich dem vor uns ziehenden Bullen. Ab und zu ein abgeschlagener Ast. Die Eingeborenen kennen diese Zeichen.

Kein Zweifel, die Pygmäen, die gefährlichsten Feinde der Elefanten, sind hinter der Herde her. Katzenartig schleichen sich die Zwerge mit dem scharfgezackten Speer

bis dicht unter die Riesenleiber heran und stoßen ihnen den meist vergifteten Widerhaken in die Weichteile. Tage- und tagelang verfolgen sie darauf den wunden Koloß, bis das Gift seine Wirkung tut und der Mächtige ihnen zum Opfer fällt. Die Zwerge sind die zähesten, erfolgreichsten und verwegensten Jäger, die ich kenne. Ihre Sinne stehen denen der Tiere nur wenig nach, sie können den Urwald „lesen“, und nichts entgeht ihren feinen Sinnen. Daher ist auch die Hoffnung, die scheuen Kleinen im Urwalde einmal zu überraschen, völlig vergeblich. So auch diesmal. Ein frisch angefangenes Gerippe einer Pygmäenhütte ist alles, was wir von ihnen zu sehen bekamen. Die Zwerge hatten längst unser Kommen bemerkt und waren spurlos verschwunden. Trotz des Drängens meiner Leute habe ich nach dieser Wahrnehmung auch nicht eine Minute mehr an die Fortsetzung der Elefantenjagd gewendet. Da, wo der kakenartig pürschende Pygmäe hinter einer Herde herschleicht, ist für den schwer beschuhten Europäer nichts mehr zu hoffen. Die Hitze, die ich während der letzten Monate mit wenig Ausnahmen nicht besonders lästig empfunden hatte, wirkt seit einigen Tagen drückend; die richtige afrikanische Hitze, wie ich sie aus den Steppemärschen in Abessinien kenne. Es wird daher möglichst früh aufgebrochen, um bei höher werdendem Sonnenstande schon im schützenden Lager sein zu können. So auch heute. Wir wollen nach Bula, dem großen Bajahdorfe, und weit ist dorthin der Marsch. Bei Mondschein wird schon kurz nach fünf Uhr abmarschiert. So können wir hoffen, noch vor Mittag dort zu sein. Ein herrlicher Marsch; bald ging's durch die taufrische Baumsteppe, bald durch einzelne schattige Waldparzellen, bald wurden grünumsäumte Bachläufe mit kristallhellem Wasser

durchquert. Eine letzte Bodenwelle noch, dann muß Bula in Sicht kommen.

Eben taucht auf dem Höhenrücken eine Reitergestalt auf. Es ist ein Späher zu Pferde, den uns der Häuptling von Bula weit entgegengeschickt hat. Kaum hat er uns erblickt, als er auch schon wendet und in halbsbrecherischer Fahrt auf dem gewundenen, engen Pfad wie toll zurückgaloppiert. Mich wundert nur, daß er sich nicht den Schädel an den einzelstehenden Bäumen, zwischen denen sich der Weg hindurchschlängelte, ingerannt hat. Seiner reiterlichen Gewandtheit hatte er es sicher nicht zu danken, daß er mit heilen Knochen davongekommen war.

Jetzt wird auch schon Bula sichtbar. Auf überragendem Platze steht das große Gehöft der Faktorei der Compagnie Forestière mit seinen drei bis vier Lehmbauten, nicht weit davon die Residenz des Häuptlings, um die sich schon 400—500 Hütten der Eingeborenen gruppenweise anordnen. Es ist das größte Bajadorf, das ich kennengelernt habe. Seine Einwohnerzahl schätzte ich auf weit über 1000 Köpfe.

Auf einem kleinen Wasserlaufe erwartet mich der jugendliche Ring auf buntgeschirrtem Rosse. In seiner Begleitung befinden sich noch zwei Reiter, vier Trommler, ein Glockenschläger, dazu ein kunterbuntes, zahlreiches Gefolge. Sie geleiten uns zum Dorfe, wo der eigentliche, festliche Empfang stattfinden soll. Der ehrgeizige, junge Häuptling will mit seinem Reichtum und seiner Macht prahlen. Der Deutsche soll sehen, welcher großer Mann der „Bula-Ring“ ist.

In wildem Galopp rast er mit seinen Reitern bis mitten auf den Dorfplatz und reißt mit rohem Rucke sein schäumendes Pferd zusammen. Auf seinen gellen-

den Ruf stürzen aus allen Hütten die zum Tanze gepuzten Weiber. Die Musik, die zum ersten Male eine andere als die bisher gewohnte Zusammensetzung hat, setzt sich in Bewegung, der Empfang beginnt. Drei Musikanten bilden den Vortrupp. Sie spielen auf eigenartigen, tragbaren Klangbrettern aus Rothholz, deren Resonanz durch orgelpfeifenartig angeordnete Flaschenfürbisse erhöht wird. Ihnen folgen im gleichmäßigen Schritte eine größere Anzahl Trommler und Glockenschläger. Allen voraus dreht und wendet sich der Vortänzer in wallendem Gewande. Seinen Rang und seine Würde kennzeichnet ein langer, mit bunten Bändern behangener Zackenstab, den er als Zepher führt. Merkwürdig, wie sich mit dem Verlassen des Urwaldes der Sinn der Eingeborenen für prunkende Aufmachung, festliche Empfänge und vor allem für die Musik gewandelt hat. Dort kannte man von all dem so gut wie nichts. Das Dunkel des immergrünen Blätterdaches war stärker als die Sonne, es tötete die Lebensfreude des einzelnen, erstickte den Trieb zu öffentlichen Lustbarkeiten, ließ den Sinn für klangvolle Musik nicht aufkommen. Ganz im Gegensatz dazu das Grasland. Hier herrschen sichtlich ein leichteres Leben und fröhlichere Lebensauffassung. Darum auch die glanzvollen Aufzüge und die mannigfaltige Ausgestaltung der Musik.

So finden wir am nächsten Tage schon wieder eine andere Aufmachung der Musikkapelle. Neben den gewohnten Trommlern und Bläsern ein „Trio“ von besonders begnadeten Künstlern. Der Stolz des Dorfes! Sie wissen's auch und finden es begreiflich, daß sie gesondert von den übrigen auf die photographische Platte kommen. Dafür geben sie auch eine Extra-Vorstellung. Einer von ihnen spielt eine Art Mandoline, die mit

einem Fidelbogen gestrichen wird. Die Resonanz ist aus einer mächtigen Kürbisschale hergestellt, über die eine zusammengenähte Schlangenhaut gezogen ist. In deren Mitte eine kreisrunde Öffnung für die Schallwirkung. Das Instrument besitzt nur eine Saite, die aus einem Duzend dicht nebeneinander gespannter Roßhaare besteht und kunstgerecht über einen Steg gezogen ist. Der kurze Fidelbogen besteht ebenfalls aus Roßhaaren. Der Künstler spielt ganz geschickt und zeigt gewandten Fingersatz. Der zweite handhabt mit großer Kunstfertigkeit einen hohlen Kürbis, der Steinchen enthält und ähnlich wie Kastagnetten wirkt. Der dritte mit dem bunten Zickzack ist die Hauptperson. Er wirkt vorzüglich als Vortänzer und Sänger. Das Trio steht musikalisch auf einer ziemlichen Höhe, die Melodie ist abwechslungsreich, der Inhalt des Liedes ein Lob auf den weißen Mann.

Weiter geht der Marsch. Das blanke Grasland ist zu Ende. Wir freuen uns fast darüber. Es hat uns allerdings infolge der gegenwärtigen, besonders ungünstigen Zeit des höchsten Grasstandes derartig enttäuscht, daß wir uns nach dem so oft verwünschten Urwalde zurücksehnen. Gewiß ist der Wald ein gewaltiges Verkehrshindernis für den einzelnen sowohl wie für die Karawane, aber noch weit schlechter marschirt es sich in der Regenzeit im Graslande. Die nassen, dumpfen Grastunnels sind noch übler fast als die Raphiasümpfe.

Das erste Dorf am Waldrande, das wir berühren, gehört dem Stamme der Sanghere. Die Eingeborenen zeigen das gewohnte Mißtrauen der Waldbewohner. Sie haben beim Nahen der Unseren das Dorf verlassen, wenigstens alle Wehrhaften. Nur Weiber, Kinder und Krüppel sind zurückgeblieben. Der Frohsinn der Gras-

landbewohner hat dem Mißtrauen und der stets kriegerischen Stimmung der Waldbewohner Platz gemacht. Vorsicht ist also wiederum geboten, und die Nachtwachen werden aufgezo-gen.

Am nächsten Tage wollen wir das auf der Karte als großer Platz eingezeichnete Dorf Makandja erreichen. Dort hoffen wir, unsere Lebensmittelvorräte wieder ergänzen zu können. Große Enttäuschung. Den Platz von Makandja finden wir wohl, doch das Dorf ist verschwunden. Die meisten Hütten sind niedergebrochen oder vom Winde zerzaust, von einigen stehen noch die fahlen Gerippe. Dasselbe Bild wie bei zwei anderen Dörfern, die wir auf dem Wege hieher getroffen haben. Seit Monaten schon muß die Bevölkerung abgewandert sein. Die Dorfplätze sind bereits mit hohem Gras und Unkraut überwachsen, überall haben sich schon Holz-pflanzen angesiedelt, und in wenigen Monaten vielleicht hat der Sekundärwald auch die letzten Spuren der ehemaligen menschlichen Siedelung verdeckt. Warum die Leute wohl ausgewandert sind? Der gleiche Grund, die gleiche Erscheinung, wie wir sie aus dem Mondagebiet her kannten. Die Herren Franzosen hatten die Eingeborenen in tollster Weise gegen die kommenden neuen Herren aufgebracht und sie veranlaßt, noch vor dem Eintreffen der Deutschen auf das französische Gebiet überzutreten. Wer die Macht der Lüge und ihre Wirkung auf eine leichtgläubige Bevölkerung so kennenlernte, wie ich damals auf meinen Zügen in den von den Franzosen abgetretenen Gebieten, der konnte bei Beginn des Weltkrieges keinen Zweifel haben, daß die Franzosen sich dieser Waffe auch in Europa mit großem Erfolge bedienen würden. Die Vorstudien hierzu hatten sie ja schon reichlichst im Kongogebiete gemacht.

Dritter Abschnitt.

Logo.

Am Golf von Guinea liegen Besitzungen fast aller europäischen Kolonialmächte bunt durcheinander. Schon früh hatte der Reichtum des Landes an Gold, Elfenbein, Pfeffer und Palmöl den Handel angelockt. An der Goldküste hatte auch der Kurfürst von Brandenburg von 1683 bis 1717 eine Kolonie (Groß-Friedrichsburg) besessen. An der benachbarten Sklavenküste hatten große Hamburger Firmen ihre Faktoreien. Um sich einen Rückhalt gegen die unfreundliche Konkurrenz der Engländer und Franzosen zu sichern, schlossen die deutschen Kaufleute Ende 1883 mit mehreren Häuptlingen Landverträge ab. Nachdem am 24. April 1884 die Schutzherrschaft des Reiches über Lüderiksbucht erklärt war, ging es auch hier vorwärts. Die deutsche Regierung sandte den Generalkonsul von Tunis, Dr. Nachtigal, mit dem Kriegsschiff „Möwe“ an die Guinea-Küste, und schon am 5. und 6. Juli 1884 hißte er in Bageida und Lome die deutsche Flagge. Es war freilich nur ein schmaler Küstenstreifen (52 Kilometer), der zwischen der englischen Goldküste und dem französischen Dahomey erworben werden konnte, aber es gelang doch in der Folgezeit, trotz der unverhüllten Eifersucht der beiden Nachbarn, ein Gebiet von 87 200 Quadratkilometer (so viel wie das rechtsrheinische Bayern und Württemberg) unter deutsche Herrschaft zu bringen. Das Land war mit 1 Million farbigen Einwohnern für afrikanische Verhältnisse dicht bevölkert. Ein tropisches

Tiefland, nur von einigen Mittelgebirgen durchzogen, brachte es eine Menge tropischer Erzeugnisse hervor, unter denen Palmöl und Kautschuk die wichtigsten waren.

Wegen des tropischen Niederungsklimas für die Daueransiedlung von Weißen kaum geeignet, war die Kolonie doch von großer Bedeutung durch ihren Handel. Unter den bis 1913 eingewanderten 368 Weißen zählte man 320 Deutsche. Allmählich trat neben den Handel auch Plantagenwirtschaft, insbesondere gedieh neben dem Kakao die Baumwolle; in Nuatjä war eine Ackerbauschule für Farbige eingerichtet und erfreute sich eines guten Besuchs.

Besonders stolz war das Schutzgebiet darauf, daß es schon mehrere Jahre keinen Reichszuschuß mehr brauchte, sondern sich aus eigenen Mitteln erhielt. Trotz aller Sparsamkeit war viel für die Erschließung des Landes durch moderne Verkehrsmittel geschehen. Da die schwere Brandung des Atlantischen Ozeans, Kalemä genannt, das Landen und Löschen an der offenen See von Lome sehr erschwerte, wurde 1904 eine weit in die See reichende eiserne Landungsbrücke gebaut. Drei Eisenbahnlinien, insgesamt etwa 330 Kilometer lang, gingen von der Hauptstadt aus. In Kamina war im Frühjahr 1914 eine Großfunkstation errichtet worden, die mit der Heimat (Neuen) in Verbindung stand. Das Schutzgebiet besaß keine Schutz-, sondern nur eine Polizeitruppe von 7 Weißen und 560 Farbigen. Daher war, als der Weltkrieg ausbrach, an einen ernsthaften Widerstand nicht zu denken. Schon am 8. August 1914 besetzten die Engländer Lome, die Franzosen Porto Seguro. Aber die kleine Truppe ergab sich nicht ohne Schwertstreich. 14 Tage lang hinderte sie den Vormarsch

der Gegner in das Innere und die Wegnahme der Funkstation von Kamina. Am 22. August kam es am Chra-Fluß zu einem erbitterten Gefechte. Als dann das kleine Häuflein umgangen war, mußte nach Sprengung des Funkturms die Kapitulation erfolgen.

Nach Sansanne Mangu (Nordtogo). *)

Da wir hier in Moab keinen Jams bekommen konnten, so versuchten wir, mit dem leicht erhältlichen Hirsemehl unsern Speisezettel etwas zu bereichern. Er hatte es so wie so nötig, denn unsere Küche war sehr einförmig. Ein Versuch, Hirsemehlsuppe zu kochen, geriet herrlich, und auch der für solche Neuerungen am wenigsten Begeisterte fand den Geschmack derselben sehr an Grünkernsuppe erinnernd. Weniger glücklich fiel ein Versuch aus, mit Benisetummehl Klöße nach Art der württembergischen Späkle zu bereiten. Lorenz, der Koch, machte zwar einen Teig nach bestem Wissen, aber er kam uns zu trocken vor. Dann schnitzelte er mit viel Zeitaufwand längliche, vierkantige Stücke daraus und kochte sie sehr lange. Als das Gericht auf den Tisch kam, sahen die vierkantigen, 4—5 Zentimeter langen Dinger um kein Haar zarter aus als vor dem Kochen und erinnerten lebhaft an große Holznägel, wie sie etwa von Schreibern gemacht und verwendet werden, um zwei Leisten im Winkel zusammenzusetzen. Mit viel-sagender Miene enthielt sich denn auch der Konservative unter uns des Genusses dieses nagelneuen Gerichts,

*) Nach Dr. med. R. Fisch, Nord-Togo und seine westliche Nachbarschaft. Basel 1911, Verlag der Basser Mis-sionsbuchhandlung.



Aus Benzingers Lichtbildern für den Unterricht.

Siedelungen mit Rundhütten im Innern von Togo

und wir andern fanden die Hirsespägle auch reichlich hart und zähe. Damit endeten unsere Versuche mit Hirsemehl, und wir überlassen es der künftigen Missionsfrau, die in Moab schalten und walten wird, weitere Versuche anzustellen.

Am nächsten Tag zogen wir weiter südwärts, dem Steilabfall der Hochebene entgegen. Dieser hatte an einer Stelle eine merkwürdige, breite Lücke, durch die man ebenen Fußes nach Bogu und Sansanne Mangu gelangen kann. Wir zogen vor, das östlich von Bogu gelegene Bergland zu durchziehen und gingen über Pana nach Longu. 13 Kilometer von Dapong kamen wir an eine geologisch sehr merkwürdige Stelle. Das Gelände fiel langsam nach Süden zu ab. Der Weg nach Pana führte an eine sehr steile Halde, die mit Mergelschiefer bedeckt war. Diese steile Halde von etwa 70 bis 80 Meter Höhe hinauf führt der Weg in das Tal von Pana.

Der stramme, freundliche Sohn des Häuptlings von Pana war uns weit entgegengeritten und begleitete uns bis an die Mergelhalde. Hier kamen uns eine Anzahl Leute von Pana herunter zu Hilfe und schoben und trugen unsere Räder mit großer Bereitwilligkeit den steilen Weg hinauf. Oben angelangt, verstärkte sich der Eindruck der eigenartigen Formation des Geländes. Das Tal hört ganz plötzlich auf und fällt fast senkrecht zu der Halde ab.

In dem kurzen, ziemlich steil ansteigenden Tälchen liegen die Gehöfte der Leute von Pana zerstreut. Spuren von Kunstfönn fand man nicht selten. Die Verzierungen sind mit einem spizen Gegenstand in den Lehm geritzt und mit Kohle nachgezogen. Wenn auch die Gehöfte sehr klein waren, so waren sie doch sauber,

und auch die Bewohner machten einen sehr sympathischen Eindruck. Fast alle waren ordentlich bedeckt.

In Pana sahen wir zum erstenmal, wie im gebirgigen Teil von Moab jedes einigermaßen verwendbare Land bebaut wird. Um Platz zu sparen und wohl auch, um die Hirse vor Ratten zu sichern, werden die kleinen Hirsespeicher auf Felsblöcken erbaut. Hier fanden wir wieder eine andere Haartracht bei den Männern. Auf dem glatt rasierten Kopf lassen viele eine Insel Haare über und hinter dem rechten oder linken Ohre stehen, andere rasieren das Haar so, daß ein breiter Streifen über dem Scheitel und Hinterkopf übrig gelassen wird.

Jedermann wetteiferte, uns beim Transport unserer Räder behilflich zu sein. Sorgsam hoben Vorausgehende lose Steine aus dem Weg, damit wir oder die Räder ja nicht anstießen. Der Weg führte über eine Hochebene und bald senkte er sich in das noch ziemlich hochgelegene, schöne Tal von Loongu. Einige Stellen des Weges erinnern ganz an Gegenden in den Vorbergen des Jura. Würden statt der Gehöfte aus Rundhütten Bauernhöfe wie in der Schweiz stehen, so wäre die Ähnlichkeit fast vollkommen.

Das Tal von Loongu ist reizend; es ist etwa zwei Kilometer breit. Zu den beiden Seiten begrenzen es 50—60 Meter hohe, steile, felsige Hügel. Gehöfte sind in großer Zahl über das ganze Tal zerstreut. Zwischen den Hügeln, die das Tal begrenzen, liegen kleine, stille Seitentälchen, überall nette, saubere Gehöfte. Schöne, hohe Fächerpalmen sind im ganzen Tal fast gleichmäßig verteilt und verleihen der Landschaft einen eigenartigen Reiz.

Im Volk von Moab steckt noch ein schönes Kapital von Gesundheit und Kraft. Die Mobajünglinge sind

zum größten Teil wahre Prachtgestalten. Wenn man sie so elastisch und stolz durch ihr Tal schreiten sieht, auf der Schulter die als Waffe und Werkzeug dienende Haxe oder das Beil mit dem blinkenden, scharfen Eisen, in der rechten Hand Pfeil und Bogen, um Stirn, Ober- und Unterarme und über dem Fußgelenk breite, hellgelbe Bänder von Fächerpalmsblatt, so lacht einem das Herz über diese Bilder männlicher Kraft und Schönheit. Die Kleidung ist freilich das wenigste an ihnen, aber ihre wohlgepflegte, schwarzbraune Haut dient als Decke.

☆

Sehr interessant war es, wenn die Jungmannschaft sich im Pfeilschießen übte. Da versammelten sich etwa 20 von ihnen, stellten sich ein Ziel auf, und jeder schoß seinen Pfeil darauf ab. Jeder Treffer gab zu lautem Jubel Anlaß. Solange wir unter den Moba reisten, hörten wir nie wüsten Nachtlärm, weder Streit noch Zank. Wir bekamen den Eindruck, daß das friedliebende und fleißige Volk ein ziemlich ruhiges Leben führt. Die Zahl des Volkes darf aber nicht mehr sehr wachsen, denn das Land ist nahe an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit. Freilich liegt im ebenen Teil von Moab, nördlich des Berglandes, noch etliches Land brach, und südlich von Bogu sind auch noch sehr große Strecken unbebaut, aber es erscheint bei den Verhältnissen wahrscheinlich, daß die in der nördlichen Ebene lebenden Moba schon Ausgewanderte sind. Sie werden nicht ohne Not ihr schönes Bergland verlassen haben, in welchem sie auch vor feindlichen Angriffen sicherer waren als in der Ebene. Einer Auswanderung nach Süden stand entgegen: erstens der feindselige Charak-

ter der dort wohnenden Tschokosi, die aus Asante stammen und mit jedermann in ewiger Fehde lebten, und wohl auch der unfruchtbare Boden der zunächst südlich gelegenen Länderstrecken. Doch es ist zu hoffen, daß wenn erst einmal das Land vernünftiger bebaut wird, es noch längere Zeit auch eine noch dichtere Bevölkerung zu ernähren vermögen werde. Es wäre schade, wenn sich das schöne Land entvölkern würde. Die Bemühungen der Regierung, die Viehzucht zu heben, sind auch im Interesse der Zukunft der Moba von größter Wichtigkeit.

Am 14. März nahmen wir Abschied von Bogu, vom schönen Lande Moab und von der uns liebgewordenen Bevölkerung. Daß doch bald die Zeit komme, in welcher die Boten des ewigen Heils einziehen in dies Land und Gottes wahres Licht in seiner Herrlichkeit aufgehen kann über dem Volk, das noch jetzt im Finstern wandelt! Je mehr wir uns Sansanne Mangu näherten, desto öder wurde die Gegend. Die lichten Laubwälder, in denen es von Perlhühnern wimmelte, waren längst verschwunden, ebenso die Hügelzüge, und auf der immer weiter sich ausbreitenden Ebene war kaum mehr ein Baum zu sehen. In einer solchen Ebene liegt Sansanne Mangu. Der Name bedeutet Kriegslager des Mangu und erinnert an die Zeiten, in welchen die hier wohnenden Tschokosi mit allen sie umgebenden Stämmen auf dem Kriegsfuß lebten. Diese Tschokosi sind ursprünglich Asanteer, die einst von einem Asantekönig auf eine kriegerische Expedition nach dem Norden geschickt wurden. Sie vertrieben die Leute von Dabona, wurden aber dann von einem König der Dagomba besiegt. Sie zogen daraufhin an ihren jetzigen Wohnsitz und schlugen unter ihrem Fürsten Mangu ein Lager

auf. Die Tschokosi beziffern sich nach Hauptmann Melins Zählung auf rund 18 500 Menschen. Sie wohnen hauptsächlich westlich und südwestlich von Mangu. Dieses ist der Sitz ihres Königs. Ihre Sprache ist ein mit vielen fremden Wörtern versetztes und durch andere Sprachen verändertes Tshi. Hört man sie in einiger Entfernung miteinander reden, so glaubt man, sie reden richtiges Tshi, hört man aber genauer hin, so merkt man bald, daß die Sprache kein Tshi ist; nur hin und wieder kommt ein mehr oder weniger entstelltes Tschwort darin vor. Kurze Redensarten, wie etwa: Wie heißt du? Gib mir Wasser zu trinken! sind noch am ehesten verständlich. Es wird keine ganz leichte Aufgabe sein, zu entscheiden, mit was für einer Sprache unter den Tschokosi gearbeitet werden solle. Die Mischsprache, die sie jetzt sprechen, kann man nicht zur Schriftsprache erheben, abgesehen von der geringen Zahl der sie sprechenden Menschen; höchstens wird vielleicht der dort künftig arbeitende Missionar, wenn er von früher eine gute Kenntniss des Tshi besitzt, es auf sich nehmen zur Beeinflussung des einzelnen und um das Vertrauen des Volkes zu gewinnen, ihre Sprache zu erlernen.

In Sanfanne Mangu scheint der Islam bereits einen großen Einfluß erlangt zu haben, und das dürfte wohl als eine weitere Erschwerung der Arbeit unter dem kleinen Volksstamm in Betracht kommen. Dieser Umstand fällt bei den Kusasi und Moba fast vollständig weg, und es empfiehlt sich schon darum die baldige Inangriffnahme der Arbeit unter jenen Stämmen. Was den Stammescharakter der Tschokosi betrifft, so glauben wir, daß er sehr beträchtlich, und zwar ungünstig von dem der Moba, abweicht. Es ist das nicht zu verwundern, denn ein Volk, das seit Menschenaltern mit allen Nach-

barn in beständigem Streit gelebt hat und sich dadurch etwas von der Art eines Raubtieres angewöhnt hat, wird nicht sehr liebenswürdig erscheinen. Noch jetzt kommt es vor, obschon die deutsche Regierung ein scharfes Auge darauf richtet, daß ein fauler Tschokosi, wenn er Hunger hat, nach Moab hinaufgeht und sich bei einem der gutmütigen Moba ohne weiteres für Wochen und Monate einquartiert und ein richtiges Schmarozerleben führt, bis der gute Moba ausgegessen ist. Wenn das jetzt noch vorkommt, in der Zeit, in welcher ein solcher Gast gewärtig sein muß, daß jeden Augenblick einer der wachsamten Polizisten ihn verhaftet und nach Mangu abliefert, wie wird es damals gewesen sein, als noch alle Nachbarn unter der Furcht lebten, von den Tschokosi aus irgend welchen Gründen überfallen und ausgeraubt zu werden! Das ist auch, wie wir vom Bezirksleiter erfuhren, der Grund, warum die Gegend um Mangu so öde und baumlos ist. Die Tschokosi selber waren eben auch nie sicher, daß sie von ihren zahlreichen Feinden überfallen wurden. Um solche unerwarteten Überfälle zu erschweren, hieben sie alle Bäume, die den heranschleichenden Feinden als Deckung hätten dienen können, im weiten Umkreis herum ab. Außer in Mangu selbst wohnen die Tschokosi in kleinen Dörfern bis in die Gegend von Djereponi. Man sucht da vergebens nach solch schmucken Gehöften, wie in Moab, alles sieht verkommen und unsauber aus, wie es dem Charakter des Volkes entspricht.

Das Bezirksamt Sansanne Mangu macht einen vortrefflichen, soliden Eindruck. Rechts ist die Dienstwohnung des Bezirksleiters, ein massiger Bau mit gewaltig dicken Lehmmauern, mit breiter südlicher und etwas schmalerer nördlicher Veranda und flachem Dach, das

von dicken Lehm Pfeilern getragen wird. Obschon das Dach aus gespaltenen Fächerpalmstämmen sehr solide gearbeitet ist, so hat es doch den Nachtheil aller flachen Dächer in Westafrika, daß es nicht wasserdicht ist. Außerdem dienen die Zwischenräume zwischen den einzelnen Fächerpalmstämmen unzähligen kleinen Fledermäusen als Nistplatz, was manche unangenehmen Folgen für die menschlichen Bewohner eines solchen Hauses mit sich bringt. Etwas nördlich von diesem Gebäude steht die Dienstwohnung für den Stationsleiter. Sie ist im gleichen soliden, fast massigen Stil gebaut, wie das größere Gebäude; nur fehlt ihm der drei Meter hohe Unterbau.

Der Bezirksleiter, Herr von Barpart, erwies uns sehr viel Freundlichkeit und beherbergte und verpflegte uns mit großer Liebenswürdigkeit, so daß wir die Tage in Sansanne Mangu zu unsern schönsten Reiseerinnerungen zählen, obschon dort eine Hitze herrschte, die unsere schlimmen Erfahrungen, die wir in Kratschi mit der Hitze gemacht hatten, noch übertraf. Zwar gibt es in und um Mangu keine Hitzespeicher wie in Kratschi, denn es liegt weit und breit um Mangu kein Fels zutage, aber der fehlende Baumwuchs setzt das ganze Land schonungslos der Sonnenbestrahlung aus, und die Winde, die über diesen erhitzten Boden hinstreichen, führen den Häusern eine solche Gluthitze zu, daß auch die dicksten Lehmwände nicht davor schützen. Es ist darum ein sehr zu begrüßendes Unternehmen der Regierung, daß sie dem Baummangel durch Anpflanzung von Nußhölzern abzuhelpen sucht. Herr von Barpart hatte die Güte, uns in diesen Pflanzungen herumzuführen. Die Pflanzungen standen zu unserer Verwunderung trotz der großen Hitze und Trockenheit zum Teil

ausgezeichnet. Es sind ungefähr 270 Hektar Land mit Teak, Odum, Papao, Mahagoni, Ölpalmen, Kapok und anderen wertvollen Nutzbäumen bepflanzt. Welche Zierde für Mangu wird diese Pflanzung in etwa zehn bis zwanzig Jahren sein und welchen ganz bedeutenden Wert werden dann die Bäume repräsentieren, sowohl an sich, als zur Gewinnung von Pflänzlingen für den ganzen Bezirk, der gewiß noch eine große Zukunft hat!

Die 180 Soldaten der schwarzen Schutztruppe sahen wir täglich beim Exerzieren und hatten unsere Freude an den strammen Leuten. Einer derselben wurde uns zugeteilt, um uns bis Basari zu begleiten, ein anderer war unser Begleiter von Punkparine bis Mangu. Beide haben sich ausgezeichnet gehalten. Auch das Maschinengewehr legte uns zu Ehren eine Probe ab, wozu die Vornehmen der Stadt eingeladen wurden. Herr von Barpart stand im weißen Tropenhelm und Tropenanzug in der Nähe. Außer dem strammen Exerzieren hatten wir auch Gelegenheit, eine Probe der Treffsicherheit der Soldaten zu sehen. Einer derselben wurde, mit acht Patronen versehen, mit seinem Dienstgewehr auf die Jagd geschickt. Am Abend des Tages kam er wieder und meldete, er habe eine große Kuhantilope und zwei kleinere geschossen, sodann habe er noch einen Adler erlegt. Vier Patronen brachte er wieder zurück. Der Adler war ein gewaltiges Tier von fast drei Meter Spannweite, das Fleisch der großen Antilope gab vier volle Traglasten.

Wie wichtig für die Zukunft des Landes die Hebung der Viehzucht ist, haben wir schon erwähnt. In Mangu wird dies in erfreulicher Weise erkannt. Es werden von ausgesuchten Tieren Zuchtochsen gezogen und im ganzen Bezirk herum verteilt. Daneben herrscht

stramme Zucht und Ordnung, und ein Befehl wird nicht wiederholt. Die Beschaffung von Trägern gestaltete sich denn auch sehr einfach. Die Häuptlinge hatten den Befehl erhalten, um die bestimmte Stunde so und so viel Träger bereit zu halten. Am Abend vor unserer Abreise meinte ein schwarzer Angestellter, es sei zu befürchten, daß die Träger nicht zur bestimmten Stunde bereit seien, ob er nicht den Häuptlingen nochmals den Befehl zur Stellung der Träger übermitteln solle. Er wurde aber kurzerhand abgewiesen mit dem Bescheid, man sei nicht gewohnt, zweimal zu befehlen. Werde der einmalige Befehl nicht ausgeführt, so wüßten ja die Häuptlinge, was das auf sich habe. Zur bestimmten Zeit fehlte denn auch kein Mann.

Bei allem strengen Regiment ist der Verkehr der deutschen Beamten mit dem Volk doch sehr freundlich, und der günstige Einfluß eines solchen Regiments ist denn auch nicht zu verkennen, besonders nicht, wenn man vorher das unangenehme Verhalten vieler Eingeborenen unter anderem Regiment schmerzlich empfunden hat.

In der Nähe der Station befindet sich ein großer, pyramidenförmiger Haufen von Eisenkonglomeratblöcken mit einem Kreuz auf der Spitze. Es ist dies das Denkmal für die in einem Kampf mit den Tschokosi gefallenen Soldaten der Schutztruppe. Das Denkmal haben die Tschokosi selbst errichten müssen. Das Bölllein hat sich seinerzeit nur sehr ungern der deutschen Regierung unterworfen, was bei seiner Vergangenheit nicht zu verwundern ist.

Lombo. *)

Wie unsere Bekanntschaft entstand? Auf die einfachste Weise von der Welt.

Eines Morgens richtete ich an den Feldwebel Merry die Anfrage, welcher seiner Leute der tüchtigste Pfadfinder und Jäger sei.

Als verstände sich das ganz von selbst, deutete Merry nach der sechsten Korporalschaft hinüber, die am linken Flügel der Kompagnie angetreten war. Er rief einen Soldaten vor die Front, den ich mit gespanntem Blick musterte. Nicht viel anders, als etwa ein Pferd, welches man mir zum Verkauf stellte.

Dieser Mann, der sich durch nichts als durch offensichtliche Reife des Alters und abschreckende Häßlichkeit auszeichnete, dieser Mann war der Soldat L o m b o.

Ich war enttäuscht. Um so mehr, als die ganze äußere Erscheinung dieses Menschen sämtliche ihm vom Feldwebel Merry nachgerühmten Eigenschaften Lügen zu strafen schien.

Aus der Zugehörigkeit zur sechsten Korporalschaft ergab sich ohne weiteres, daß er der Sohn einer jener wilden Splitterstämme sein mußte, welche die Ebenen und den gebirgigen Norden des Bezirkes jenseits des Karasflusses bevölkern.

Obgleich der erste Eindruck dieser flüchtigen Bekanntschaft keineswegs dazu angetan gewesen, mein Vertrauen zu erwecken, so überwand ich dennoch meine Abneigung. Mit ein paar Worten gab ich Lombo zu verstehen, daß ich ihn hinfort als Begleiter auf meinen jagdlichen Streifzügen zu sehen wünschte.

*) Nach Werner von Krenzell, Unvergessenes Land. Hamburg, Alsterverlag.

Zum Zeichen des Verstehens schmalzte Lombo mit der Zunge und begab sich auf seinen Platz zurück.

Beinahe ein Duzend Jahre sind seither verstrichen. Aber sie haben es nicht vermocht, immerwährende Gefühle freudigen Dankes zu verlöschen. Eine freundliche Vorsehung gesellte sich damals zu dem Neuling und hielt ihn zurück vor übereilter Ablehnung desjenigen Mannes, dem er später so vieles schulden sollte. In jener Morgenstunde entsproß der Keim zu einer Freundschaft, welche entgegen Herkommen, Hautfarbe und trotz der unüberbrückbaren Kluft einer ganzen Weltanschauung, eine Reihe von Jahren voll Sturm und Freude überdauert hat . . .

Mit aller Schärfe entfinne ich mich noch des Morgens, an welchem ich zum ersten Male, die Büchse über der Schulter, mit Lombo den Abhang des Stationsberges hinabschritt. Der großen Steppe entgegen. Der junge Tag versteckte sich hinter den trockenen Nebeln des Harmattanwindes. In dichten Schwaden füllten sie die unendliche Schale der kurzgebrannten Grasebene. Über ihnen schwamm die Feuerkugel der aufsteigenden Sonne. Man konnte in sie hineinblicken, ohne daß die Augen schmerzten.

Ich hing meinen Gedanken nach. Sie führten mich wie gewöhnlich auf meinen Streifzügen ganz andere, entlegene Bahnen. Ich sann über die Leichtfertigkeit nach, mit welcher viele Schriftsteller sich mit der Natur der Tropen abzufinden beliebten. Man las so viel von der sich ewig gleichbleibenden, lachenden Unbeweglichkeit der äquatorialen Breiten. Noch mehr Leute ließen sich finden, welche unbeschadet eigenen vieljährigen Aufenthaltes im Lande selbst dieses oberflächliche Geschwätz zur eigenen, vermeintlich selbstgewonnenen An-

schauung sich gemacht hatten. Es ist überhaupt erstaunlich, mit welcher Gleichgültigkeit sich zahlreiche Europäer dort draußen dem gewaltigen Naturgeschehen verschließen.

Während ich auschreitend das wunderfame, große Gemälde mit wachsendem Staunen in mich aufzunehmen trachtete, griff ich in meiner Hilflosigkeit zu einem Vergleiche, um, von diesem ausgehend, zur Klarheit zu gelangen.

Ich brauchte nicht zu suchen. War das nicht ein trockener Wintertag der norddeutschen Tiefebene? Der Wald stand fröstelnd in nackten Stangen. Wir durchwanderten just eine Anpflanzung von Teakbäumen. Um die Knöchel raschelte das dürre, zu Staub zerfallene Laub, das den zerrissenen Boden mit schützender Hülle deckte. Über uns in der diesigen Luft zog der Milan seine Kreise. Die Haltung im Fluge, sein durchdringender Pfiff täuschten trefflich den europäischen Bruder Busfard vor, der in harter Winterzeit die frierenden Feldmäuslein erspäht. Wir durchquerten abgeerntete Baumwollfelder. Von ferne glichen sie täuschend stehengebliebenen, erfrorenen Buchweizenschlägen. Hier und dort waren halboffene Kapseln hängengeblieben. War das nicht der schönste Schnee, den man sich vorstellen konnte?

Wir stiegen zu Tal. Der schmale Eingeborenenpfad schlängelte sich emsig durch das niedergebrannte Gras. Hier fand der Traum sein Ende; denn die verkohlten Stümpfe des Elefantengrases paßten noch weniger zu dem winterlichen Truggebilde als das emporsprießende junge Grün frischer Halme. Tautropfen perlten, Spinnweben spannten sich über die halboffene Brust. Hitze kam auf, stechende, schmerzende Glut. Da war es vorbei.

Lombo, der bis dahin mit verkehrt über die Schulter geworfener Büchse schweigend vor mir hergeschritten war, verschwand plötzlich vom Erdboden. Ich bemerkte das erst, als ich beinahe über ihn hinweggestolpert wäre. Mein Träumen hatte mich ihn völlig vergessen gemacht. Man muß sich erst an seine auf lautlosen Sohlen dahingleitende afrikanische Gevatterschaft gewöhnen.

Lombo hatte hinter einem riesigen pilzartigen Termitenbau Deckung gefunden. Sein Wink riß mich ruckartig zu Boden. Ich folgte seinem zwingenden Blick und erkannte klopfenden Herzens die Beute. Es ist zweifellos ein gewaltig spannender Augenblick für den europäischen Jäger, wenn er zum ersten Male in freiester Wildbahn das unbekanntes Wild erspäht. Es ist anders als daheim, wie alles in Afrika. Das ist „Wild“.

Etwa achtzig Schritte von uns entfernt äste am Rande eines niedrigen Gestrüpps ein starker Sprung Kuhantilopen. Jene Träger des säbelartig gebogenen, grobgerippten Gehörns. Die Tiere zeigten nur die Spiegel und befanden sich in ständiger Bewegung. Ich hob die Büchse, um sie gleich wieder sinken zu lassen. Wir lagen in einer Geländevertiefung, welche sich einen Rest von Feuchtigkeit bewahrt hatte. Im Schußfeld trieben sich allerhand lästige Gräser umher, welche den Neuling zur Verzweiflung bringen konnten. Ein stiller Rückzug in Ehren wäre unter anderen Umständen das Gegebene gewesen, denn jeder weitere Versuch, näher heranzupirschen, mußte verhängnisvoll werden. Indessen, Lombos vorwurfsvoller Blick drohte beleidigend zu werden. Es mußte gewagt werden; langsam die Knie unter den Leib gezogen, halb hochgerichtet, den

Kolben an die Backe gehoben, Druckpunkt, und — ein rollender Schall brachte die Nebel ins Schwanken.

Drüben ein dumpfes Aufschlagen, hier ein gurgelnder Freudenschrei. Mit langen Sägen eilt der Jäger durch die stäubenden Halme — getroffen!

Das Geschoß war unmittelbar von rückwärts am Schädelansatz eingedrungen und hatte im Auschuß das rechte Stirnbein zertrümmert. Ich habe es im ersten Urlaub in die Heimat gebracht. Heute hängt es in der Erinnerungshalle meiner afrikanischen Jahre. Es ist mein stolzestes Stück, weil es das erste gewesen.

Der Jäger brach das Gehörn an Ort und Stelle aus. Ich ließ mir nicht nehmen, es eigenhändig zurückzuschleppen, obgleich das bei der drückenden Hitze und der Frische der Trophäe keine Kleinigkeit war. Aus der ehrlichen Anerkennung des Jägers sprach offensichtliche Ehrfurcht vor der Treffsicherheit meiner Büchse. Doch gemacht, es sollte bald anders kommen.

Auf dem Heimweg vernahm ich mit Staunen, daß Lombo die Antilopen mit Sicherheit an der Stelle erwartet hatte. Er erhärtete seine Behauptung auf Grund der für sein unheimlich scharfes Auge zahlreichen Spuren, denen ich in dem steinhart getrockneten Lehmboden höchstens die Bedeutung fast unsichtbarer oberflächlicher Verschiebungen loser Sandkrumen beigemessen hätte. Wenn der Gute geahnt, welch außerordentlichen Eindruck diese mir übernatürlich dünkende Sinnenscharfe auf mich ausübte, er hätte mich gewiß verachtet in diesem Augenblick.

An diesem Tage hatten wir mehr getan, als unsere erste Bekanntschaft vertieft. Wir hatten einander gegenseitige Achtung abgerungen. Und die hat wohl unsere ganze spätere Freundschaft bestimmend beeinflusst.

Denn man merke sich wohl, der primitive Mensch kennt keine Kompromisse. Er achtet und fürchtet, und damit liebt und haßt er zugleich. Er ist eben Natur.

Eins wußte ich jetzt. Lombo war ein Jäger von Gottes Gnaden in des Wortes bester Bedeutung.

Bei der Heimkehr begrüßte man uns mit freudigem Hallo. Achtungsvoll musterten mich die Soldaten. Selbst die Weiber schlossen für einen Augenblick den ewig rededrohen Mund. Es war ein Ereignis, daß ein Neuling auf dem ersten Pirschzug Strecke machte.

Feldwebel Merry warf sich in die Brust, denn eigentlich verdankte ich doch ihm mein Glück? Dafür bekam er auch eine ganze Keule. Mein Koch geriet in helle Begeisterung, denn er aß für sein Leben gern Antilopenbraten. Er lobte mich, daß ich Lombo zum Jäger erkoren, denn, flüsterte er mir geheimnisvoll zu, der habe die beste Medizin.

Und das bedeutete in Innerafrika alles . . .



Wir hatten den Wasserbock verfolgt und uns mitten in der Steppe ein Lager bereitet. Es bestand aus einer Decke und unsern Brotbeuteln. Am Spieße schmorte ein Perlhuhn. Der Hunger hatte es vom Ast einer Akazie geholt.

In schweren Gedanken verlor sich Lombos Blick in den zuckenden Flammen. Um uns tobten die Stimmen der jauchzenden Nacht. Die Luft erzitterte vom Schreien der Zikaden. Da richtete ich eine leise Frage an meinen Gefährten. Ob dieses kochende Werden der schillernden Nacht nicht unsagbar schön und gewaltig sei. Er schwieg betroffen. Sein Blick suchte mich aus den Tiefen seiner Augen, als ob er sterben müsse.

In der Ferne geisterte der erschütternde Nachruf des Löwen. Da packte ich den Grübler bei den Schultern und schrie ihm ins Gesicht: „Bernimmst du Träumer nicht den Schrei des Löwen?“ Hastig stieß er ein Scheit ins Feuer, daß die Funken stoben. Dann aber sank er zusammen. Merkwürdig fahle Blässe schien über seine Haut zu kriechen, indem er mit müder Stimme die Worte murmelte: „Bergib, Herr, doch der Totenvogel streicht durch die Lüfte. Schon lange ängstigt mich sein heiserer Schrei. Zieht er seine Bahn über unsere Häupter, ist's um einen von uns geschehen.“ Dann griff er hastig nach einem winzigen Kalebassengläschen und schüttelte seinen ganzen Inhalt in die prasselnde Flamme.

Das häßlich tönende Lachen des Vogels aber erstarb. Im fernen Osten hoben sich leise schwankend die lichten Farben des erwachenden Morgens . . .

Lombo konnte aber auch ein gar gestrenger Lehrmeister sein. Besonders lebhaft ist mir da ein Tag in der Erinnerung haften geblieben, an welchem das Unglück mich verfolgte. Es bestand aber auch die Möglichkeit, daß er den für den vorliegenden Fall benötigten Zauber in seiner Hütte liegengelassen hatte. Am besagten Tage hatte ich — eine schlechte Vorbedeutung — eine Pferdeantilope weidwund geschossen. Entgegen Lombos Warnung und wider bessere Erfahrung bestand ich auf meinem Willen, der Schweißfährte nachzugehen. Es konnte nicht wundernehmen, daß wir meinen Starrsinn bitter zu bereuen hatten.

Das Tier wurde von Wundbett zu Wundbett hochgemacht, ohne daß es gelang, zu Schuß zu kommen. Schließlich verloren wir am Ufer eines ziemlich viel Wasser führenden Flusses die Fährte und hatten das

Nachsehen. Die Sonne stand im Mittag, über der Steppe brütete ungewöhnliche Hitze. Plötzlich stießen wir auf frische Fährten eines starken Rudels Pferdeantilopen, das erst vor ganz kurzer Zeit durchgewechselt sein konnte. Lombo hielt es für das gleiche, aus welchem ich das oben erwähnte Tier am Morgen frankgeschossen hatte.

Das Glück war uns hold. Einen mächtigen Bogen beschreibend, pirschten wir uns auf Büchsenchußweite an das in freier Steppe äsende Rudel heran. Es war wenig Deckung, da das Gras frisch gebrannt war. Dagegen kamen uns zahlreiche Termitenhügel zu Hilfe, die an dieser Stelle besonders auffallend wie Grabmäler eines längst verwilderten Friedhofes dem Erdreich entsprossen. Erstaunlicherweise äsen die Tiere sehr vertraut, so daß ich mich eines endlichen Schusses sicher glaubte. Hinter einem Termitenhügel bot sich uns sowohl vorzügliche Deckung als auch die Möglichkeit gesicherten Abkommens. Genau gegenüber, etwa hundert Schritte entfernt, stand unmittelbar vor einem Termitenhaufen ein starker Bulle. Er verhoffte gerade, als ich die Büchse hob. Dann äste er seelenruhig weiter.

Nun sollte sich etwas ereignen, was dem freundlichen Leser gewiß ungeheuerlich erscheinen wird. Doch billigerweise möge man erst dann den Stab über mich brechen, wenn man selbst einmal einen halben Tag in glühender Steppe mit brennenden Augen und lechzender Zunge dem edlen Weidwerk obgelegen.

Es war, als löste sich der glühendheiße Büchsenlauf in einzelne schwingende Teilchen auf. Doch das Auge sog sich fest im Blatte des Wildes, und donnernd rollte der Schuß über die verdorrte Steppe. Eigentümlich

dumpf kam das Geräusch des Einschlags zurück. Eine ungeheure Staubwolke versperrte jegliche Sicht.

Ich will es kurz machen, den Termitenhügel, vor welchem das Tier gestanden, hatte ich — noch toter geschossen.

Eine Flut erregter, bitterer Vorhaltungen des enttäuschten Jägers mußte ich über mich ergehen lassen. Aber das schlimmste war doch, daß der Biedere recht hatte. Gab es einen Trost, so war es der, daß Lombo meines Erachtens ein noch sehr viel dümmeres Gesicht gemacht hatte als ich selbst, und daß es sehr viel größere Jäger vor mir gegeben hat, denen draußen Ähnliches zugestoßen. Als ich im Anschlag lag, war das Tier langsam weitergewechselt. Das blendende Licht der Steppen — ein jeder, der draußen gewesen, wird mir das bestätigen können — vermag die raffiniertesten Täuschungen hervorzubringen. In diesem Zusammenhang sei nur erwähnt, daß die schlaue Natur sich diesen Umstand in geradezu verblüffender Weise in der Mimikry der Tiere zunutze zu machen gewußt. Man denke nur an die Zeichnung des Leoparden, welche sich im Blättergewirr des lichtdurchtränkten Waldes geradezu aufzulösen scheint. Man vergegenwärtige sich die Schattierungen der Hyäne, die je nach dem Charakter der Umgegend sich durch Flecken oder Streifen dieser anzupassen trachtet. Das will sagen, daß dieses Mittel dazu dienen soll, selbst das dem menschlichen so unendlich überlegene Tierauge irrezuführen.

Durch das mir widerfahrende Unglück wurde mein Troß geweckt. Derart beschämt und ohne die lumpigste Beute gedachte ich unter keinen Umständen nach Hause zurückzukehren. Also hieß es, das Glück versuchen, ob es wollte oder nicht.

Bedenklich neigte sich die Sonne dem Horizonte zu. Die Steppe schien wie ausgestorben. Sie höhnte uns verdurstende Männer. Alles Pirschen in die Kreuz und Quere, alles Augen und Fährtesuchen blieb vergebens. Der Jäger machte einen letzten verzweifelten Versuch. Er erkletterte einen abgestorbenen Affenbrotbaum, der nur noch eine riesenhafte Attrappe darstellte. Von hoher Warte aus ließ er sein unvergleichlich helllichtiges Späherauge über die Ebene schweifen. Kaum war ich einige Schritte vorausgestolpert, als mich ein lauter Aufschrei des Jägers schleunigst kehrtmachen ließ. Im ersten Augenblick befürchtete ich, er habe in einen Bienenenschwarm hineingelangt. Doch wer beschreibt mein grenzenloses Erstaunen, als sein Arm aus der Tiefe eines Astlochs ein zappelndes Etwas ans grelle Tageslicht zerrt. Hinzuspringend erkenne ich in dem sich heftig sträubenden kleinen Kobold zum ersten Male in meinem Leben ein leibhaftiges Nachtäffchen. Flugs ist der Alte wieder vom Baume herunter und hält mir seine Beute frohlockend entgegen, vermeinend, auch ich solle ein Stück von dem kleinen Burschen zum Nachtmahle abbekommen, er munde trefflich und fein.

Ich bat ihn, mir das Tierchen einen Augenblick zu überlassen, um die unmittelbare Bekanntschaft des nächtlichen Ruhestörers machen zu können.

Mit Interesse blickte ich dem Kerlchen in die ungemein klugen, übernatürlich geweiteten, sehr unpersönlichen Lichter. Sie hatten etwas seltsam Gespenstisches. Kaum hatte ich ihn in der Hand, als der Wicht sein feines Köpfchen herumwirft und mich mit seinen nadelspitzen Zähnen recht herzhaft in meinen Zeigefinger beißt. Mehr aus Schreck denn Schmerz lasse ich los, und mit erstaunlich akrobatentartigen Rängurufäßen ist er auf

und davon. Ich stand da wie ein begoffener Pudel. Was ich nun zu hören bekam, möchte ich doch lieber verschweigen. Des Jägers Geduld war erschöpft, und ich gestehe, auch mein Bedarf war vollauf gedeckt.

Die Nacht hatte ihren Vorhang bereits über die Erde gesenkt, als wir die große Straße erreichten, die den Hang zur Station erklimmt. Während der langen Wegstunden hatten wir uns nichts mehr zu sagen gehabt. Doch angesichts des weithin leuchtenden Wachtfeuers der Feste schmolz der Grimm in befreiendem Gelächter. Der Alte schlug in die dargebotene Rechte ein und beteuerte unverbrüchliches Schweigen. So hat bis zum heutigen Tage außer ihm und der verschwiegenen Steppe keines Sterblichen Ohr etwas von der Geschichte mit dem Termitenhügel und dem wunderlichen Nacht-äffchen erfahren.

Wenn ich mit diesen lustigen Streichen das Kapitel vom Jäger beende, so geschieht das aus Galgenhumor. Mit diesen Zeilen trage ich nochmals ein Stück sonnigsten, glücklichsten Lebens zu Grabe.

Mit dem Erinnern an diesen Mann glaube ich einen Teil meiner Dankeschuld abtragen zu müssen, denn er gab mir viel.

Sollte es mir gelungen sein, der äußerlich gewaltigen, verschwenderischen afrikanischen Natur ein wenig nähergekommen zu sein, so muß ich dem dunkelhäutigen Manne, der selbst ein ureigenes Stück Wildnis gewesen, die höhere Ehre geben. So reich und froh die Wildnis dem Auge wohl zu geben bereit ist, um so zäher verschließt sie dennoch profanen Augen ihr Innerstes.

Blicke ich an die Wand meines Zimmers, begrüße ich sinnend die stummen Zeugen jener herrlichen Zeiten. Dann denke ich dein, alter Lombo, und umklammere

im Geiste deine harte Hand. Du lehrtest mich des wahrhaft freien Wildes Fährte zu finden, du erschlossst mir des Waldes und der Steppen wohlverwahrte Geheimnisse. Und in manch düsterer Nacht erschauerten wir vor dem Spuf des dämonischen Landes.

Deines liebenswerten, freien Volkes Sagen und Märlein verrietest du mir. Sein absonderlich Sinnen, Lieben und Hassen brachtest du mir zu innerem Verstehen. Gedenke ich dein, alter Reder, ersteht vor meinem inneren Erschauen jene herrliche Zeit urfreien Lebens in den glutvollen Weiten der Steppe, tauchen auf jene Tage der Jagd auf wehrhaftes, herrisches Wild, des Wanderns, der Lust und des düsteren Ernstes raunender, rätselbergender Nächte...

Meinen deutschen Landsleuten aber rufe ich eine Bitte zu: Übertragt nicht jene Zerrbilder der Menschheit aus dem heißen Erdteil, die französische Entartung unserem armen Lande als Geißel gesandt, nennt nicht diese Söldlinge, die „weiße Neger“ erst zur Bestie erzogen, in einem Atem mit jenen braven Kindern unberührter Natur. Ihr tötet ihnen bitteres Unrecht.

Schenkt einem Manne, der in glühender, ehrlicher Begeisterung für sein Deutschland die besten Jahre seines Lebens, seine Gesundheit zum Opfer gebracht, schenkt ihm Glauben, wenn er euch sagt: laßt den kolonialen Gedanken nicht zugrunde gehen, nicht nur der wirtschaftlichen Werte der geraubten Länder halber, sondern viel mehr noch um der Menschen willen, die noch heute an unser Deutschland glauben mit der ganzen Inbrunst ihrer starken Leidenschaft!

Übt nicht Verrat, denn unzählige von ihnen sind wortlos für unsere Ehre in den Staub gesunken!

Vierter Abschnitt.

Deutsch-Südwestafrika.

Dieses Schutzgebiet ist unser erster überseeischer Besitz gewesen. Seine Erwerbung ist eng verknüpft mit dem Namen Lüderik. Adolf Lüderik war ein Bremer Kaufmann, ein unternehmungslustiger Hanseat. Er hatte, während die kolonialen Vereine und Gesellschaften in der Heimat sich noch stritten, welches Land sich am besten zur Kolonisation eigne, kurzweg gehandelt und auf eigene Faust mit den Häuptlingen in dem damals Angra Pequena genannten Gebiet Verträge abgeschlossen. Die Regierung der Kapkolonie erhob Einspruch. Aber auch in Berlin gab es jemanden, der verstand zu handeln, wenn es darauf ankam. Am 24. April 1884 ließ Fürst Bismarck durch sein berühmt gewordenes Telegramm an das Generalkonsulat in Kapstadt erklären, daß die Erwerbungen von Lüderik unter dem Schutz des Reiches stünden. In der Folge wurde das Gebiet durch weitere Besitzergreifungen nach Norden und nach dem Innern ausgedehnt. Freilich gelang es nicht, einen Anschluß an die beiden Burenrepubliken zu gewinnen, oder gar an den Nyassa und damit an Deutsch-Ostafrika heranzukommen. An unsere von England durchkreuzten Bemühungen einer Erweiterung nach Osten erinnerte noch der nur 20 Kilometer breite und daher wirtschaftlich wertlose sogenannte Caprivizipfel, der bis an den Sambesi reichte.

Es war ein Gebiet, $1\frac{3}{4}$ mal so groß wie das Deutsche Reich, das hier erworben war, aber seine Bevölkerung

betrug noch nicht 120 000 Farbige. Das war kein Wunder, denn das riesige Land enthält an der Küste des Atlantischen Weltmeers ausgedehnte Wüsten, auf den bis zu 2000 Meter sich erhebenden Hochflächen des Innern wasserarme Steppen. Darum waren auch die Eingeborenen, unter denen Herero und Hottentotten die bedeutendsten waren, Nomaden und hatten seit Menschengedenken blutige Kämpfe um Wasserstellen und Weidegründe miteinander geführt. Nun kam der deutsche Siedler ins Land. Er erkannte, daß dieses Land durch harte Arbeit, Verbesserung der Wasserstellen und Bohrungen, sowie durch planmäßigen Schutz gegen die Viehseuchen zu einem aussichtsvollen Viehzuchtland gemacht werden könne. Mehrere Tausende deutscher Farmer strömten ins Land.

Der Eingeborene aber vermochte sich mit den Maßnahmen der Landesmelioration, die seine schrankenlose Freiheit freilich einengten, nicht zu befreunden. So griffen denn 1904 zuerst die Herero, später auch die Hottentotten zu den Waffen, überfielen die einsamen Farmen und ermordeten Männer, Frauen und Kinder. Die kleine Schutztruppe war zu schwach, und so mußte denn das Reich eingreifen und einen ernsthaften Feldzug beginnen, der zwei Jahre dauerte und erhebliche Opfer an Geld und Blut kostete. Die Arbeit der ersten 20 Jahre war zerstört, der Wiederaufbau erforderte große Mittel, desgleichen die Wassererschließung, die die Kräfte der einzelnen Farmer überstieg. Da ereignete sich ein Glücksfall. Im Sande der verurufenen Wüste Namib fand ein Bahnarbeiter einen glänzenden Stein und brachte ihn seinem Bahnmeister, der ihn als Diamanten erkannte. Bald stellte sich heraus, daß es sich um ein reiches Vorkommen handelte.

Ein Diamantenfieber ergriff das Land. Zum Glück gelang es der Regierung, sich einen Anteil an den Gewinnen zu sichern, und nun war es möglich, endlich größere Summen für die Landeskultur aufzuwenden. Im Jahre 1913 betrug der Wert der ausgeführten Diamanten bereits über 60 Millionen Mark. Hierzu gesellte sich ein steigender Export von Kupfererzen, die in den Otavi-Minen im Norden des Schutzgebiets gefördert wurden.

Das Schutzgebiet blühte auf. Im Jahre 1913 zählte man 14 830 Weiße, darunter 12 292 Deutsche. Daß es sich aber wirklich um eine Daueransiedlung handelte, ging am besten daraus hervor, daß von den eingewanderten Deutschen etwa 3000 Frauen und zahlreiche Kinder waren. 370 schulpflichtige Knaben und 405 Mädchen wurden in 20 Schulen unterrichtet, unter denen sich auch eine bereits bis Obertertia reichende Realschule befand.

Der Hafen von Swakopmund war mit der Hauptstadt Windhuk und mit den Otavi-Minen, der Hafen Lüderiksbucht mit Keetmannshoop und Kalkfontein durch Eisenbahnen, die insgesamt 2126 Kilometer lang waren, verbunden.

Als der Weltkrieg ausbrach, zählten die Schutz- und die Polizeitruppe zusammen nur 2300 Mann mit wenigen Geschützen und Maschinengewehren. Zu diesen traten noch etwa gleichviel Waffenfähige aus der Zivilbevölkerung. Gegen sie bot Großbritannien die ganze Streitmacht der südafrikanischen Union, gegen 60 000 Mann mit einer ausreichenden Artillerie aller Kaliber und gegen 2000 Kraftwagen auf! Die ersten Zusammenstöße verliefen glücklich für die kleine Schutztruppe, die u. a. bei Sandfontein 300 englische

Reiter gefangennahm. Dann aber landete der Feind, der von dem südafrikanischen Minister Botha geführt wurde, erst bei Lüderiksbucht, dann in der Walfischbai seine Truppen, und begann nun, gestützt auf seine riesige Übermacht, die deutschen Truppen, sobald sie sich ihm stellten, in der Front festzuhalten und gleichzeitig mit Seitenkolonnen zu umgehen. Das wurde ihm um so leichter, als die Pferde der Deutschen bald abgetrieben waren, es auch an Verpflegung, Futter und Munition zu mangeln begann. Am 9. Juli kapitulierte die deutsche Truppe unter ehrenvollen Bedingungen.

Deutsch-Südwestafrika ist jetzt ein Mandatsland, das von der Südafrikanischen Union verwaltet wird. Viele Deutschen sind im Lande geblieben, viele andere in den letzten Jahren wieder hinausgezogen, so daß das Land sein deutsches Gepräge bewahrt hat.

Im Kampfe gegen die Herero. *)

Am 31. Juli 1904 war ich wieder unterwegs, diesmal um mit Major von Reizenstein das von mir noch nicht betretene Gelände östlich des Weges Ofire-Waterberg bei Hamakari zu erkunden und um den Major zu begleiten; dieser wollte speziell nach einer Stellung für unsere Batterien suchen. Wir fanden das rechte feindliche Ende noch weit nach Süden zu vorgebogen. Während der Busch bei Ombujomatamba noch ganz schmal war, verbreiterte er sich nach Osten zu andauernd. Schon an der großen Straße war er fünf Kilometer breit, von da ab wurde er dauernd breiter. Ein Postengürtel schien sich weit nach Süden zu erstrecken. Am 2. August

*) Nach Erik von Salzmänn, Im Kampfe gegen die Herero. Berlin 1905, Dietrich Reimer.

wurde die zweite Kompagnie des Regiments Deimling bei Okateitei angegriffen, was man augenscheinlich nicht erwartet hatte. Seitdem wird unsere Sicherung noch wesentlich verstärkt. Tagsüber sitzen auf hohen Bäumen in der Umgebung des Lagers Posten, und nachts umstreifen Witboipatrouillen das Lager, um rechtzeitig eine feindliche Annäherung melden zu können, außerdem wurden einzelne Kompagnien oder Batterien probeweise still alarmiert. Das Wasser in den Löchern nimmt rapide ab. Es ist nämlich kein Grundwasser, sondern nur Sickerwasser. Gräbt man z. B. durch die unter dieser Erdschicht liegende Tonschicht hindurch, so kann es einem passieren, daß das Wasser mit einemmal ganz verschwunden ist. Ebenso geht es, wenn einzelne Löcher erheblich tiefer als in der Nähe liegende gegraben werden. Das tiefste hat dann alles Wasser, während die anderen schnell versiegen.

Die Wasserfrage ist stets brennend, nun ist sie wieder einmal ganz in den Vordergrund getreten, da wir unsere Tiere nicht mehr satt tränken können, somit also daselbe Elend anfängt wie seinerzeit in Otjurujondju. Wiederum muß das Bivak verlegt werden, und daher ritt ich am 4. August mit Oberstleutnant Müller, unserem Detachementsführer, nach Ombuatjipiro, um die dortigen Wasserverhältnisse zu besichtigen. Wir fanden mehr als hundert Löcher, viele mit Wasser, viele ausgetrocknet, wieder andere unvollendet. Jedenfalls würde das vorhandene Wasser genügen, besonders wenn die Löcher noch tiefer ausgegraben würden. Weniger leicht erwies sich das Aussuchen eines neuen Bivakplatzes. Die Wasserlöcher liegen in dichtem Busch in einer langen Reihe. Weit um die Löcher herum ist jegliche Weide von dem Hererovieh bis auf den letzten

Halm abgefressen. Südlich nach der Wasserstelle hört nach einem Kilometer der Busch auf, und die Weide wird besser. Dort wurde der neue Bivakplatz in Aussicht genommen. Beim Zurückreiten schoß der Oberstleutnant einen Steinbock frank. Das Tier verkroch sich in ein tiefes Schakalloch, und beinahe hätten wir es herausbuddeln müssen. Einer unserer Schwarzen kroch nach und zog den Bock an den Hinterläufen heraus. Für Weidmänner gewiß ein seltener Anblick: ein Bock, der sich in der Erde verkriecht. Diese kleinen Antilopen sind unglaublich zäh, trifft man sie nicht sofort tödlich, so entkommen sie meist, z. B. bereitet ihnen ein zer-schossener Vorderlauf gar keine Beschwerden beim Weglaufen, übrigens eine Beobachtung, die ich in Zentral-Asien bei den dortigen Antilopen auch schon gemacht habe. Die hiesigen Bezeichnungen der verschiedenen Antilopenarten sind merkwürdig, so ist z. B. der Steinbock ein winzig kleines Tier, während der Gemsbock eine mächtige Antilopenart präsentiert. Hartebeeste, Kudus und Springböcke, die größeren Arten, haben sich leider aus diesen sonst so wildreichen Distrikten fast ganz verzogen. Die vielen Durchzüge haben sie vertrieben.

Am Abende kam schon der Befehl zum Vormarsch; die Witboiabteilung, die elfte Kompagnie, die fünfte Batterie und Maschinengewehrabteilung traten ihn am 5. August an und bezogen ein neues Bivak an der von uns ausgesuchten Stelle. Es gab wieder harte Arbeit, bis genügend Wasserlöcher für den Bedarf der Truppen geöffnet waren; doch man war froh, wieder einmal ein Stückchen näher an den Feind herangerückt und dem entsetzlichen Staube der letzten Bivaks entronnen zu sein. Das wird nun wohl unsere letzte Sta-

tion vor dem Angriff auf Hamakari sein; vielleicht staten uns die Schwarzen einmal einen Besuch ab, warm genug soll der Empfang sein, denn nach allen Seiten starren ihnen die Geschütze und Maschinengewehre entgegen. Sie mögen nur kommen, uns soll es freuen. Leider sind sie selbst klug genug, um zu wissen, daß sie bei uns mit blutigen Köpfen abgewiesen werden, denn sonst hätten sie es sicher schon einmal probiert. Übrigens wurde festgestellt, daß, als wir anlangten, gerade ungefähr elf Herero teils zu Pferde, teils zu Fuß an den Wasserlöchern getränkt hatten. Am Abende kam das Feldlazarett 2 hier an, es hatte den Weg von Okahandja über Otutundu und Osire in etwa sechs Tagen zurückgelegt; da seine europäischen Fahrzeuge nur mit vier Zugpferden bespannt gewesen waren, ist damit etwas ganz Vorzügliches geleistet worden, was allem widerspricht, was sonst in Afrika geleistet wird. Ja ja, auch die ältesten Afrikaner können noch lernen, obwohl sie sonst von ihren meist mit überheblicher Gewißheit ausgesprochenen Ansichten durch nichts abzubringen sind. Ich höre noch unseren sonst sehr brauchbaren Landeskundigen auf die Frage des Oberstleutnants Müller: „Ja, wer garantiert mir nun, daß diese ausgetrockneten Wasserlöcher genügend Wasser geben werden?“ mit einem höchst selbstbewußten „Ich“ antworten, und hinterher ergaben die meisten nicht einen Tropfen Wasser. Nun ist er nicht ganz wohl und will von der Wassergeschichte nichts hören.

☆

Waterberg, Oktober 1904.

Nun liege ich hier schon über zehn Wochen schwer verwundet fest im Bette, aber mein Zustand hat sich

immerhin schon so gebessert, daß ich aufgerichtet im Bett schreiben kann, allerdings mit Unterbrechungen, wenn ich auch noch weit, sehr weit von wirklicher Genesung entfernt bin. Diese hoffe ich in der Heimat zu finden, aber es ist nun einmal sehr zweifelhaft und noch gar nicht vorauszusagen, ob es der Kunst der heimischen Ärzte überhaupt gelingen wird, mich, wenn auch nur notdürftig, wieder zusammenzuflicken. Rennreiten und Bergkrageln werden wohl für mich für alle Zukunft dahin sein.

Doch ich will der Reihenfolge nach verfahren. Wir befanden uns im Lager von Ombuatjipiro im ersten Drittel des August bei der Hauptabteilung, der jetzt wohl mehr nach ihrem Führer so genannten „Abteilung Müller“, dem Kommandeur des 1. Feldregiments, der mich zu seinem Ordonnanzoffizier genommen hatte. Stets in meinem ferneren Leben werde ich mich mit großer Freude und Dankbarkeit dieses wirklich vornehm denkenden Vorgesetzten erinnern, unter dem mir leider nur kurze Wochen zu stehen vergönnt war. Es war weder ihm noch mir beschieden, mit der Truppe an den Feind zu kommen, statt dessen sahen wir uns im Lazarett in Waterberg wieder, wohin er nach seinem schweren Sturz am 11. August gebracht wurde. Mehrmals führten mich noch Patrouillenritte an den Feind, von denen ich stets meine gesamte Patrouille ohne Verluste zurückbrachte. In diesen Tagen waren viele Patrouillen am Feinde, um jede bei ihm eintretende Veränderung feststellen und dem noch in Erindi Ongoahere weilenden Hauptquartier rechtzeitig melden zu können. Die drei Abteilungen von Estorff, von der Heyde und Müller befanden sich so dicht am Feinde, daß ein Marsch sie in Berührung mit diesem,

also zum Gefechte führen mußte. Die westlich des Waterberg-Plateaus befindlichen kleineren Abteilungen Fiedler und Volkmann standen auch fertig auf den für sie bestimmten Punkten, jedoch hatten sie wohl mehr defensive Aufträge. Alles wartete nur noch auf das gegen Omuweroumwe heranmarschierende zweite Feldregiment, das den Ring schließen sollte.

Aus allen Patrouillenmeldungen ging immer klarer hervor, daß der Feind seine Kräfte mehr und mehr nach Südosten, also nach Hamakari zu, konzentrierte, woraus schon damals deutlich zu erkennen war, daß die Abteilung von der Heyde der feindliche Hauptstoß treffen würde. Unsere Patrouillen fanden mehrfach Otjikaru am östlichen Eingang des Omuweroumwe-Engpasses unbesezt und den ganzen östlichen Hang des sogenannten kleinen Waterberges vom Feinde frei, Punkte, die ich selbst auf früheren Patrouillen stark von den Herero besezt gefunden hatte. Auch eine traurige Meldung erreichte uns in diesen Tagen: Leutnant von Bodenhausen mit acht Mann war auf einem Patrouillenritt gefallen. Näheres war nicht darüber zu erfahren, sie waren überfallen worden, als sie, bereits auf dem Rückwege begriffen, gerastet hatten. Nur zwei Mann waren entkommen, von denen der eine verwundet war. Wie stets in solchen Fällen, hatten die Herero die Toten vollkommen entkleidet, so fand man später die Leichname vor. Endlich am 19. August war das 2. Feldregiment mit genügenden Kräften so weit heran, um rechtzeitig über Omuweroumwe in der Richtung auf die Station Waterberg in den Kampf eingreifen zu können. Am gleichen Tage verlegte Erzelenz von Trotha den Sitz des Hauptquartiers von Erindi Ongoahere nach Ombuatjipiro.

Wir freuten uns alle, nun nach vielen Monaten des Wartens an den Feind heranzukommen. Der Wassermangel hätte uns so wie so bald gezwungen, einen Wechsel des Platzes vorzunehmen, und ein solcher war nur nach dem Feinde zu möglich, denn gerade der Mangel des unentbehrlichen Lebenselixirs hatte uns schon früher hierher getrieben, als wohl eigentlich in den Absichten der Führung lag. Hier in Ombuatjipira deckten wir unseren Bedarf aus den von den Herero gegrabenen Löchern, die zu vielen Hunderten, zum Teil von beträchtlicher Tiefe, in einer langen Wey, d. h. Senke, lagen. All dieses Wasser ist nur Sickerwasser, das sich in der obersten Sandschicht hält, um sich auf der nächsten Tonschicht anzusammeln. Es passierte uns mehrfach, daß das Wasser vor unseren Augen ganz verschwand, als wir die Löcher, um mehr Wasser zu schaffen, tiefer gruben. Wir hatten eben die Tonschicht durchgestoßen, und das Wasser hatte nun Luft, noch tiefer zu sickern. Diese Tonschicht schien in ihrer Höhenlage auch zu wechseln, denn es kam vor, daß eine Kompagnie der anderen durch Tiefergraben einfach das Wasser entzog. Andererseits passierte es im harten, festen Sande, daß man neben einem gut und reichlich Wasser führenden Loche nur zwei Meter entfernt auch nicht einen Tropfen Wasser erhielt. Das sind so die Wasserkalamitäten in unserem Schutzgebiet. Daß dann das Wasser meist noch einer Flüssigkeit gleicht, die man zu Hause wohl kaum noch mit Wasser bezeichnen würde, störte uns gar nicht mehr. Man gewöhnt sich an alles! Am besten ist es immer noch, wenn man in sogenannten Kalkpfannen auf Wasser stößt; natürlich schöpft man es auch hier künstlich in den Kalkfelsen gesprengten tiefen Löchern mit am Strick hängenden

Eimern, so z. B. in Dwifokorero. Im Ausbauen und Neuanlegen von Brunnen könnte im Schutzgebiet noch unendlich viel geschehen, was wohl auch nach Beendigung des Aufstandes kommen wird. Hinzufügen möchte ich noch, daß eines Tages auch das in den Boden gesickerte Wasser ein Ende hat; dann hat die liebe Seele Ruh, und das Loch gibt auch nicht einen Tropfen mehr her. Gerade in den ersten Tagen des August waren ein Lazarett und ein großer Provianttransport mit Hunderten von Ochsen eingetroffen, so daß unser Wasser schon stark auf die Neige ging, wobei die Tiere nicht einmal alle satt wurden; so ein richtiger Treckochse säuft allerdings nach einem heißen, anstrengenden Marsche seine 40 Liter Wasser.

Also Erzellenz war am 9. August nachmittags angekommen und äußerte die Absicht, sich am 10. früh das Gelände auf Hamakari anzusehen; natürlich ritten der Führer der Hauptabteilung und ich als sein Ordonnanzoffizier mit. Am Abend erhielt ich für eins meiner sehr abgetriebenen Pferde ein neues Tier, einen gerade fürs Hauptquartier aus Okahandja angekommenen schönen, kräftigen Schimmel, den ich gleich am nächsten Morgen ritt, d. h. eigentlich erhielt ihn mein Chef, Oberstleutnant Müller, der ihn mir zur Verfügung stellte. Gegen 5 Uhr am 10. August brachen Se. Erzellenz und mit ihm die meisten Herren seines Stabes zu der beabsichtigten Erkundung auf. Wir passierten den ungefähr 5 Kilometer breiten Busch, der dann in eine nur wenig mit Bäumen bestandene Fläche überging, kreuzten diese, um dann wieder in allmählich dichter werdenden Busch zu gelangen. Da ich gerade in dieser Gegend schon mehrfach gewesen war, wurde ich zur Spitze gerufen. Ich kannte hier fast jeden Baum;



aus Benzingers Lichtbildern für den Unterricht.

Hererowerft

da war einer am Wege, der einen Ast über den Weg hinwegstreckte, von welchem zwei Webevogelnester herabhingen. Gerade dieser Baum war mir lebhaft in der Erinnerung, ungefähr 200 Meter von ihm befand sich ein hoher Termitenhausen, von dem aus man eine leidliche Aussicht auf Waterberg zu hatte. Nicht einen Kilometer weiter, hinter den ersten Wasserlöchern von Ombujomatamba, hatte ich früher die ersten besetzten Kriegswerften festgestellt.

Wir waren noch nicht an dem eben erwähnten Baum angelangt, als sowohl dem bei der Spitze reitenden, zum Abteilungsstabe gehörigen Unteroffizier Jakobs, einem gewiegten alten Afrikaner, wie auch mir die vielen frischen, höchstens von vergangener Nacht herrührenden Spuren auffielen. Ebenso kam es uns mehrfach vor, als ob von rechts her Viehgebrüll hörbar würde, doch mochte es noch weit entfernt sein; aber verdoppelte Aufmerksamkeit und Vorsicht in Anbetracht des hinter uns befindlichen Stabes waren jedenfalls geboten. Ich ließ daher die Spitze den Abstand vergrößern, dann später am Termitenhausen halten und Se. Exzellenz aufschließen. Vom Termitenhausen aus war, wie überall hier, die Aussicht auch nicht besonders, der dichte Busch, der hier noch mit vielen Kameldorn- und wilden Feigenbäumen durchsetzt war, erschwerte sie sehr wesentlich. Daher hat ich, bevor der gesamte Stab weiter vorritt, für meine Person erst einmal allein vorgehen zu dürfen, um einen geeigneteren Punkt zu finden, und zugleich das Gelände selbst zu erkunden.

Nach rechts hin ritt kurz nach mir Oberstleutnant Müller selbst. Ich war sehr schnell allein zu Pferde und ritt im Galopp quer durch den Busch halblinks vorwärts, bis ich an einer verlassenen Werft einen ein-

zelnem hohen Feigenbaum antraf. Schnell war ich herunter vom Pferde, hatte dieses unten angebunden und den Baum erklettert. Doch wer beschreibt meinen Schrecken, als ich von oben ungefähr 60 Schritt entfernt bewaffnete Hereros auf mich zulaufen sah. Sie hatten mich jedenfalls auch erst im letzten Augenblick gesehen, denn noch schoß keiner. Wie der Wind war ich vom Baum herunter und ohne Bügel auf meinem Schimmel. Mein Bestreben war, so schnell wie möglich zurückzureiten und zu warnen, denn im dichten Busch ist natürlich eine Überraschung leicht möglich. Schärfste Gangart reitend, erreichte ich die Straße vielleicht 300 Meter vor dem Termitenhäufen, an dem der Stab gehalten hatte. Zugleich erhielt ich von links und von hinten starkes Feuer. Gleich einer der ersten Schüsse traf mein Pferd hinten durch die Keulen. Es knickte einen Augenblick zusammen, ging aber sofort weiter. Das Feuer verstärkte sich noch. Ich sah, bis auf den Pferdehals heruntergebeugt, links gar nicht weit einzelne Schützen stehen. Es ging nun ums Leben, das wußte ich genau. Denn fiel mein Pferd, so schlugen sie mich sofort mit dem Kirri tot. Ich ritt daher, was ich konnte, und obwohl es nur wenige kurze Minuten waren, kam es mir wie eine Ewigkeit vor.

Mit einem Male fühle ich einen schweren Schlag am rechten Fuße, der Bügel flog mir bis zum Hut, und der Fuß hing mir wie Blei herunter. Herunterblickend sah ich das Loch im Stiefel und daraus Blutstropfen hervorsickern, also Schuß durchs Fußgelenk. Einen Moment hatte ich etwas das Gleichgewicht verloren, hielt mich aber an der Mähne fest, und weiter ging's nun, mit dem linken Fuß spornierend, denn der rechte war unbrauchbar. Noch zwei Kugeln erhielt mein guter

Schimmel. Eine quer durch den Bauch, gerade durch die Gurte, und die andere ins Hochblatt. Es war ein bildschöner Blattschuß und daher ein Wunder, daß der Gaul immer noch ging. Die Kugel muß dicht am Herzen vorbeigegangen sein, das Blut spritzte im hohen Bogen heraus, und mein braver Schimmel sah bald mehr rot als weiß aus. Er hat mir aber so das Leben gerettet.

Kurz hinter dem Termitenhaufen traf ich auf Oberstleutnant Müller mit Melchior und Jakobs. Ich parierte durch und Oberstleutnant Müller fragte: „Was ist denn los?“ Ich sagte nur kurz: „Schuß durchs Fußgelenk.“ Zu langem Besinnen war keine Zeit, denn von allen Seiten piffen die Kugeln. Oberstleutnant Müller rief nur schnell: „Na, dann vorwärts,“ und weiter ging's. Der Schimmel ging immer noch, obwohl sehr matt. Das Feuer hinter uns ließ nach und kurze Zeit darauf trafen wir auf Oberstleutnant de Beaulieu, Major v. Reizenstein und andere Herren, die auch ganz im unklaren über die Situation waren, da in dem dichten Busch nichts zu sehen ist. Es war ja absolut nicht Sache einer solchen Erkundung, sich in ein Gefecht einzulassen, hatten wir doch außerdem den äußersten besetzten Punkt festgestellt. Wieder ging's eine Weile rückwärts, bis mein Schimmel zusammenbrach. Wir waren gerade auf der vorerwähnten Fläche angelangt. Ich wurde vom Pferde gehoben und mir vom Oberstabsarzt Dr. Schian ein Notverband angelegt. Im dürftigen Schatten eines Baumes schnitt er mir den Stiefel herunter und untersuchte die Wunde. Man konnte schon erkennen, daß der innere Knöchel zerschmettert war, und als mir der Arzt einen Sublimatstreifen durch die Wunde zog, bekam ich den ersten Borgegeschmack der

Schmerzen, die meiner noch warteten. Die Kameraden hatten unterdessen eine Schützenlinie gebildet zum Schutze des provisorischen Verbandplatzes. Oberstleutnant Müller ließ meinem braven Schimmel durch einen alten Schutztruppler den Gnadenschuß geben, und wie er mir später schrieb, vergaß er nie den letzten Blick dieses treuen Tieres, das mir das Leben gerettet hatte und ohne das ich jetzt wohl zusammen mit Oberstleutnant Müller, Melchior und Jakobs auf dem Felde der Ehre läge. Denn Oberstleutnant Müller und seine braven Leute hätten mich sicher nicht im Stich gelassen, das weiß ich ganz genau.

Mit dem Ochsenwagen von Okombahe nach Omaruru. *)

Anfang September machten wir einen Ausflug nach Omaruru und Karibib. Fast hätten uns umlaufende Gerüchte von abermals brennenden, ausgeraubten Häusern und auf dieser Strecke mordenden Herero bewogen, die Reise aufzugeben. Derartige Gerüchte, meist von Farbigen irgendwie verbreitet und selbstverständlich von vornherein geglaubt, sind in Südwest bekanntlich nichts Neues. Die lebhafteste Phantasie der Eingeborenen steigert jede Begebenheit ins Unermeßliche.

Mein Schwager wollte uns daher vorsichtshalber zu Hause lassen, denn die Unsicherheit nach dem Kriege war keineswegs beseitigt. Auch war gerade eine der uns zugewiesenen Hererofamilien entlaufen. Meine

*) Nach Maria Karow, „Wo sonst der Fuß des Kriegers trat“. Farmerleben in Südwest nach dem Kriege (Aufstand von 1903—05). Berlin 1909, Verlag von E. S. Mittler u. Sohn.

Schwester und ich wollten aber davon nichts hören, denn wir hatten uns vorgenommen, endlich wieder einmal „weiße Menschen“ zu sehen.

Bei Tagesgrauen bestiegen wir den Ochsenwagen und fuhren weit in den köstlichen Morgen hinein. Solch ein großer Zeltwagen sieht eigentlich mehr einer rollenden Wohnung ähnlich; birgt er doch alles, was man auf einer Reise durch ganz unbewohnte Landstriche braucht. vorn auf dem Wagen steht eine größere Kiste (Vorkiste), die die nötigsten Eßwaren und Wertgegenstände unter Verschuß hält. Die inneren Seitentaschen beherbergen unsere Toilettengegenstände, Bücher, Zeitungen und einige Flaschen mit Kaffee. Oben seitwärts hängt der kleine Wassertopf, der aus dichtem Leinen gefertigt ist und durch die Verdunstung im Luftzug eiskalt wird. Außen in den Seitenkisten werden das Eßgeschirr, sowie die Kochgeräte untergebracht. Unterm Wagen sind Eimer, Beile, Spaten, Handwerkszeug und ein Blechgefäß mit Wagenschmiere befestigt; Gegenstände, die man unterwegs nötig braucht. Hinten auf dem Wagen stehen Wasserbehälter, die an jeder Wasserstelle neu gefüllt werden müssen.

Bergnügt kletterten wir ins Wagenhaus hinein, suchten uns zwischen Kisten und Säcken ein geeignetes Plätzchen, das wir durch Decken und Kissen möglichst behaglich gestalteten, und lustig ging die Reise vorwärts.

An der Deichsel ist eine lange eiserne Kette befestigt, an der in bestimmten Abständen die Joche der zwanzig paarweise einherschreitenden, langhörigen Damara-Ochsen befestigt sind. Der Tauleiter führt die Vorderochsen, die gleich dem letzten Paar besonders starke Tiere sein müssen. Der Treiber schwingt die „Swip“,

eine 4 Meter lange Bambusrohrpeitsche, die er mit beiden Händen festhält, über allen Ochsen, eine schwere, anstrengende Arbeit, die große Gewandtheit, sowie eine gute Gesundheit erfordert. Zwei andere Schwarze gehen nebenher, um die Ochsen unter andauerndem Geschrei, Stockschlägen und Hieben anzufeuern.

Trotz der Schwerfälligkeit und der vielen Hindernisse, die sich auf einer Fahrt auf ungebahnten afrikanischen Wegen überall entgegenstellen, legt der 5 Meter lange Ochsenwagen, der gegen 100 Zentner befördert, etwa $4\frac{1}{2}$ Kilometer in der Stunde und 30 Kilometer am Tage zurück.

Mittags rasteten wir draußen auf der Farm, wo mein Schwager einige Anordnungen treffen und Vieh zum Verkauf auswählen wollte. Nachmittags „trekften“ wir weiter und gelangten nach Kawab (deutsch: der blumenreiche Platz), einer früheren Hereroniederlassung. Jetzt legte sich hier ein Graf Bentheim seine Tabakplantage an. Auffallend hohe, schöne Bäume gaben dem Platz ein eigenes Gepräge. Ringsumher weideten Bergdamara ihre Herden.

Mit den Zugochsen hatten wir bald Schwierigkeiten; sie wurden durch einige junge Tiere, die zum ersten Male eingespannt waren, verursacht. Es mußte gehalten werden, um Abhilfe zu schaffen. Besonders widerspenstige Ochsen wurden ausgespannt und liefen nebenher.

Wir hatten auf der Fahrt ganz tüchtige Wagenleute, alles Okombaher Bergdamara. Denn von den Kriegsgefangenen hatte mein Schwager nur Isaak mit, er trieb das Kleinvieh, das zum Verkauf nach Karibib mitgetrieben wurde. Wir achteten alle auf ihn, weil wir ihm doch nicht trauten. Wie leicht konnte er mit

der kleinen Herde Schlachtvieh hinter den Büschen verschwinden, zumal da an beiden Seiten unser Weg überwiegend mit mehr oder minder dichten Dornenbüschen bestanden war.

Unser Treiber, ein ehemaliger Offiziersbursche, hieß Jonas. Fragte ich: „Jonas, ist der Berg dort noch weit,“ so gab er ganz sicher zur Antwort: „Es ist weit, aber ein bißchen nahe bei.“ „Kommen wir heute noch hin?“ „Miskien!“ (vielleicht.) Eigentlich hatte er recht; wer kann bei den ungeebneten Wegen Afrikas etwas genau bestimmen!

Der Tauleiter, der ebenfalls deutsch sprach, hieß „Zumzib“. Dies sollte sogar ein deutscher Name sein, wie mir gesagt wurde. Ich riet hin und her, fand aber keinen nur annähernd ähnlich klingenden Namen heraus. Jonas half mir: „Fräulein, wir sagen auf Namaqua ‚goro disi‘, weißt du nun?“ Also „Fünzig“ hieß Zumzib!! Darauf wäre ich allerdings nicht gekommen, obwohl mein Ohr schon an mancherlei Verdrehungen unserer deutschen Sprache gewöhnt war.

Unterwegs gab es glühend heiße Tage. Mittags von 11—1 Uhr empfand man die Strahlung der senkrecht stehenden Sonne außerordentlich stark. Kein erfrischender Luftzug regte sich, das zitternde, heiße Sonnenlicht blendete, glühte fürchterlich. Selbst der geringe Schatten gewährte keine Kühlung mehr. Das Mittagessen wurde möglichst vereinfacht; denn das Kochen am offenen Feuer bei so hoher Temperatur der Luft war unerträglich. Wir litten qualvoll unter dem Durst. Unwillkürlich atmeten wir mit offenem Munde, wie man es auch bei den Hunden und Vögeln beobachten kann. Erst wenn der Nachmittagswind aufkam, wurde es erträglicher, und um 2 Uhr konnte eingespannt werden.

Dann kühlte es sich von Stunde zu Stunde ab, und nachts wurde es mitunter ziemlich kalt.

Die nächste Raft wurde in Djambaue (deutsch: wo der weiße Feuerstein ist) gemacht. Zumzib ging aus, um trockenes Holz zum Feuer zu sammeln. Fredrick sorgte für Wasser, während wir das übrige zur Bereitung des Kaffees zurechtlegten. Hier am offenen Wasser war das Tränken der Ochsen und des Kleinviehs sehr einfach, denn es bot sich den Tieren die seltene Gelegenheit, hineinzupatschen und sich ordentlich satt zu trinken. Auch wir waren froh, Kopf und Hände einer gründlichen Reinigung unterziehen zu können. Das viele Waschen „auf der Pad“ ist sonst eigentlich weniger ratsam, weil die Haut in Folge der großen Trockenheit der Luft sehr aufspringt und brennt.

Die Dunkelheit brach schnell herein, ist doch der Übergang vom Tag zur Nacht ziemlich unvermittelt. Es sollte aber nur kurze Zeit geruht werden, weil Omaruru nicht allzufern war.

Wir saßen ziemlich dicht am hellodernden Feuer. Jeder versuchte, etwas zu schlafen. Ich brachte es nicht fertig; ich lauschte auf die Sprache der Natur, die den geheimnisvollen Reiz der Wildnis, den rätselhaft, gewaltig fesselnden Zauber einer afrikanischen Nacht verkündete. Der Mond erschien am fernen, tiefblauen Horizont. Ein Stern nach dem andern, glitzernden Diamanten gleichend, tauchte auf, bis das ganze Firmament in südlicher Pracht erstrahlte. Inmitten dieser Sternenpracht stand das Kreuz des Südens, als das Wahrzeichen unseres Christenglaubens, in ruhiger Klarheit. Wohl jeder, der es einmal gesehen, wird dies Sternbild, zu dem er in guten und in schweren Tagen seine Blicke emporlenkte, in treuer Erinnerung behal-

ten. Es war fast taghell; man hätte lesen können. Der Lichterschein tanzte auf dem dunklen Laubwerk der Baumgruppen, die der Wind sanft schüttelte, so daß ein seltsames Rauschen begann.

Im Lichtkreis des zweiten aufflackernden Feuers hantierten die Schwarzen, die „auf Pad“ nur wenig Schlaf bedürfen.

Wieder trat die Eigenart der Bergdamara, Frohsinn und Sorglosigkeit, hervor; denn werfen sie sich, nach getaner schwerer Arbeit des Wagenschiebens, auch noch so müde am Feuer nieder, — wenn der Kaffee geschlürft ist, vergessen sie alle Sorgen und Mühe und plaudern lustig darauf los. Jedes Ereignis des Tages, auch das kleinste, wird besprochen; ob jener Ochse gut angezogen oder versagt hat, wo der Weg schwer passierbar gewesen ist usw. Eingehend erwähnen sie, ob jemand über einen Stein gestolpert sei und welche drollige Figur er dabei abgegeben habe. Noch lange ergözen sie sich darüber, lachen belustigt stundenlang über eine solche unbedeutende Begebenheit. Diese harmlose Fröhlichkeit der Bergdamara begründet es wohl, daß ihnen niemand lange böse sein kann, obwohl sie alle möglichen Fehler, unter denen der hauptsächlichste ihre Unzuverlässigkeit ist, aufzuweisen haben.

Hier am Lagerfeuer erhellte der Widerschein die dunkle Farbe unserer Wagenleute. Es entfaltete sich ein Bild größten Behagens. Zumzib rührte stumm den Mehlpapp und schürte das Feuer, dessen Funken sprühten, wenn es durch neue knisternde, trockene Reiser im Brennen erhalten wurde. Jonas hob ab und zu den Deckel vom Wasserkessel, um sich zu überzeugen, ob der Kaffee bald angerichtet werden könnte. Fredrick, der meist stillvergnügt lächelte, drehte die kreischende Kaf-

feemühle, deren gemüthlicher Klang mir einen baldigen erfrischenden Trank verhieß. Jetzt machte Jonas den Aufguß, setzte das herrlich duftende Gebräu vor uns hin und begab sich stillschweigend wieder an sein Feuer, um nochmals eine Portion Kaffee zuzubereiten. Diesmal aber für die Schwarzen, daher mußte eine ordentliche Menge Zucker mit frisch gemahlener Bohnen durchkochen. Bald war der Kaffee „klar“. Nun schwätzten, lachten und rauchten sie abwechselnd und freuten sich auf ihr Mahl. Daneben schnarchte Leo, alle viere von sich gestreckt. Er hatte seinen Mehlapp bewältigt und bedurfte anscheinend der Ruhe. Um Mitternacht wurde aufgebrochen. Schnell wurden die verglimmenden Holzstücke verscharrt und alles zusammengepackt, denn schon am nächsten Morgen sollte Omaruru erreicht werden.

Die Ochsen, die gut geweidet hatten, wurden mit Riemen eingefangen, im Halbkreis geordnet, nacheinander herausgezogen und eingespannt. Dies war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft; denn nur widerwillig lassen die Tiere sich ins Joch bringen. Die lange Kette lag schon mit wohlgeordneten Jochen bereit, einzeln mußten nun die Ochsen an ihren Platz geleitet werden, wo ihnen das Joch aufgelegt, die Struppe um den Hals geschlungen und durch Scheite am Holzjoch befestigt wurde. Endlich standen alle in Reih und Glied: es konnte losgehen.

Unter Hott und Hüh ging's über Stock und Stein. Die letzte Strecke mahlte unser schweres Gefährt im Sande, eine Plage für die bedauernswerten Zugtiere. Am Sonntag vormittag trafen wir in Omaruru (Bitterwasserplatz) ein. Der Ort, der sich am Omaruru-Fluß entlang zieht, machte einen hübschen, freundlichen

Eindruck. Die schwarze Gemeinde stand sauber gekleidet vor dem Eingang der Kirche und wartete ab, bis der deutsche Gottesdienst beendet war.

Bald hielten wir vor einem mit rotblühendem Oleander umgebenen Gasthaus, dem „Deutschen Haus“. Wir wurden in sauber möblierte, lustige Zimmer geführt und konnten uns der schmutzigen Badkleidung und des häßlichen Staubes von der Ochsenwagenfahrt entledigen. Mir dröhnte der Kopf von den Anstrengungen der Reise, und ich freute mich über die wohlthuende Ruhepause.

Um 12 Uhr erklang die Glocke zu Tisch. An den Mahlzeiten beteiligten sich noch eine Anzahl von Durchreisenden. Nach dem Essen genossen meine Schwester und ich ein ruhiges Mittagschläfchen, ohne das Rütteln und Schütteln des Ochsenwagens. Nach dem Kaffee besuchten wir den Missionar Dannert, dessen Garten mit seinen hohen, reich mit reifen Datteln bedeckten Palmen, den Obstbäumen und dem Weinspalier mich sehr überraschte.

Am nächsten Tage sahen wir uns Omaruru, insonderheit einige schönen Gärten, an, sichtbare Zeichen von dem großen Fleiß der Besitzer, in denen alles um die Wette grünte, blühte und Früchte trug: rot oder weiß blühende Oleander, Pfirsiche, Wein, Apfelsinen, Zitronen, Bananen, Aprikosen und Feigenbäume, alles mit Blüten und Früchten überschüttet. Wir durften sogar Erdbeeren kosten, die erste Errungenschaft jahrelanger, vergeblicher Kultur. Beim Anblick der schön gewachsenen, herrlich belaubten Pfeffersträucher konnte ich es nicht unterlassen, ihre Früchte zu versuchen. Hui, wie waren die weißen Körnchen aber scharf! Unzählige Vögel sprachen ihnen, anscheinend mit mehr Wohlgefal-

len, eifrig zu. Schöne, leuchtende Blumen, darunter auch Rosen und liebe deutsche Kornblumen, blühten allenthalben üppig.

Am folgenden Tage sah ich mir die Otavi-Bahn näher an, an der Omaruru liegt. Im Betriebe der Bahn wurden viele Farbige beschäftigt, darunter auch mancher Ovambo. Die im Norden unseres Schutzgebietes ansässigen Ovambo sind große, fast zu schlanke, schmale Erscheinungen von dunkelbrauner Hautfarbe. Auffallend ist ihr reicher Schmuck aus Eisenperlen und Lederriemen. Ihre Sprache ist ebenso klangreich wie diejenige der Hereros, der sie auch sonst sehr ähnelt. Die Ovambo sind fleißige Ackerbauer; hauptsächlich bauen sie das sogenannte Ovambokorn, eine Hirseart, deren Frucht sie in hochstehenden Speichern zum Schutz gegen die Ameisen aufbewahren.

Während unserer Anwesenheit in Omaruru war alles in großer Sorge um das Schicksal eines deutschen Postschaffners. Derselbe hatte seine Freizeit benützen wollen, um allein auf die Jagd zu gehen, war aber nicht zurückgekehrt. Man hatte ihn gewarnt, aber vergeblich, und nun vermutete man, er sei verdurstet.

Bei dieser Gelegenheit erinnerte man sich eines Unteroffiziers, der sich ein Jahr vorher ebenfalls verirrt hatte und fast verdurstet wäre. Er hatte es uns in Okombahe selbst einmal erzählt. Der junge Mann, erst kurze Zeit in Afrika, sollte ein Pferd von der Weide holen. Böllig landesunkundig, stürmte er allein, nur mit einer Trense in der Hand, davon, ohne sich vorher genauer zu erkundigen. Nach stundenlangem Suchen wurde ihm klar, daß er fehlgegangen war, und er wollte den Rückweg antreten. Aber in welcher Richtung lag Omaruru? Als es Abend wurde, kam ihm seine Unbesonnenheit

zum Bewußtsein. Der Durst quälte ihn und nicht weniger die gefährliche Lage, in der er sich befand. Je müder er wurde, je mehr trug er Verlangen nach Schlaf. Da er ja in der Nacht erst recht nicht den Weg finden konnte, wollte er bis zum Morgen ausharren und schlafen, um dann an der aufgehenden Sonne die Lage von Omaruru festzustellen, aber er fand keinen Schlaf. Da er ohne Waffe war, flößte ihm seine Verlassenheit Furcht ein. Wie leicht konnten Herero oder wilde Tiere auf ihn stoßen! Unheimlich klang ihm das Gekläff der Schakale. Er sprang wieder auf und lief wie gehezt umher. Mit den Kleidern blieb er in den Dornen hängen und riß sich Gesicht und Hände wund. Endlich graute der Tag, die Sonne ging auf. Von einer Anhöhe aus wollte er sich Übersicht verschaffen. Aber vergeblich spähte er aus, von Omaruru war nichts zu entdecken. So irrte er nun weiter, immer noch hoffend, durch ein Wunder gerettet zu werden.

Um die Mittagszeit wollten seine schmerzenden Glieder ihm den Dienst versagen. Hunger und Durst peinigten ihn entsetzlich. Mit mehr und mehr versagenden Kräften setzte er seine Irrfahrt fort. Schon glaubte er seine letzte Stunde gekommen. Seine Gedanken galten der fernen lieben Heimat, seiner Mutter — er gab die Hoffnung auf, sie jemals wiederzusehen. Da raschelte es auf einmal im Busch — und vor ihm stand ein altes, verschrumpeltes Hereroweib. Der Verirrte stürzte auf sie zu: „Wasser! Wasser!“ rief er und packte sie am Arm. Erschrocken wollte sie davoneilen, aber er ließ seine letzte Hoffnung nicht mehr fahren. Sie versuchte ihm verständlich zu machen, daß ganz in der Nähe viele Hererofrauen unter der Aufsicht eines Soldaten Gras schnitten. Aber der Unteroffizier verstand nichts von

all den Versicherungen, die ihm in der ihm völlig unverständlichen Hererosprache gegeben wurden. Er ließ sie nicht mehr los, und sie führte ihn in wenigen Minuten zu einem Kameraden seines Truppenteils. Freilich hatte auch dieser kein Wasser mehr in seiner Feldflasche, und so mußte er denn mit rasendem Durst noch weiter ausharren, bis Omaruru erreicht war.

Dieses Erlebnis, die Angst und Verzweiflung während zweier Tage, blieb ihm eine Lehre für das ganze Leben. Er war, wie das bei Verirrten in der Regel der Fall ist, immer im großen Kreise umhergelaufen und hatte sich nur wenige Stunden von Omaruru entfernt.

Ein Landmesser warf ein, um sich in der afrikanischen Steppe zu verirren, dazu gehöre immerhin ein besonderer Grad von Ungeschicklichkeit. Obgleich alte erfahrene Afrikaner eine gegenteilige Ansicht äußerten, blieb er bei seiner Behauptung. Genau derselbe Herr aber verfehlte wenige Monate später den ihm mehrmals eingehend beschriebenen Weg nach der Farm meines Schwagers, obschon er immer nur am „Revier“ (Flußbett) entlang zu reiten brauchte.

Das Ende. *)

Am 2. Mai wurde Karibib von den buriſch-britiſchen Truppen beſetzt, am 12. Mai 1915 Windhuk. Damit war der ganze Süden des Landes bis ungefähr zur Linie Gobabis = Okahandja = Karibib = Swakopmund in Bothas Hand. Die Schutztruppe wurde langsam bis

*) Nach Dr. Walter Suchier, Deutsch-Südwest im Weltkrieg. Berlin 1918, E. S. Mittler u. Sohn.

Omaruru und später auf die Linie Kalkfeld-Dtjhaenamaparero zurückgenommen; die Vorpostenstellung unter Leutnant Sinn und v. Hadeln blieb bei Omaruru.

Der Gegner entwickelte in den folgenden Wochen eine rege Aufklärungstätigkeit und bediente sich hierzu zum erstenmal seit Beginn des Kriegs einer Anzahl von Flugzeugen, die neuerdings aus Europa eingeführt worden waren. Abwehrbatterien hatten wir selbstverständlich nicht zur Verfügung, Kampfflugzeuge noch weniger. Unsere beiden Flieger waren mit ihren beiden unbewaffneten und ständig schadhafte Apparaten kaum imstande, die notwendigsten Aufklärungsflüge durchzuführen und einige Bomben abzuwerfen; es ist merkwürdig genug, daß sie bei dem Zustand ihrer Flugzeuge nicht früher vom Schicksal ereilt wurden. Sie sind schließlich beide kurz nacheinander abgestürzt (glücklicherweise aus nur geringer Höhe), Leutnant Fiedler Ende April bei Karibib, Leutnant v. Scheele Ende Mai bei Kalkfeld. Fiedler kam mit einem Schädelbruch, v. Scheele mit einem Unterschenkel- und Nasenbeinbruch davon; beide konnten vollständig wiederhergestellt werden — aber die Flugzeuge blieben d. u.

Die feindlichen Flieger, die erstklassige französische Apparate zur Verfügung hatten, waren gewandte Kerls, die schon ein halbes Jahr über europäische Kriegsschauplätze geflogen und Kummer gewohnt waren. Der Versuch, durch Eingraben des Lafettenschwanzes mit unseren Gebirgsgeschützen ihre Fliegerei zu stören, erwies sich als aussichtslos; so konnten sie ungestört ihre Kreise ziehen und warfen Bomben auf jedes lohnende Ziel. — Die Eingeborenen betrachteten die merkwürdigen Vögel zum Teil mit völligem Gleichmut, zum Teil mit abergläubischer Unruhe und waren

von der ganzen Sache noch weniger erbaut, als sie sich über Zweck und Wirkung des Bombenabwerfens klar wurden. Mein Kaffernjunge machte regelmäßig den Versuch, vor dem Flieger davonzulaufen, und ich konnte ihn nur mit Mühe von der Zwecklosigkeit seines Unternehmens überzeugen.

Wochenlang lagen wir bei Kalkfeld in Aufnahme-stellung, schanzten und warteten ungeduldig auf den Vorstoß des Gegners. Wenn sie uns doch einmal den Gefallen tun wollten, von vorn anzugreifen! — Der Mai ging zu Ende, wir steuerten in den Juni und damit in die kälteste Jahreszeit hinein. Am wolkenlosen Nachthimmel stand ein Komet — wie sich das gehört im Weltkrieg — und erhöhte die Schönheit des südlichen Sternhimmels; er war annähernd so groß zu erkennen wie der Johannisburger Komet im Januar 1910. — Die Tage waren warm wie immer, über Mittag stets 20—30° C, aber die Nächte wurden bitterkalt. Es war keineswegs selten, daß die Temperatur auf mehrere Grad unter Null sank und man des Morgens seinen steinhart gefrorenen Wassersack erst aufwärmen mußte.

Ein in Südwest vielgebrauchtes Sprichwort sagt: „Wer friert, ist arm und dumm.“ Es mag in Friedenszeiten so ziemlich seine Richtigkeit haben, solange man sich mit allen Bequemlichkeiten umgeben kann. Aber im Kriege stimmt die Sache nicht. Wenn man des Abends „ins Bett“ ging, konnte man sich schon ausrechnen, wann einen die Kälte wieder wecken würde. Das „Bett“ wird in der Weise gemacht, daß man sich eine möglichst bequeme Kuhle in den Sand wühlt, ein Kopfpolster aus Sand zusammenkragt und über das Ganze malerisch seine Decken ausbreitet. Wer nicht ge-

nügend Decken hatte, der legte sich seufzend „in die Geographie“ und deckte sich „mit Klima“ zu — aber dies Verfahren hat unverkennbare Schattenseiten! Auch wer daran gewöhnt ist, dauernd im Freien zu leben — wir haben monatelang kein Haus betreten —, wird gegen die Kälte der Nacht nicht unempfindlich, da die Temperatur von vormittags 9 Uhr an auch in der kalten Jahreszeit fast stets so hoch ist wie in der Heimat an einem heißen Julitage.

Kamen wir nach einem anstrengenden Ritt ins Lager, so wurde meist sofort ein „Kasino aufgemacht“ und mit „orientalischem Luxus“ ausgestattet. Es bestand im allgemeinen aus einem einzelfstehenden Baum oder Busch, an dessen Ästen einige schattenspendende Zeltbahnen ausgespannt wurden, einem mächtigen Holzfeuer und einer Flasche Rum. Das war unser Nationalgetränk und monatelang fast das einzige, was zur Verfügung stand: schmutziges Wasser mit Rum. Dieser war ein Kapitel für sich; amtlich hieß er „Rum II“; meist wurde er „Riggertod“ oder „Stacheldraht“ genannt — schweigen wir davon! Je nach der Menge dieses köstlichen Getränkes, die man dem schmutzigen, warmen Wasser zusetzte, konnte man sich jede gewünschte Mischung herstellen, vom „leichten Mosel“ bis zum „schweren Bordeaux“, und sich in alle Genüsse friedensmäßigen Schlemmerlebens hinübersäufeln.

Weniger leicht war diese Selbsttäuschung mit der Beföstigung herzustellen. Unsere Ernährung war nicht üppig, aber wir sind immer satt geworden. Es gab vorwiegend Maisbrot, Reis und Fleisch; dieses war unser Hauptnahrungsmittel und in Form von Schlachtvieh reichlich vorhanden. Da es wegen der tagsüber immer beträchtlichen Hitze meist schnell in Fäulnis über-

geht, muß es ganz frisch, wenige Stunden nach dem Schlachten, genossen werden und ist deshalb auch in gebratenem Zustande stets zäh wie Leder. Aber das ist Gewohnheitsache! Zum Braten war nicht immer genügend Zeit; dann wurde es „durchgedreht“ und als Tatarbeefsteak verschlungen. Manah lieben Marschtag gab es morgens „Durchgedrehtes mit Reis“ und abends „Reis mit Durchgedrehtem“; der Reis war meist ein wässriger Pamps, das „Tatar“ wurde durch einige Pfefferkörner und „abgekrakten Zwiebelstein“ zum Leckerbissen verarbeitet. Als letzte Folge dieses üppigen Lebens hatten wir schließlich einen erheblichen Prozent-
satz Bandwürmer.

Eigenartig war auch die Kaffeezubereitung. Die Kaffeebohnen wurden in ungebranntem Zustand ausgegeben, etwa ein Suppenlöffel voll auf den Kopf und Tag. Die Bohnen wurden im Kochgeschirrdeckel ans offene Feuer gesetzt, bis sie wohl oder übel braun zu werden begannen; dann wurde der Kaffee „gemahlen“. Da es in der ganzen Schutztruppe keine Kaffeemühle gab, geschah das in der Weise, daß der besagte Kochgeschirrdeckel mit den halbverbrannten Bohnen zwischen den Füßen festgehalten und die Bohnen so lange mit dem Gewehrkolben bearbeitet wurden, bis sie annähernd gevierteilt waren. Dann wurde heißes Wasser zugegossen und — Wetten abgeschlossen, ob's Kaffee oder Tee geworden sei.

Hatte man sich zu all diesen Genüssen dann noch die kurze Pfeife angebrannt, so kam man sich letzten Endes geradezu beneidenswert vor. — Geraucht wurde alles, was Rauch von sich gab; aber die Qualität des Krautes wurde immer afrikanischer. Am besten war noch der mit der Verpflegung gelieferte Plattentabak; das Zeug

ist jedoch derartig schwer, daß man Herz und Nerven schon einiges zutrauen muß, um ihn mit Genuß verdauen zu können. Was sonst noch verdampft wurde, schmeckte zuweilen geradezu beängstigend. Wer gedächte nicht noch tränenden Auges der Marke „Gouverneur“ und ähnlicher Erzeugnisse südafrikanischen Tabakbaues, die uns monatelang die Zunge beizten? — Aber immerhin — es dampfte, und ohne seine Pfeife ist der Afrikaner nur ein halber Mensch.

Die Stimmung unter den Leuten war frisch und gut, oft übermütig. Wir hatten nun schon zweimal unser ganzes Gepäck verloren, aber immer wieder tauchte hier und da eine Gitarre auf, zu deren Begleitung die alten Soldatenlieder gesungen wurden; merkwürdigerweise war auch drüben — ohne jeden Zusammenhang mit der Heimat — das „Gloria-Victoria“ eines der beliebtesten. Und manches Scherzwort wurde ausgestanzt, das die Betroffenen lange nicht wieder los wurden. Zwei unserer Erfahrtroppenteile, die aus älteren Leuten bestanden und aus Mangel an brauchbaren Pferden obendrein unberitten waren, erhielten den Beinamen „D. L. H.“ („Deutschlands letzte Hoffnung“) und „D. A. L. H.“ („Deutschlands allerletzte Hoffnung“). — Wer den Schaden hat, braucht bekanntlich für den Spott nicht zu sorgen.

An den jammervollen Zustand, daß man aus der ganzen Welt keinerlei Nachricht bekam außer einigen Reuterlügen, hatte man sich nach und nach einigermaßen gewöhnt. Unsere Zeitungen wurden dünn und dünner, teils aus Mangel an Nachrichten, teils aus Mangel an Papier. Einzelne erschienen zeitweise auf Packpapier gedruckt — dann stellte der Blätterwald sein Rauschen endgültig ein. Später wurde noch einige

Wochen lang ein in Tsuneb gedrucktes vierseitiges Blättchen im Oktavheftformat alle paar Tage an die Truppen verteilt, aber es war natürlich ein gänzlich unbefriedigender „Zeitungsersatz“, wie es ja auch gar nicht anders sein konnte. Wir nannten es den „Kriegs-ruf“ — und hatten wieder was zu lachen. Merkwürdigerweise bekamen wir im Juni wider alles Erwarten noch einmal Fühlung mit der zivilisierten Welt, aber leider nicht mit der alten, sondern mit der neuen. Unser Tsuneber Funkenturm fing mehrfach Funkprüche auf, die von Neuyork nach Europa gegeben wurden; aber es war darin niemals vom Kriege die Rede, sondern nur von Dollars, wie es nicht anders zu erwarten war.

In dieser Zeit stießen auch die letzten versprengten Abteilungen auf der Höhe von Kalkfeld—Waterberg wieder zur Truppe; die aus dem Bastardlande zurückkehrende Abteilung Saurma—Hensel und die Kamelkompagnie, denen es nach außerordentlichen Schwierigkeiten gelungen war, durch das „Sandfeld“ nach Norden durchzubrechen.

Es war Mitte Juni geworden. Seit Tagen war es nach übereinstimmenden Patrouillenmeldungen nicht mehr zweifelhaft, daß Botha den Angriff in großem Stil wieder aufzunehmen begann. War er bis dahin seinem Grundsatz im allgemeinen treu geblieben, den Vormarsch soweit wie möglich nur an der Hand der Bahnstrecken vorzutragen, so verließ er zu unserer Überraschung dieses Verfahren nunmehr vollständig. Der ganze Nachschub an Lebensmitteln, Wasser, Munition und Kriegsgerät aller Art wurde vollständig den Automobilkolonnen übertragen, und der Anmarsch seiner Nordarmee in drei Angriffstruppen mit einer Geschwin-

digkeit durchgeführt, die für südwestafrikanische Verhältnisse einfach beisspiellos war. In derselben Zeit, die wir brauchten, um auf unsern abgetriebenen Reittieren 20 Kilometer vorwärtszukommen, konnte der Gegner mit seinem Kraftwagen 100 Kilometer zurücklegen. Bei dieser Lage der Dinge waren wir im Bewegungskrieg vollkommen wehrlos.

Unsere Freude, endlich wieder einmal zum Schießen zu kommen, war verfrüht. Wir wurden aus unserer Stellung bei Kalkfeld—Dtjhaenamaparero mit derselben Sicherheit hinausflankiert, wie es bisher fast stets der Fall gewesen war. Die gesamte Truppe mußte, ohne zu Schuß zu kommen, bis Otavifontein zurückgenommen werden, um ein letztes Mal der Einschließung zu entgehen. — Wieder folgte eine Reihe anstrengender Nachmärsche, die von unseren elenden Gäulen das Beste verlangten, trotzdem fast ausschließlich Schritt geritten wurde. — Und wieder dröhnten nächtelang die schweren Detonationen hinter uns her, und die Sprengkommandos brachen die letzten Brücken ab hinter der langsam nordwärts ziehenden Truppe. —

Bei Kilometer 514 der Bahnstrecke Otavi—Tsumeb erhebt sich ein kleiner Gebirgsstock, dessen südlicher Ausläufer als flacher Sattel in die Ebene mündet. Das ist der sogenannte „Sargberg“ — ein vielversprechender Name!

Dieser Sattel war vom Kommandeur seit längerer Zeit als Haupt- und Aufnahmestelle für die zurückgehende Schutztruppe ins Auge gefaßt und durch Hauptmann Rothmaler mit seinem Infanteriebataillon in wochenlanger angestrengtester Arbeit zu einer für afrikanische Begriffe ungewöhnlich starken Befestigung ausgebaut worden.

Nur eines fehlte, was in Südwest immer fehlt — das Wasser! Und dieser Mangel mußte den Wert der ganzen Stellung zunichte machen, wenn es den mit Hochdruck arbeitenden Bohrmaschinen nicht noch rechtzeitig gelang, ausreichende Wassermengen in unmittelbarer Nähe des Lagers zu erschließen; denn die nächstgelegenen Wasserquellen waren 12 (Otavifontein) und 6 Kilometer (Rhorab) entfernt, so daß sie nicht für alle Fälle in Rechnung gestellt werden konnten. — Noch ahnten wir nichts Böses; noch hofften wir, von der Sargbergstellung aus der rund 25 000 Mann starken Bothaschen Nordarmee eine Schlacht liefern zu können, die uns zum ersten, wenn auch voraussichtlich letzten Male den Kampf im Großen zeigen und, wenn es nun einmal sein mußte, das bittere Ende bringen sollte; denn noch wußten wir nicht, mit welcher ungewöhnlicher Geschwindigkeit der Gegner seinen Vormarsch diesmal durchzuführen verstand.

Botha setzte seine Streitkräfte in drei Angriffsgruppen an: Die mittlere, die er persönlich befehligte, stieß an Hand der Otavibahn nach Norden vor und hielt sich im wesentlichen auf der Spur der Schutztruppe; sie war etwa 15 000—16 000 Mann stark. Die auf dem rechten Flügel marschierende Kolonne unter Nyburg — etwa 4000—5000 Mann — ging über Waterberg, Esere, Rietfontein auf Tsumeb vor, auf dem linken Flügel Brig in gleicher Stärke, über Ottjo, Okauwejo auf Namutoni. — Bothas Verfahren war das gleiche wie immer: Flankierung! Nur die Schnelligkeit seines Vormarsches hatte sich vervielfältigt.

Jetzt ging's mit Riesenschritten zu Ende. — Es kam der 2. Juli 1915 und damit unser letztes Gefecht. Die noch etwa 2000 Mann starke Schutztruppe lag vor

Otavi und Otavifontein in einer weit auseinandergezogenen Vorpostenstellung und wurde nach kurzem Kampf gezwungen, auf die Hauptstellung bei Kilometer 514 zurückzugehen. — Und hier erwartete uns die ausschlaggebende Enttäuschung: Die Ereignisse hatten das Tempo unserer Bohrmaschinen weit überholt, die Stellung hatte kein Wasser — sie war wertlos! —, abends rückten wir müde und durstig ein, um sie zwölf Stunden später noch durstiger wieder zu verlassen. Das „Wohin“ stand nun schon nicht mehr in unserer Wahl; es gab nur eine Möglichkeit: Zur nächsten Wasserstelle — Khorab! Das war, wie sich bald herausstellen sollte, die einzige, die uns noch blieb.

Grootfontein, zu dessen Verteidigung keinerlei Truppen mehr zur Verfügung standen, war aufgegeben worden, und der Gouverneur Dr. Seitz hatte es verlassen, um zur Schutztruppe zu stoßen. — Unsere linke Seitendeckung unter v. Kleist war von der Kolonne Nyburg bei Ghaub angegriffen und gleichfalls auf Khorab zurückgedrückt worden; das unverteidigte Namutoni war den Automobilkolonnen der Buren unter Briß kampflös in die Hände gefallen. Das war ein harter Schlag, der unser Schicksal endgültig besiegelte. — Es scheint in der Absicht des Kommandos gelegen zu haben, über Tsumeb und Namutoni hinaus noch weiter nach Norden auszuweichen und, wenn es nicht mehr anders ging, im Ovamboland den letzten Widerstand zu leisten. Zu diesem Zweck waren am Djikotossee bei Tsumeb 200 Ochsenwagen bereitgestellt und der letzte verfügbare Proviant des Schutzgebietes in der Feste Namutoni aufgehäuft worden. Nun war auch dieser Plan endgültig gescheitert, der Rückmarsch über Tsumeb war von der Kolonne Nyburg flankiert und bedroht,

Namutoni und damit unsere letzten Lebensmittelreserven in Feindeshand. — Wir saßen fest.

Die Station Rhorab mit ihrer Wasserstelle und einigen Quadratkilometern Land war der letzte Rest des deutschen Schutzgebietes, den wir in den ersten Tagen des Juli noch in unserer Hand hatten: In der Mitte einige Zelte für den Gouverneur und sein kleines Gefolge, der Kommandostab, ein Feldlazarett, außen herum kreisförmig zusammengeschlossen die Reste der Schutztruppe, die sich bereit machte, dem letzten Ansturm einen gebührenden Empfang zu bereiten; für 10 bis 12 Tage Lebensmittel — und nirgends mehr ein Ausweg. — Das war das Schlußbild! — Im weiten Umkreis hatte Botha mit seinen 25 000 Mann den Ring um unser kleines Häufchen geschlossen und begann ihn allmählich zusammenzuschrauben. — Er griff nicht an! Wozu sollte er auch! Wir saßen so rettungslos eingekesselt, daß an ein Durchkommen nirgends mehr zu denken war, und er sich ruhig gedulden konnte, bis uns der Proviant ausging, ohne einen Tropfen kostbaren Burenblutes zu opfern. Er hatte ja Zeit! — Einmal würden wir schon mürbe werden!

Ich habe später mit einem englischen Offizier viel über diese letzten Tage in Rhorab gesprochen und ihn gefragt, ob sie uns angegriffen hätten, wenn unser Vorrat an Lebensmitteln reicher gewesen und damit eine längere Belagerung nötig geworden wäre. Aber er meinte: „Warum sollten wir? Wir hatten ja unsere weittragenden Geschütze! Wir hätten sie auf 8000 oder 10 000 Meter aufgestellt und 48 Stunden lang Ihre einzige Wasserstelle unter Feuer gehalten; das hätte in jedem Fall genügt!“ — Allerdings!

Am 9. Juli 1915 wurde die Kapitulation des Schutz-

gebietes unterzeichnet; das elfmonatige Kesseltreiben war zu Ende! Es hat England eine halbe Milliarde gekostet.

Ein schwacher Trost blieb uns in all dem Ingrimme und Elend: Wir wurden vom Gegner wenigstens mit Achtung behandelt! Die Reste der aktiven Schutztruppe wurden unter Aufsicht deutscher Offiziere in Olanjande interniert. Offiziere und Mannschaften des Beurlaubtenstandes wurden auf freien Fuß gesetzt und nach einem selbst zu wählenden Wohnsitz entlassen; wir behielten die Waffen und Reittiere. — Das war das Ende!

Die Heimkehr. *)

Ich hatte mir etwas Proviant besorgt, oder vielmehr ergattert. Ich besaß 25 Pfund Maismehl, 2 Pfund Schweineschmalz, 1 Pfund Kaffee und 3 Pfund Zucker. Abends umritt ich in der Dunkelheit die feindlichen Posten, und es gelang mir, ungehindert in die Freiheit zu gelangen. Eine Stunde später sattelte ich hinter einem dichten Busche ab, kochte meinen Kaffee und rauchte eine Pfeife englischen Navy-cut, ein etwas starker, aber reiner Tabak, von dem ich eine Büchse erhandelt hatte. Ich fühlte mich nun in Sicherheit und hatte das glückliche Bewußtsein, jetzt nach eigenem Ermessen handeln zu können. Da begann auch der alte Unternehmungsgeist der Jugend aufs neue zu erwachen.

Die Verhältnisse in Tjumbek erfüllten mich mit Ekel, und ich trachtete sobald wie irgend möglich fortzu-

*) Nach Otto Reiner, Achtzehn Jahre Farmer in Afrika. Leipzig 1924, Paul List.

kommen. Aber die Proviantfrage war für mich noch nicht gelöst. Um vom äußersten Norden des Landes nach meiner Farm zu gelangen, eine Strecke von etwa 400 Kilometern Luftlinie, mußte ich durch nahezu unbekanntes Gebiet, und eine solche Tour mit schlappen Pferden nimmt Zeit in Anspruch. An der Eisenbahn entlang konnte ich mich nicht halten, dort wäre ich sicherlich ausgeplündert worden, und dann wollte ich von Engländern und Buren überhaupt nichts mehr sehen. Ich wollte das Land noch einmal deutsch durchziehen, weitab von jeder Heeresstraße, und nach meiner Meinung handeln; ich wollte mich des Landes erfreuen, wie in meinen jungen Jahren, als ich als junger Pionier ins Land gekommen war und mir eine Bleibe suchte. Mit welchem Optimismus hatte ich damals Einzug gehalten! Damals gab es bei mir keine Müdigkeit oder Schwäche, die ich jetzt leider fühlte.

Es ist ein bitteres Gefühl, im eigenen Lande besiegt, heimat-, recht- und besitzlos zu sein und noch dazu, wenn Besieger Buren und Engländer sind, Leute, die kulturell tief unter dem deutschen Volke stehen. Die Buren hassen die Engländer, arbeiten aber trotzdem mit ihnen zusammen, da sie durch die Macht der Verhältnisse dazu gezwungen sind. Ich will meine Betrachtungen unterbrechen, weil ich bis zum Mittag am Wasser sein möchte; auch hat sich ein deutscher Farmer als Reisegefährte zu mir gesellt; so gibt es anderes zu erzählen. Als wir aufbrechen wollten, störte uns ein Pferdegetrappel; nach kaum einer Minute galoppierten drei Eingeborene, offenbar Hereros, auf ungesattelten Pferden an uns vorüber. Als Zäumung hatten sie den Tieren einen Strick durchs Maul gezogen. Wer weiß, wo die Kerle die Pferde gestohlen hatten. Gern

hätten wir die Pferde requiriert, aber wir konnten mit unseren schlappen Gäulen das Rennen nicht riskieren. Außerdem sahen die Kerle, daß wir keine Waffen hatten, und ihre Pferde waren noch frisch, sie schienen von der englischen Truppe gestohlen zu sein. Gegen Mittag erreichten wir das Wasser und tränkten unsere Tiere, nachdem wir uns vergewissert hatten, daß keine Buren und Engländer in der Nähe waren. Eine Begegnung mit Engländern und Buren mußte vermieden werden, weil sie jeden ausplünderten, der in ihre Hände fiel. Diese Wasserstelle war eine der schönsten, die ich im ganzen Lande gesehen habe. Es war ein 100 Hektar großer Grasplatz mit starkem, schönem Baumbestand; Gras für die Tiere und Holz zum Feuern gab es in Hülle und Fülle! Durch diese Fläche, die ringsum mit bewaldeten Bergen eingefast ist, fließt ein kleiner, klarer Bach, der mit seinem Wasser einen etwa 3 Morgen großen See speist. Der kleine See schien in der Mitte ungefähr 2 Meter tief, auch Fische waren darin; die Ufer ringsum trugen eine üppige Vegetation, und an den überhängenden Zweigen der Bäume hingen viele Nester der kleinen gelben Webevögel. In der Natur lebte und summt alles. Auf den Bäumen wimmelte es von Vögeln aller Art, vor allem von Papageien und Pfeffersfressern; an der Erde hüpfen kleine Zebrafinken. Ein kleiner grüner Papagei zeichnete sich durch große Frechheit aus. Jetzt lagen um den See herum ein Duzend krepierete Ochsen und Pferde. Es hatte da wohl ein Gefecht stattgefunden. Die Tiere waren aufgetrieben und verpesteten die Luft.

In der nächsten Nacht wurde unsere Reise sehr unangenehm; ich hatte mit meinen jungen Pferden viel Schwierigkeiten, weil rechts und links am Wege er-

schossene Pferde und Ochsen herumlagen. Mein Kamerad meinte, bei den Engländern und Buren würde nichts eingescharrt. Wahrscheinlich haben sie einen Vertrag mit dem Raubzeug des Landes, oder sie betrachten sich als zum Raubzeug gehörig. Zur Gattung der Hamster gehören sie unter allen Umständen, denn sie ziehen nur in den Krieg, um Beute zu machen. Und dieses Gefindel will uns Deutsche Hunnen nennen!

Spät in der Nacht zwang uns die Dunkelheit, haltzumachen, die Pferde stolperten fortwährend; mein Reitpferd hatte schon einigemal auf den Knien gelegen. Wir suchten uns eine passende Stelle aus, holten viel Holz herbei und machten ein gutes Feuer, da die Nacht bitter kalt war. Zum Schlafen kamen wir nicht viel, weil das Wüstenkonzert der Raubtiere oft unsern Schlaf unterbrach. Es mußten Raubtiere in unmittelbarer Nähe sein, wir banden daher unsere Pferde an dem Baume fest, unter dem wir lagerten. Als am nächsten Morgen der Tag graute, schürten wir das Feuer neu auf, denn es war eisig kalt. Die Füße waren am Feuer wohl heiß geblieben und die Stiefelsohlen waren von der Hitze hart geworden, aber der dem Feuer abgewendete Körperteil war halb erfroren. Das Wasser in unsern Wasserfäcken mußte aufgetaut werden. Nun durchwärmten wir unseren Körper am Feuer, und als sich der Horizont im Osten aufhellte, kochte schon der Kaffee und die Pfeife brannte, und die Stimmung konnte als gemächlich bezeichnet werden. Wir banden unsere Tiere los, um sie noch eine Stunde lang fressen zu lassen. Da die Tiere immer nach einer Richtung sicherten und viel Unruhe zeigten, entschloß ich mich, einmal nachzusehen, was da los sei. Ich schlich mich hinter einem Busche etwa 50 Meter vor und entdeckte

in einer weiteren Entfernung von 200 Meter ein totes Pferd, dessen Eingeweide zwei Hyänen bearbeiteten. Unweit davon standen einige Schakale, die auch am Schmause teilnehmen wollten, aber durch die feindliche Haltung der Hyänen immer wieder zurückgeschreckt wurden. Gerne hätte ich den Hyänen das Lebenslicht ausgeblasen; da ich aber kein Gewehr besaß, mußte ich mich damit begnügen, ihnen einen Stein aufs Fell zu werfen, was mir außerdem vorbeigelang. Ich hatte aber wenigstens den Erfolg, daß sie sich mit den Schakalen gemeinsam zurückzogen. Am gleichen Tage hatte ich Gelegenheit, von einem Deutschen ein Doppelschrotgewehr zu kaufen; so war ich für meine große Reise doch nicht mehr ganz unbewaffnet. Ich ritt nun nach dem Kompaß, in südöstlicher Richtung, dem sogenannten Sandfelde des Landes zu. Auf dieser Reise habe ich viel erlebt und hatte auch eine Begegnung mit Buschmännern. Mein Kamerad, der wegen schlechten Wassers am achten Tage schwer an Magenkrämpfen litt, wollte nicht mehr weiter, und ich mußte ihn zwingen, um ihm das Leben zu retten. Die Pferde wurden zum Schluß so schlapp, daß wir uns nur noch nachts fortbewegen konnten. Ich führte die Pferde, während mein kranker Kamerad im Sattel saß. Ich war glücklich, als ich am dreizehnten Tage die erste Ansiedlung erreichte. Am vierzehnten Tage abends langte ich bei meinem Farmland an und sattelte an seiner Grenze ab. Ans Farmhaus zu kommen, war mir unmöglich, es war Nacht geworden und meine Pferde wollten nicht mehr. Meinen Kameraden hatte ich auf der letzten Ansiedlung gelassen; sie gehörte ebenfalls einem aus dem Felde zurückgekommenen Deutschen. Die Einrichtung auf dieser Farm bestand noch aus einigen Kisten; alle

Möbel waren mutwillig zerschlagen und die Hereros hatten das ganze Vieh gestohlen. Glücklicherweise waren ein paar Kühe wieder ans Farmhaus zurückgekommen, da die Hereros vergessen hatten, die kleinen Kälber mitzunehmen, und versorgten nun die beiden Männer mit Milch, sonst hätten sie auch nichts zum Leben gehabt. Am andern Morgen ritt ich zu meinem Farmhaus. Unterwegs traf ich kein Vieh, was mich sehr befremdete. Ungefähr vier Kilometer von meinem Farmhaus lag am Wege ein Stück von meiner Stubenuhr. Na, dachte ich, wenn sie nur die Stubenuhr gestohlen haben, dann ist das nicht weiter schlimm. Mein Haus stand auf einer kleinen Anhöhe, und als ich näher kam, erschien der Hang auf der einen Seite ganz weiß, als ob es geschneit hätte. Es waren die Federn aus meinen Betten. Im Hause selbst mußte ich dann feststellen, daß mein gesamtes Inventar zerschlagen und alles Wertvolle gestohlen war. Meine Eingeborenen waren verschwunden, ebenso mein Vieh. Ich richtete mir zunächst die Küche wieder einigermaßen wohnlich her, wozu die Bruchstücke meiner ehemaligen 6-Zimmerausstattung gerade noch hinreichten. Mein Gedanke war: Es geht dir immer noch besser als den Bewohnern von Kamerun und Togo, die ganz zu Bettlern geworden sind, und die man dazu noch in die Gefangenschaft geschleppt hat. Zum Leben konnte ich mir Fleisch schießen, denn Wild gab es genug. Das afrikanische Wild läßt sich nicht stehlen. Nur um mein Vieh war ich sehr besorgt. Auch hätte ich gern gewußt, wie es um meine zweite Farm stand, ebenso mit meinem Anwesen an der Küste. Am Nachmittag sattelte ich meine Pferde und ritt an den fünf Kilometer entfernten „Schwarzen Nossob“, um sie zu tränken. Dort hoffte ich auch, etwas von meinem

Bieh zu treffen und stellte tatsächlich frische Biehpuren fest. Als ich meine Pferde getränkt hatte, ritt ich den Biehpuren entlang. Nach einigen Stunden fand ich meine Eingeborenen. Sie hatten sich im dichten Busche am Wasser eine Werst zurecht gemacht und führten ein ganz beschauliches Dasein. Schafe und Ziegen waren restlos verschwunden, und die Eingeborenen erklärten, ein Regiment Engländer und Buren hätten das ganze Kleinvieh in sechs Wochen aufgefressen. Von dem Rindviehbestand fehlten hundert Stück, vor allem die fetten Ochsen, wie meine Leute erzählten. Aus den Bettbezügen, den Inletts und Gardinen hatten sich die schwarzen Weiber Kleider gemacht und sahen nun aus wie Bogelscheuchen. Auf einem Baume hingen mehrere Sättel; die Neger waren täglich einige Stunden auf meinen Pferden spazierengeritten. Meine Hühner scharrten und gackerten am Platze herum. Ein Baum wurde als Hühnerstall benutzt. Ein alter Herero, ein früherer Biehwächter von mir, war der erwählte Kapitän dieses neuen Negerdorfes, und die Leute wollten auf meine Vorschläge, mit meinem Bieh zurückzukommen, nicht eingehen. Sie erklärten mir, die Engländer hätten ihnen das Bieh geschenkt; sie wären nun wieder freie Leute, und der Engländer gebe den Hereros das Land zurück. Während sie so sprachen, saßen sie vor ihren Hütten und spielten mit dem Kirri im Sande. Mein großer Ochsenwagen stand fahrbereit da, das Zugzeug der Ochsen hing schon an den Jochen; es blieb kein Zweifel, die Gesellschaft wollte mit meinem ganzen Zeuge verschwinden, wahrscheinlich ins östliche Sandfeld. Es war also höchste Zeit, daß ich erschienen war. Einige Farmer hatten schon auf diese Weise ihr ganzes Bieh verloren. Ich erklärte nun den Leuten, daß sie

alles fertigmachen und mit allem Inventar, Wagen und Vieh, an mein Haus kommen sollten, und zwar innerhalb drei Stunden, sonst würde ich nachhelfen; dabei zeigte ich auf mein Gewehr. Als die Leute nach einer Weile keine Miene machten, sich zu rühren, zielte ich auf den Kapitän; da kam Bewegung in die Kolonne. Zwei Mann gingen fort, um das Vieh zu holen; die anderen luden das Inventar auf, spannten die Ochsen ein und machten den Wagen fertig. Als es dunkel war, hatte ich mein Vieh im Kral und meine geretteten Sachen im Hause. Mein Rindvieh sah fürchterlich aus, vor allem die Kälber. Die Eingeborenen hatten die Röhre in brutalster Weise ausgemolken und den Kälbern keine Milch gelassen. Die Kälber waren Haut und Knochen, hatten ein rauhes Fell und lange Haare. Ich ließ das Melken so viel wie möglich einstellen. Als meine Leute begriffen hatten, daß sie nicht freie Neger, sondern meine Angestellten waren, erschienen sie und verlangten ihre Löhnung für die ganze Zeit meiner Abwesenheit. Zum Glück wußten sie noch nichts von dem neuen Gelde im Lande, und so gelang es mir, sie vorläufig mit deutscher Papiermark zu befriedigen. Mein ganzes Hartgeld bestand aus vier 20 Mark-Stücken, darunter war auch noch das Goldstück, das mir meine Mutter als Sechzehnjährigem eingenäht hatte. Dafür wollte ich Proviant für meine Leute kaufen. Die deutschen Kaufleute in Windhuk wollten keine Waren mehr haben, aber es hatten sich englische Kaufleute niedergelassen, die mit Proviant usw. handelten. Sie nahmen uns den letzten Taler hartes Geld ab, aber wir waren glücklich, daß wir überhaupt etwas bekommen konnten. Acht Tage später besuchte mich ein Regimentskamerad, der keine Bleibe hatte; ich stellte ihn als Verwalter an,



Aus Benzingers Lichtbildern für den Unterricht.

Stauweiher bei einer Farm in Deutsch-Südwestafrika

um meine andere Farm und mein Geschäft an der Küste aufsuchen zu können. Zu diesem Zweck ritt ich nach Windhuk, von wo ich die Eisenbahn benutzen wollte. Bis Windhuk waren es 110 Kilometer Weg. Das Straßenbild in Windhuk erfüllte mich mit Entsetzen; nichts als englische Uniformen! Die deutsche Sprache war durch die englische und holländische ersetzt worden, und Deutsche zeigten sich nur, wenn sie mußten. Ich stellte mein Pferd ein, weil ich mit der Eisenbahn nach Swakopmund fahren wollte, und erkundigte mich nach meinem Rohrplattenkoffer, den ich seinerzeit nach Windhuk gerettet und in einem Privathause hatte einstellen lassen. Meine Freude war außerordentlich groß, daß der Koffer noch existierte. Ich zog mir nun einen anständigen Anzug an, denn ich lief immer noch mit meiner verbrauchten Uniform herum, dazu leider auch ein weißes Beinkleid, da ich recht schön in Swakopmund ankommen wollte. Meinen Koffer nahm ich mit, ich hatte ja wochenlang an der Küste zu tun. Auf der nunmehr englischen Eisenbahn mußte ich aber den Koffer aufgeben; es blieb mir nichts anderes übrig, obwohl ich gewarnt wurde. Zu meinem größten Leidwesen mußte ich dann in Swakopmund feststellen, daß mein Koffer, den ich durch den ganzen Krieg gerettet hatte, auf der Eisenbahn gestohlen worden war. Nun war ich mit meiner Garderobe gänzlich pleite. Wenn ich doch wenigstens eine dunkle Hose angezogen hätte, war mein Gedanke. Denn meine weiße Hose war auf der sehr schmutzigen Eisenbahn auch dunkel geworden, und das sah nicht gut aus; und da nichts zu kaufen war, war ich gezwungen, mir eine Hose zu leihen. Ein wegen Fettleibigkeit dienstuntauglicher Gastwirt in Swakopmund stellte mir auch dienstbereit eine seiner Hosen zur

Verfügung, aber der Hosensboden hing mir bis in die Knie. Um nun die Weite der Hosensbeine zu mildern, legte ich mir Wickelgamaschen an. Einer meiner Freunde meinte, ich sehe wie ein serbischer Überläufer aus; immerhin konnte doch meine weiße Hose nun gewaschen werden. Auf einer Zwischenstation hatte ich noch ein freudiges Erlebnis gehabt. Etwa 150 Kilometer von der Küste entfernt hielt der Zug auf einer größeren Station; da löste sich aus einer großen Eingeborenenmenge ein Schwarzer heraus, schrie aus Leibeskräften „Mister!“ und rannte auf mich zu. Es war mein treuer Muhunke! Ganz beglückt streckte ich meinem alten treuen Diener die Hand entgegen, auch er war gerührt vor Freude und sagte: „Oh, Mister, das ist gut, daß dich Englischmann nicht totgeschossen hat. Ich dachte, du bist lange tot.“ Ich wußte zuerst gar nicht, wo ich mit Fragen anfangen sollte, er ebenfalls. Nun fragte ich: „Mein lieber Muhunke, wie kommst du hierher? Wie sieht es auf meiner Farm aus?“ „Weißt du nicht,“ erwiderte Muhunke, „Mister, deine Farm ist ganz kaputt und das Vieh ist alles fort. Alles hat Englischmann genommen und kaputtgemacht. Zum Schluß hat Englischmann auch deine ganzen Leute mitgenommen. Ich, Thomas und die andern, wir mußten alle vier für die Englischmann Wagen fahren. Und nun ist der Krieg vorbei und ich habe Kontrakt bei der Eisenbahn gemacht.“ — Ich fragte: „Wieviel verdienst du nun, Muhunke?“ Er antwortete: „Mister, viermal so viel wie bei dir.“ Nun fragte der treue Kerl mich, wohin ich wollte und ich antwortete ihm, daß ich zur Küste ginge, um nach dem Rechten zu sehen, und daß ich in einigen Wochen zu meiner Farm im Osten zurückgehen wollte. Die untere Farm wollte ich vorläufig

liegen lassen. Dann fragte er, ob er wieder zu mir kommen könnte. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß ich das nicht verlangen könnte, wo er doch jetzt einen so guten Verdienst hätte und ich als Farmer keinen größeren Lohn als früher zahlen könnte. Darauf meinte der Dwambo: „Sieh', Mister, ich komme zu dir. Ich arbeite nicht mehr für Englischmann; Englischmann ist Mist. Ich habe drei Monate Kontrakt, aber wenn der Monat und der Mond voll ist, dann bin ich auf deiner Farm, und du mußt mich nicht mehr Muhunke nennen; gib mir bitte einen Paß mit einem andern Namen, damit mich Englischmann nicht findet.“ Ich taufte ihn nun Wilhelm und gab ihm auf diesen Namen einen Reisezettel. Muhunke reichte mir noch einmal die Hand und sagte: „Mister, wenn der Mond voll ist, ist Muhunke auf deiner Farm am Berge.“ Mit Hilfe dieses Berges hatte ich ihm die Lage meiner Farm erklärt. Muhunke rief noch einmal: „Morrow, Mister!“ und verschwand in der Kolonne. — Mein Geschäftshaus in Swakopmund war ebenfalls vollständig ausgeplündert, das Haus obendrein mutwillig stark beschädigt. Und doch sollte ich auch in Swakopmund eine Freude erleben. Ich stand auf meinem Hofe, um die Spuren der Plünderung zu besichtigen, als plötzlich Thomas mit seiner alten Frau erschien mit den Worten: „Mister, ich weiß schon lange, daß du noch lebst! Guten Tag!“ Und seine Alte rief: „Morrow, morrow!“ Thomas erzählte weiter: „Ich bin nicht dumm, Mister; ich habe andere Soldaten gefragt, und die haben mir von Mister erzählt. Und nun, Herr, was soll ich jetzt arbeiten?“ Ich war sehr erfreut über solche Treue und wies nun Thomas und seiner Frau einen Raum zum Wohnen an. In den nächsten Tagen fand sich noch eine Kaffernfrau

bei mir ein, die seit Jahren in meinem Hause gearbeitet hatte. Thomas und Frau ließ ich nun mein sehr geräumiges Haus scheuern und reinigen; dann machte Thomas, der sehr geschickt war, einige kleinere Reparaturen. Inventarschwierigkeiten hatten wir nicht, denn es war so ziemlich alles gestohlen. Die Engländer waren bei ihren Plünderungen zielbewußt vorgegangen. Die Intelligentesten hatten das Schürfen auf deutsches Vermögen übernommen; zu diesem Zweck hatten sie sogar die Höfe unter Wasser gesetzt, und dort nachgegraben, wo das Wasser Blasen machte, weil sie Eingrabungen vermuteten. Ich hatte auch einiges für alle Fälle eingegraben, mußte aber leider feststellen, daß alles verschwunden war. Ich vermietete nun mein Anwesen für einen billigen Preis und zog zu meiner Farm. Was sollte ich anderes tun? Swakopmund war total ausgeraubt, alles war nach der Union von Südafrika geschafft worden. Bevor ich nach dem Osten reiste, unternahm ich noch einen kleinen Abstecher auf meine andere Farm, um festzustellen, ob auch hier alles zerstört und gestohlen war. Mein Garten mit 10jähriger Kultur sah wie eine Scheunentenne aus, selbst Bäume und Weinreben waren vernichtet. Die Engländer hatten den Garten als Pferdekral verwandt; nach Mhunkes Erzählungen hatten 3000 Pferde darin gestanden. Das Haus war ebenfalls zerstört und ringsumher war nichts als Wüste. Von meinen Eukalypten und Kasuarinen, die ich zu Anfang meiner Gründung gepflanzt hatte, und die vor Ausbruch des Krieges einen kleinen Wald bildeten, war rein nichts mehr vorhanden. Diese kleine Forstung war mein Stolz, der Baumbestand hatte im Durchschnitt eine Baumstärke von 15 Zentimeter. Ich hatte diese Bäume als Windschutz rings um meinen

Garten in Forstreihe angepflanzt. Aber dieser Platz war in der Hauptsache deshalb verloren, weil die ungeheure Anzahl der Pferde in ihrem Hunger die Graswurzeln ausgescharrt hatten. Der Platz hing mir als meine erste eigene Scholle in Afrika besonders am Herzen und die mutwillige Zerstörung betrückte mich tief.

Fünfter Abschnitt.

Neuguinea.

Zur selben Zeit wie in Afrika begannen in der Südsee die europäischen Nationen die noch unabhängigen Inselgruppen ihrem Kolonialbesitz einzuverleiben. Das geringste Interesse zeigte sich für die nördlich von Australien gelegenen, rein tropischen und von fremdenfeindlichen Kannibalen bewohnten Gebiete. Von der größten Insel der Erde, dem noch völlig unerforschten Neuguinea, rechneten nur die Niederländer die westliche Hälfte zu ihrem Besitz. Als 1883 die Australier Neuguinea annectieren wollten, versagte die britische Regierung sogar ihre Zustimmung. Diese Gleichgültigkeit nahm aber sofort ein Ende, als im Jahre 1884, im Verfolg der von dem Geheimrat von Hansemann in die Südsee entsandten Expedition des Dr. Finckh, das Deutsche Reich auf dem Plage erschien. Die Engländer versuchten mit allen Mitteln, den unbequemen Konkurrenten beiseite zu schieben, und es bedurfte der ganzen Tatkraft und des ganzen Einflusses des Fürsten Bismarck, um dem Deutschen Reiche schließlich den Nordosten Neuguineas und den größten Teil der vorgelagerten Inseln zu sichern. Im Jahre 1885 wurden auch die Marshall-Inseln, 1898 durch Kauf von Spanien noch die Karolinen und die Marianen erworben. So war im ganzen ein Landgebiet von rund 240 000 Quadratkilometer, fast halb so groß wie das Heimatland, wenn auch mit etwa 600 000 Einwohnern nur dünn bevölkert, in deutschen Besitz gekommen. Noch war das Innere Neuguineas und der großen Inseln,

wie Neupommern und Neumecklenburg, das von mächtigen Gebirgen durchzogen und von unzugänglichstem tropischen Urwalde bedeckt ist, größtenteils unerforscht. Der Küstensaum war indessen vielfach mit Kokospalmen bestanden, die Ausfuhr der Kopra belief sich dem Werte nach 1912 bereits auf 6 Millionen Mark. Indessen bargen zwei der kleineren Inseln, Nauru und Ungaur, noch einen überaus wichtigen Schatz. Dort befanden sich ungeheure Lager von sogenanntem Phosphat, einem durch Auslaugung aus Guano entstandenem, hochwertigem Düngemittel. Wenn auch die jährliche Ausbeute noch nicht mehr als 5 Millionen Mark wertete, so waren die Lager so umfangreich, daß sie den Bedarf der deutschen Landwirtschaft schätzungsweise auf fünfzig Jahre hätten decken können.

Es war deshalb eine wertvolle Beute, auf die sich Engländer und Japaner nach dem Ausbruch des Weltkrieges stürzten. Mit einem gewaltigen Aufgebot von Kriegsschiffen und Landungstruppen wurden die einzelnen Hafenorte besetzt, der Widerstand der winzigen Polizeitruppe bei dem Hauptort Rabaul schnell gebrochen, und entgegen allen anfangs gegebenen Versprechungen zuerst die Beamten, dann aber auch alle deutschen Kaufleute und Pflanzer abtransportiert, ihr Vermögen beschlagnahmt. Die Japaner nahmen die Ausbeutung der Phosphatgruben sofort in eigene Verwaltung, die Pflanzungen wurden an die neuseeländischen „Kriegshelden“ verschleudert, und über die unglücklichen Inseln ergoß sich ein Schwarm unfähiger und ungebildeter Beamter, die die von der deutschen Verwaltung erzielten Erfolge in der gesundheitlichen und moralischen Förderung der Eingeborenen schnell zunichte machten.

Eine Fahrt durch den Bismarck-Archipel. *)

Kurz nach meiner Rückkehr begab ich mich auf eine Rundfahrt um Neumecklenburg und Neuhannover. Im Interesse der Sicherheit der in jenen Gegenden sitzenden weißen Händler erschien es notwendig, dort wiederum eine bewaffnete Macht zu zeigen, nachdem seit dem letzten Besuch meines Vorgängers Dr. Hahl im Jahr 1898 die Polizeitruppe nicht mehr dort gewesen war. Bei dem Mangel irgend welcher anderen Gelegenheit beschloß ich, den Segelschoner der Neuguinea-Kompagnie „Alexandra“ von etwa 60 Tonnen Größe zu benützen, welcher eine Rundreise um die genannten Inseln zwecks Besuch der Händlerstationen der Kompagnie und Anwerbung von Arbeitern für die Plantagen der letzteren machen sollte.

Am 21. Februar 1899 ging die „Alexandra“ unter Führung des Kapitäns Bogdt in See, nachdem ich mich mit dem Polizeiwachtmeister Schubert und den verfügbaren 23 Polizeisoldaten eingeschifft hatte. An der Reise nahm außerdem der Lagerverwalter der Neuguinea-Kompagnie, Herr Wolff, teil, welcher sich von dem Stande der anzulaufernden Händlerstationen überzeugen wollte.

Trotzdem der liebenswürdige Kapitän mir in bereitwilligster Weise seine Kabine zur Verfügung stellte und auch sonst alles mögliche tat, um uns den Aufenthalt an Bord des Schiffchens bequem zu machen, so war es doch den Tag über in der Tropenhitze nichts weniger als angenehm auf dem kleinen Fahrzeug. Ein winziges

*) Nach Dr. Schne e, Bilder aus der Südsee. Berlin 1904, Dietrich Reimer.

Sonnensegel war aufgespannt, soweit es die Rücksicht auf den Gebrauch der Segel gestattete, bot aber gegen die sengenden Strahlen der Tropensonne nur wenig Schutz. Beinahe noch unangenehmer als die direkten Sonnenstrahlen war an Tagen, an denen es windstill war, und die See wie ein gewaltiger Metallspiegel dalag, der Widerschein der Sonne vom Wasser her. Die Schnelligkeit unseres Fahrzeuges ließ dabei viel zu wünschen übrig. Für jemand, der mit modernen Dampfern zu fahren gewohnt ist, bedeutet es eine harte Geduldprobe, für eine Strecke, die ein solcher Dampfer in 7 Stunden zurücklegen würde, ebensoviele Tage zu brauchen. Nach einer vollen Woche, von welcher wir einige Tage bei vollständiger Windstille in brütender Hitze auf dem spiegelglatten Meer hatten unbeweglich liegen müssen, wurde endlich das etwa 120 Seemeilen von Herbertshöhe entfernte Nusafahrwasser an der Norddecke von Neumecklenburg erreicht. Mit frischer Brise liefen wir ein und kamen am 28. Februar, nachdem wir eine größere Anzahl kleiner Koralleninseln passiert hatten, vor der Insel Nusa, dicht bei der Nordspitze von Neumecklenburg gelegen, an, auf welcher der Händler Dunkel der Firma HERNSHEIM u. Co. seinen Sitz hatte. Die aus Holz gebauten Wohn- und Lagerhäuser der Station machten einen sehr netten und reinlichen Eindruck. Wir verließen mit Vergnügen unser kleines Schiffchen und machten es uns, der Einladung des gastfreundlichen Händlers folgend, bequem. In der Gegend von Nusa, teilweise auf den kleineren Inseln, teilweise auf Mecklenburg selbst, saßen etwa ein Duzend Händler, welche hauptsächlich Kopra für die Firmen in und bei Herbertshöhe von den Eingeborenen einhandelten. Das Verhältnis zwischen Weißen und Ka-

nakern war hier überall gut, während allerdings die Kriegszüge der letzteren untereinander noch nicht aufgehört hatten. Zwischen den nächstwohnenden Eingeborenen, welche noch kürzlich gegenseitig Leute überfallen, totgeschlagen und aufgefressen hatten, gelang es mir, gegenseitig einen Friedensschluß herbeizuführen, der durch Austausch von Tapsoka (Muschelgeld, aus kleinen roten, auf Schnüren aufgereihten Muscheln bestehend) besiegelt wurde.

Von der Station Nusa führte uns ein Spaziergang nach der Nordseite der kleinen, gleichnamigen Insel, wo sich uns ein prachtvolles Naturschauspiel bot. Die Küste wird hier von steilen Felsen gebildet, in welche durch das Wasser tiefe Höhlen und Kanäle hineingewaschen sind. Bei jeder Brandungswelle wird die See in die Höhlen unter kanonenschußähnlichem Donner hineingepreßt und spritzt in haushohen Schaum- und Regenmassen empor, um dann in sich stets erneuernden Wasserfällen über die Felsabhänge und durch die in den Felsen ausgewaschenen Grotten und Kanäle in das Meer zurückzuzießen. Ich habe ähnliche Erscheinungen an anderen Felsenküsten gesehen, doch nirgends war das Schauspiel so erhaben, wie auf dieser kleinen Insel.

Nach Anlaufen einiger Händlerstationen, insbesondere Kaboteron im Nusafahrwasser, sowie einiger kleiner, unbewohnter Koralleninselchen, welche von der Neuguinea-Kompagnie als herrenlos okkupiert waren, erreichten wir am 6. März Lawangai auf Neuhannover und landeten dort bei der von einem chinesischen Händler besetzten Station der Kompagnie. Obgleich die Kanaker hier größtenteils mit ihren Waffen, langen glatten Holzspeeren, in der Hand erschienen, entspann sich ein sehr netter Verkehr mit ihnen. Die Weiber, nur

mit einem ganz kleinen Schurz und einer hohen mühe-ähnlichen Kopfbedeckung bekleidet, hielten sich allerdings scheu im Hintergrunde und waren nicht zum Näherkommen zu bewegen. Dafür war die Jugend um so zahlreicher vertreten, eine große Zahl allerliebster Kinder spielte um uns herum, nur etwas Angst an den Tag legend, wenn wir eins von ihnen ganz aus der Nähe betrachten wollten. Die ganze Szene machte einen so friedlichen und harmlosen Eindruck, daß man den Gedanken an die Möglichkeit eines Überfalls oder von Mordtaten durch derartige Eingeborene weit hätte zurückweisen mögen. Doch leider kann man diesen Kanakern nicht trauen. Die Eingeborenen vereinen die Harmlosigkeit eines Kindes mit der Natur eines Raubtiers. Der Europäer ist nur zu leicht geneigt, die letztere Eigenschaft über dem harmlosen und einschmeichelnden Wesen dieser Naturkinder zu vergessen. Viele Ermordungen von Weißen sind lediglich durch falsche Beurteilung des wahren Wesens der Kanaker oder Bergeßlichkeit und Sichgehenlassen veranlaßt worden. Daß die anscheinend so liebenswürdigen Bewohner von Neuhannover keinenfalls besser als Eingeborene aus anderen Gegenden des Archipels, sondern eher noch heimtückischer und mordlustiger sind, hatte ich später noch Gelegenheit zu erfahren. Ich hatte in Sawangai, wie auch sonst bei allen derartigen Besuchen in Gegenden mit zweifelhafter Eingeborenenbevölkerung einige Polizeisoldaten mit schußbereiten Gewehren und dem strikten Befehl, niemanden in ihren Rücken kommen zu lassen, am Strande aufgestellt.

Während die Ladung, aus Kopra bestehend, eingenommen wurde, sahen wir die „Alexandra“, die in etwa zwei Seemeilen Entfernung von der Küste ge-

kreuzt hatte, dem Strande näher kommen. Der Kapitän, der sich mit uns an Land begeben hatte, glaubte zunächst an ein falsches Segelmanöver des an Bord verbliebenen Steuermanns, erkannte jedoch bald mit seemännisch geübtem Blick, daß das verhältnismäßig schwere Schiff durch eine inzwischen aufgekommene starke Dünung auf Land zugetrieben wurde, während der schwache Wind immer mehr abflaute. Wir fuhren sofort an Bord, sämtliche drei vorhandenen Boote wurden bemannt und durch Tauen mit dem Schiff verbunden. Dann wurde versucht, durch angestregtes Rudern die „Alexandra“, deren Segel nun ganz schlapp hingen, aus der gefährlichen Nähe des dem Lande vorgelagerten Riffs zu entfernen. Doch die Dünung war stärker als die Kräfte der drei Boote, wir wurden trotz aller Bemühungen der Rudermannschaften immer weiter auf Land zugetrieben. Jetzt waren wir vielleicht noch 100 Meter von den dicken Schaumreihen des Riffs entfernt, in ein paar Minuten mußte unser Schiff von der schweren Dünung auf dasselbe geworfen und dann wahrscheinlich zerschlagen werden. Außerhalb der Riffe war überall tiefe See, Ankermöglichkeit nicht vorhanden, wie mir der Kapitän Bogdt schon früher mitgeteilt hatte. Unser braver Schiffsführer bewahrte auch in diesem kritischen Moment seine völlige Ruhe, ermunterte mit unveränderter Stimme die Leute in den Booten, kräftig zu rudern und ließ die Segel umstellen, um einen kaum merklichen, eben aufkommenden Lusthauch noch für das Schiff dienstbar zu machen. Und wirklich gelang es, den Schoner diesmal noch vor dem jähen Ende zu bewahren. Die Dünung wurde noch etwas geringer, zunächst kam das Schiff unter Gegenwirkung der drei Ruderboote zum Stehen, dann gelang es durch an-

gestrengtestes Rudern unserer Leute, gegen die weiter abnehmende Dünung etwas Feld zu gewinnen, und endlich nach langer harter Arbeit waren wir der unmittelbaren Nähe der gefährlichen Küste entrückt und durch eine inzwischen aufgekommene Brise in den Stand gesetzt, in angemessener Entfernung vom Lande hin und her zu kreuzen. Wie der Kapitän nachher gestand, hatte er das Schiff bereits verloren gegeben, wir hatten unsere Rettung nur dem Umstand zu verdanken, daß im letzten Moment die Dünung sich etwas abschwächte, so daß unsere Ruderboote ihre Wirksamkeit entfalten konnten. Auf ähnliche Weise ist die „Alexandra“ einige Jahre später auf der Ostseite von Neu-Mecklenburg aufs Riff geworfen worden und total verloren gegangen. Die Mannschaft konnte sich retten.

Nachdem in Lawangai die sämtliche Kopra an Bord genommen war, fuhren wir an der Küste von Neu-Hannover entlang. An verschiedenen Plätzen schickte der Kapitän Boote zum Anwerben von Arbeitern an Land. Es war mir die Gelegenheit, die Rekrutierung praktisch kennen zu lernen, um so erwünschter, als die Aufsicht über die Arbeiteranwerbung im Bismarck-Archipel mit zu meinen amtlichen Obliegenheiten gehörte.

Außer dem Kapitän, welcher als erfahrener und den Eingeborenen bekannter alter Südseekapitän in den meisten Fällen selbst als Anwerber fungierte, befanden sich im Boot nur fünf Eingeborene von der Schiffsbesatzung als Ruderer. Beile, Messer, Glasperlen, Lächer und Tabak wurden in das Boot gelegt, um den Kanakern gezeigt und bei der Anwerbung gleich als erste Anzahlung für die Verwandten des Arbeiters verwandt zu werden. Ferner wurde ein Gewehr auf den Boden des Bootes gelegt, um im Fall eines Angriffs

als Waffe zu dienen. Außerdem hatten wir natürlich unsere Revolver im Gürtel. Wir näherten uns der Küste, an welcher alsbald nackte, mit Speeren bewaffnete Eingeborene erschienen. Wir fuhren dicht an das Ufer heran, der Kapitän begann nun auf Pidginenglisch die Kanaker aufzufordern, sich anwerben zu lassen, und dabei Tücher, Perlen und andere schöne Dinge verlockend vor den begehrliehen Augen der Leute zu schwenken. Einer der Eingeborenen antwortete auf Pidginenglisch, er sei schon einmal Arbeiter auf der Pflanzung in Herbertshöhe gewesen und wolle auch wieder dorthin gehen. Nachdem er eine Weile mit seinen Landsleuten verhandelt hatte, erklärte sich noch ein anderer bereit, mitzugehen. Unser Boot fuhr nun an Land, und die beiden Kanaker stiegen ein, wobei ziemlich erregte Gespräche zwischen ihnen und ihren zurückbleibenden Gefährten stattfanden, welche offenbar die beiden jungen Leute mit geringer Freude abziehen sahen. Doch die reichhaltigen Geschenke, welche ihnen alsbald übergeben und mit Bier in Empfang genommen wurden, schienen versöhnend auf sie einzuwirken, so daß sie schließlich, ihren Gebärden und dem Ton ihres Sprechens nach zu schließen, mit einem freundlichen Lebewohl die beiden Angeworbenen abfahren ließen.

An einem andern Punkt Neuhannovers fuhren wir wieder im Boot ans Land. Es wiederholte sich dieselbe Szene, junge Leute waren geneigt, sich anwerben zu lassen, wurden indessen von älteren Kanakern unter drohenden Gebärden zurückgehalten. Alsbald rief der eine Eingeborene, der etwas pidginenglisch konnte, dem Kapitän zu: me come (ich komme), auf einen etwa einen Kilometer entfernten Landvorsprung deutend. Unser Boot ruderte nach der angegebenen Gegend, und

wirklich sahen wir kurz darauf den Kanaker angerannt kommen. Wir waren noch etwa 30 Meter vom Strande entfernt, doch er sprang ohne Besinnen ins Wasser und schwamm auf das Boot zu, wo wir ihn alsbald aufnahmen. Unmittelbar danach plumpste noch ein zweiter Eingeborener ins Wasser und schwamm gleichfalls auf unser Boot zu. Gleich darauf sahen wir die Ursache ihrer Flucht. Ihre Landsleute, welche sich ihrem Weggange widersezt hatten, kamen, zornig ihre Speere schwingend, angerannt. Wir ruderten noch etwas weiter ab, jedoch immer in Rufweite bleibend, und machten auf alle Fälle unser Gewehr schußfertig. Doch handelte es sich nicht um kriegerische Absichten auf Seiten der Kanaker, vielmehr entspann sich zwischen den beiden Flüchtlingen und ihren Dorfsgeossen eine erregte Unterhaltung in der uns unverständlichen Eingeborenen-sprache. Offenbar beschworen sie die letzteren, wieder zurückzukehren, was aber unsere beiden kühnen Auswanderer standhaft ablehnten. Als es den Leuten am Strande klar zu sein schien, daß die Absicht der beiden Eingeborenen unabänderlich war, begannen zwei Weiber ein entseßliches Geheul, welches mit pathetischen Ausrufen, die wie Flüche oder Berwünschungen klangen, untermischt war. Da ein nochmaliges Landen nicht zweckmäßig erschien, so legte der Kapitän die Geschenke für die Verwandten der beiden Angeworbenen auf einer aus dem Meer aufragenden Klippe nieder, zu welcher alsbald auch ein Kanaker hinausschwamm und die Sachen holte. Darauf beruhigte sich auch das Gebrüll der beiden holden Schönen am Strand etwas, während wir in der Richtung auf unser Schiff zu abfuhren. Wie mir nachher ein in dieser Gegend bekannter Eingeborener von unserer Schiffsbesatzung mit-

teilte, war einer der beiden Angeworbenen mit zwei Weibern verheiratet, die ihm durch Eifersucht das Leben so schwer machten, daß er die Anwerbung als eine willkommene Gelegenheit benutzte, um den Freuden seines doppelten Ehelebens zu entgehen.

Wie man sieht, ist das Anwerben keine ganz leichte Sache und nebenbei ziemlich gefährlich. Im Bismarck-Archipel und den Salomoninseln haben eine ganze Anzahl von Weißen und Farbigen dabei ihr Leben eingebüßt.

Der große Vorstoß. *)

Durch unsere ersten Erkundungen der Nebenflüsse hatten wir herausgefunden, daß der Aprilfluß ein gutes Einfallstor in das Innere Neu-Guineas wäre. Wir wollten jetzt auf diesem Flusse einen Vorstoß möglichst weit in die unbekannte Bergwelt unternehmen. Ich als Geograph sollte die Spitze bekommen, meinen Spuren sollte der Botaniker Ledermann und ihm der Zoologe und Arzt Dr. Bürgens folgen. So sollten drei Europäer mit ihren wissenschaftlichen Lasten möglichst weit in das Innere vordringen. Der Urwald, den wir zu passieren hatten, war nahrungslos, das wußten wir allmählich zur Genüge. Konnte man in tieferen Regionen noch auf einzelne Vögel rechnen, die dem Europäer wenigstens eine gute Mahlzeit geben, so war, je höher wir kamen, desto weniger selbst mit dieser Bereicherung unserer Nahrung zu rechnen. Alles mußte von den Trägern nach vorn gebracht werden. Es mußte daher unser Bestreben sein, so weit wie möglich mit Hilfe

*) Nach Dr. Walter Behrmann, Im Stromgebiet des Sepik (Neu-Guineas). Berlin 1922, Aug. Scherl.

der Fahrzeuge auf den Flüssen die Nahrung ins Innere zu schaffen.

Nachdem wir an der Mündung des Aprilflusses ein Zwischenlager erreicht hatten, brachten wir von dort mit Hilfe der Pinasse und der chinesischen Boote im Schlepp die Nahrung bis zur Grenze der Schifffahrt. Hier erbauten wir ein kleines Standlager, „Aprilfluß“ genannt. Jetzt pendelte der Schleppzug zwischen der Mündung und diesem Standlager hin und her. An der Mündung saß Dr. Koesicke, der gleichzeitig die Eingeborenen des Nachbarorts Wogumatsch studierte. Raum war genügend Proviant im Standlager Aprilfluß angehäuft, als ich mit meinen Trägern, begleitet von Polizeimeister Tafel, nach Süden aufbrach.

Eine große Trägerkarawane setzte sich am Morgen des 15. September vom Standlager Aprilfluß aus nach Süden in Bewegung. Vorn schritt ein eingeborener Unteroffizier, dann kam ich mit möglichst wenig Gepäck, nur mit dem Routenbuch und dem Kompaß ausgerüstet, dann folgte mein Hausjunge, dann die Träger mit meinen Instrumenten und photographischen Apparaten, endlich die lange Reihe der Schwarzen mit den Nahrungsmittellasten. Den Schluß bildete ein schwarzer Unteroffizier. Polizeimeister Tafel war eine halbe Stunde früher aufgebrochen und hatte schon etwas den Weg geschlagen. Sehr bald hatte ich ihn aber eingeholt.

Auch hier wieder war der Urwald völlig wegelos. Die ganz vereinzelt Wildspuren von Schweinen oder Kasuaren, die durch ihn hindurchführten, verleiteten einen leider manchmal, von der gewünschten Richtung abzuweichen. So war es besser, sich völlig auf den Kompaß zu verlassen.

Ein sanfter Hügel führte auf den Kamelsrücken zu. Dann brauste ein Wildwasser über mächtige Konglomeratfelsen. Endlich ging es bergan. Später lagerten wir auf halber Höhe des Berges. Die Träger waren noch nicht eingearbeitet und kamen sehr viel später an als die Europäer.

Wir näherten uns schon den feuchten Höhenregionen. Bei der Dunkelheit des Abends schimmerte der ganze Urwald von faulendem Holz und faulendem Blattwerk. Dazwischen schwirrten in großen Mengen Leuchtkäfer, so daß dieser einsame Lagerplatz wie zu unserem festlichen Empfang illuminiert schien. Es war ein eigenartiger Anblick, zwischen den bis 50 Meter Höhe emporragenden Urwaldriesen, die eine dunkle Kulisse für das Schauspiel boten, diese schimmernden Punkte hin und her gaukeln zu sehen, wo auch noch der Boden in einem ruhigen Lichte erglänzte.

Am nächsten Morgen kamen wir zur Gipfelregion. Hier wiederholte sich das, was ich oft in Neuguinea beobachtet habe, daß unmittelbar unter dem Gipfel des Berges sich Steilabstürze bilden. Glaubte der Urwaldwanderer die Mühen des Aufstiegs überwunden zu haben, so steht er kurz vor dem Ziel vor Felswänden, die er überkrageln muß. Dabei bieten sich an den Felsen für die Hand keine festen Griffe, denn das Gestein ist morsch und außerdem mit Flechten und triefendem Moos überzogen. Der Weg aufwärts geht also über abgestürzte Baumstämme; einzelne Lianen können zuweilen als Seile benutzt werden. Nur zu oft mußte ich Leitern zusammenbinden lassen und ein Seil in Gestalt der in höheren Regionen besonders festen Lianen zum Festhalten daneben befestigen.

Auf der Höhe des Berges stellte sich der schon geschil-

derte Moosbestand ein. Die Feuchtigkeit war so groß, daß fast unmittelbar auf dem Gipfel eine starke Quelle entsprang, die gleich darauf in munteren Kaskaden über die einzelnen Schichten des Gesteins bergab hüpfte. Wir hatten von oben unseren Vormarsch festgelegt. Beim Wandern im Urwald verlockte uns das klare, frische Bergwasser, ihm zu folgen, sehr zu unserem Schaden, denn am nächsten Tag mußten wir einen Berg im Süden wieder emporklettern und so mit unseren Schweißtropfen das bezahlen, was wir am Tage vorher durch ein kühles Bad glaubten gewonnen zu haben.

Nach vier Tagen mußte ich haltmachen und meine Träger zurücksenden. Ich wußte, an dem Punkt, wo ich mein Lager aufschlüge, müßte ich lange Zeit verweilen. Es war also unbedingt notwendig, einen Aussichtsgipfel zu gewinnen. Einem Berg, der mit vierzig bis fünfzig Meter hohem, dichtestem Urwald bewachsen ist, kann man es aber nicht ansehen, ob er nach Fällern des Urwaldes eine Aussicht gewähren würde. Endlich entschloß ich mich, auf einem etwas steiler abfallenden Gipfel haltzumachen und das Lager zu beziehen. Der „Etappenberg“ hielt vollkommen das, was er versprach. Nachdem der Urwald niedergeschlagen war, eröffnete sich eine grandiose Aussicht nach Süden auf das Zentralgebirge mit seinen vielen Vorbergen. Die Sumpfebene, die sich noch zwischen der Hunsteinspitze und dem Zentralgebirge einschob, war hier völlig verschwunden. An ihre Stelle traten Gebirge bis zu etwa 800 Meter Höhe. So konnte der Vorstoß ins Innere als gesichert gelten.

Drei Wochen etwa saß ich hier oben auf dem Gipfel; bei Regen, bei senkrechter Sonne, bei Nebel, bei herr-

lichster Aussicht, bei Gewitter und Sturm und bei schönen, sternklaren Nächten. Bald war mit Hilfe von Urecapalmen ein kleines Lagerhaus errichtet, in dem sich bei jedem neuen Kommen der Träger der Proviant häufte. Die Aussicht wurde in allen Einzelheiten gezeichnet, die Karten vollendet, das Gebirge trianguliert, photogrammetrisch aufgenommen und zwischen den verschiedenen Wolken des Nachts die astronomische Position gemessen.

Hatte uns in Neuguinea der Regen nie verlassen und uns immer wieder durch seine Heftigkeit überrascht, so steigerte er sich hier auf dem Etappenberg selbst für Tropenverhältnisse in ungewöhnlicher Weise. Das abendliche Gewitter gehörte zu den regelmäßigen Erscheinungen. Donner rollte unaufhörlich in den Donner hinein, dazwischen zuckten die Wetterstrahlen; bei einzelnen Gewittern steigerten sich die Blitze förmlich zu einem Blitzregen. Einmal zählte ich zehn Minuten lang die Blitze, die ich sah, und nahm das Mittel daraus: 23 Blitze in der Minute konnte ich feststellen, davon waren mindestens die Hälfte in dichtester Nähe.

Bei solchen Gewitterregen und Stürmen im kleinen Zelt zu sitzen, nur bei einer Wachskerze als Beleuchtung, gehört nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens. Die Kleintierwelt, voran die Moskitos, suchte ebenfalls Schutz vor dem Regen und flüchtete zu dem Europäer in sein Zelt. Das Licht tut das Seinige dazu, um die blutgierigen Tiere, aber auch schöne Nachtschmetterlinge anzulocken, so daß bald das Zelt voll Insekten ist. Dann bläst man die Kerze aus und steigt ins Moskitoneß. Oft kam es vor, daß ich um 6½ Uhr abends mich schlafen legte, um wieder aufzustehen, wenn die sternklare Nacht dem Gewittersturm gefolgt war.

Endlich konnte ich mich zum letzten Vorstoß richten. Ich wollte in einem Ansturm die Wasserscheide nehmen und keine Etappe mehr anlegen, da für den nachfolgenden Botaniker und Zoologen auf den einzelnen Höhepunkten schon genügend Proviant lagerte. Ich brach auf, überschritt am nächsten Morgen einen stark angeschwollenen Gebirgsfluß und erreichte jetzt einen Grat, der mich in der gewünschten Richtung nach Süden führte. Die zweite Nacht und die dritte Nacht schlief ich oben auf diesem Grat, dann aber ging es schroff bergab zu dem Quellast des Aprilflusses, der in großartiger Felslandschaft dahinströmte. Hier im innersten Winkel der Wasserscheide stand ich plötzlich vor einer Eingeborenenhütte bei wenigen Sagobäumen, die aber leider von den Eingeborenen verlassen war. Ich legte einzelne Geschenke hin. Als wir später die Hütte wieder passierten, waren sie verschwunden, ein Zeichen, daß die Eingeborenen sich die Geschenke abgeholt hatten. Der Erfolg war, daß Bürgers und Ledermann später in enge Berührung mit diesem primitivsten Jägervolk gekommen sind. Sie ähnelten in allem der Bergbevölkerung, wie ich sie am Maisfluß angetroffen hatte und später noch antraf. Die Bergbevölkerung des zentralen Gebirges scheint einen Stamm für sich zu bilden. Er wird von der hochstehenden Flußbevölkerung in die Urwaldwildnis zurückgedrängt worden sein.

Alles, was überhaupt das Leben bequem macht, war zurückgelassen worden. Ein ganz kleines Zelt mußte mich gegen die nächtlichen Regen schützen. Das Bett bestand aus einem Stück Segeltuch, das über schnellgeschlagene Äste gespannt wird. Das Zelt war so klein, daß ich nur mit eingezogenen Beinen darin schlafen konnte. Unter mir lagen die wissenschaftlichen Instru-

mente und Gewehre, um sie gegen die Feuchtigkeit möglichst zu schützen.

Nachdem ich mich fünf Tage durch den Urwald vorangeschlagen hatte, hatten wir so viel Nahrung aufgefressen, daß ich die überflüssigen Träger zurücksenden mußte. Nur die kräftigsten behielt ich bei mir. Leider st Ulten sich nämlich bei den Trägern durch die Feuchtigkeit, die Buschwanderung, die vielen Insektenstiche und Blutegelbisse üble Wunden ein, so daß ich jeden Tag dreiviertel Stunden auf das Verbinden der Wunden rechnen mußte.

Die Vegetation hatte sich geändert. Dem Urwald waren jetzt einzelne prächtige Nadelhölzer beigemischt, die in unvergleichlich schlankem Wuchs gen Himmel strebten, fast Blättern gleich. Beim Anstieg zur Wasserscheide kam ich an der vorhin schon genannten Felsnadel des Sarges vorbei. Eine malerischere und wildere Landschaft kann man sich nicht wünschen. Im jähen Absturz fielen die Felsen zu uns hernieder. Über große Bergsturztümmer hinweg bahnten wir unseren Weg. Ein Wasserfall kam aus den höheren Regionen hinuntergeschossen quer über unseren Weg. Durch sein rauschendes Bett hindurch ging es weiter. Waren wir eben von der ganzen Fülle hellsten Sonnenscheins umflutet, so tauchten wir jetzt wieder unter in das dämmerige Dunkel des Urwaldes.

Die Kräfte meiner Träger ließen aber sichtlich nach. Immer größer wurden die Abstände zwischen ihnen, immer später kamen sie abends in dem Lager an. Apathisch warfen sie ihre Lasten hin, waren kaum zum Essen zu zwingen und schliefen sofort ein. Dabei nahm meine Nahrung erschreckend ab. Da ich wieder in höheren Regionen weilte, war das Tierleben ärmer, Jagd-

glück hatte ich nicht, um die Nahrung zu vervollständigen. Aber die zentrale Wasserscheide Neuguineas lag nahe vor mir, noch einen Tag und ich hoffte sie erreicht zu haben.

Dieser Tag übertraf an Ungunst alles, was der Urwald uns bis jetzt geboten hatte. Wieder kam die üble Moosregion. Die heftigsten Regen hatten das Erdreich abgespült, und zwar unter dem Urwald, so daß der ganze Wald wie auf Stelzwurzeln stand. Diese waren zu einem unentwirrbaren Chaos ineinander verknotet, die einzelnen Wurzelverzweigungen aber so hart, daß der Arm des Begeschlagenden sehr bald ermüdet und ein neuer an die Spitze beordert werden mußte. Dabei waren wieder alle Zweige des Wurzelwerks, die Äste, die Blätter, kurz alles, mit dem triefenden, dichten Moospolster umgeben, so daß das Klettern über die Wurzeln hinweg durch die schwammige Moosmasse ungeheuer erschwert wurde. Stundenlang habe ich nicht den Boden berührt, sondern bin nur über die einzelnen Wurzeln aufwärts geklettert. Mein kleiner Teckel suchte sich jaulend einen halben Meter unter mir einen Weg auf den Boden. Jetzt war auch das Mitleid mit ihm bei den Trägern erstorben, sie trugen ihn nicht mehr.

Endlich gegen drei Uhr nachmittags war eine lichte Höhe erreicht. Zum erstenmal in Neuguinea traf ich Rhododendron-Vegetation. Meine Träger aber sanken erschöpft zu Boden und wollten nicht mehr weiter. Mit aufmunternden Worten und gelinden Püffen bekam ich sie schließlich noch 100 bis 200 Meter vorwärts, dann aber war es eben zu Ende. Einen weiteren Tag einschieben, um mit allen Trägern nach vorne zu gehen, war nicht möglich, dazu fehlte die Nahrung. So half es nichts. Angesichts der Wasserscheide, die vielleicht

2½ Kilometer von mir entfernt lag, mußte ich ein Lager beziehen, meine sämtlichen Träger zurückschicken, wo unten ein Lager mit Nahrung auf sie wartete, und selbst mit einem Jungen, einem Koch und einem Soldaten allein hier oben kampieren.

Man wird es verstehen, daß es mir schwer geworden ist, nicht noch den letzten Anstieg zu machen. Immerhin konnte ich mich hier fünf Tage halten; so hoffte ich, mit meinen drei Betreuen doch noch den Weg bis zur Wasserscheide zu verlängern.

Die jetzt kommenden Nächte werden mir mein ganzes Leben hindurch in Erinnerung bleiben. Dicht vor der Wasserscheide lag ich. Vom Passat getrieben, streichen die schweren Regenwolken vom stillen Ozean her über die Insel Neuguinea und werden an der zentralen Wasserscheide zum Aufstieg gezwungen. Dabei laden sie sich voll Elektrizität. Abends braust ein Unwetter hernieder, wie ich es selbst auf dem Etappenberg nicht erlebt. Im kleinen Zelt, dicht an den Boden geschmiegt, liegt man, das Wasser braust unter einem durch das Zelt, es klatscht auf die Zeltwand, dabei zerreißt ein Blitz nach dem andern die Dunkelheit, der krachende und rollende Donner ist ohrenbetäubend. In zwei Nächten begann um ½7 Uhr das Gewitter. Dabei liegt man auf dem einzigen Metall, das im weiten Umkreis überhaupt vorhanden ist, und kämpft ständig einen Kampf mit sich durch, ob man lieber die Instrumente gegen Regen schützen, oder sich der Gefahr des Erschlagenwerdens aussetzen soll. Diese Nächte jedenfalls gehörten zu den schlimmsten in Neuguinea. Sie zehrten an der Nervenkraft.

Die wildromantische Aussicht, die links und rechts auf 1500 Meter hinabführte in tiefe, eingerissene Täler, wo

ich hinter mir die Felsnadel des Sarges hatte und jenseits desselben das durchwanderte Urwaldgebirge bis zu dem fernen Kamelsrücken am Horizont, mußte mich für die Nächte entschädigen. Ich konnte noch einmal alle bekannten Punkte einschneiden und hatte so die Gewißheit, meine Karte mit der bestmöglichen Genauigkeit ausgeführt zu haben.

Die Nahrung war natürlich überaus einförmig. Sie bestand vornehmlich aus Reis, in den sich durch das Schütteln beim Tragen eine Teebüchse ergossen hatte, wodurch er nicht gerade einen angenehmeren Geschmack bekam. Wasser brachte der nächtliche Regen genügend. Am ersten Abend allerdings mußte dieser Teereis gekocht werden in dem Rest von Kaffee, der sich noch in einer Feldflasche befand. So stellte das Mahl eine ganz eigenartige Mischung der verschiedenen Geschmäcker dar.

Am Morgen der zweiten Nacht war es klar geworden. Ich konnte sogar eine astronomische Position nehmen. Bei Sonnenaufgang aber stiegen schon wieder Nebel hoch, so daß ein Vormarsch nicht gelohnt hätte. Meine drei Schwarzen aber hatte ich mit den Messern vorgeschickt und ihnen die Richtung angegeben, in der sie einen Weg suchen möchten.

Endlich, am Morgen des vierten Tages, am 13. November 1912, war eine wunderbar klare Luft, so daß ich beschloß, zwei Schwarze bei meinem Zelt und bei meinen Instrumenten zu lassen, mich selbst mit dem Nötigsten auszurüsten und mit meinem Hausjungen Auenari den Weg auf die Wasserscheide zu versuchen. Zuerst ging es durch Astgewirr, da kam plötzlich — und man kann sich meine Überraschung vorstellen — eine Schutzhütte der Eingeborenen und ein schmaler Pfad, der in der gewünschten Richtung nach Süden leitete.

Leider aber schwenkte er nur zu bald ins Tal ab. Bei herrlichem Sonnenschein ging ich durch lichten Wald aufwärts, kam gegen 10 Uhr an eine Stelle, wo mein Hausjunge einige Bäume gefällt und von der er mir schon viel erzählt hatte.

Ein herrliches Bild bot sich mir auf tiefeingeschnittene Urwaldtäler. Als ich aber näher zusah, führte der Weg nicht in der gewünschten Südrichtung, sondern wieder nach Norden; mein Junge hat sich eben versehen in der Richtung. So half es ihm nichts, wenn er auch rumorte und gegen seinen Herrn beinahe rebellierte, er mußte den Rucksack aufnehmen und mit dem Haumesser einen neuen Weg schlagen. Ein Gehen war es zwar nicht mehr, sondern nur ein Zwängen des Körpers zwischen dem Wurzel- und Astgewirr hindurch, aufwärts zur Wasserscheide. Nach 1½ Stunden endlich senkte sich nach Süden das Gelände; ich hatte das Ziel des monatelangen Strebens erreicht und stand endlich auf der zentralen Wasserscheide Neuguineas!

Mit dem Haumesser schlug ich, soweit es ging, einen Blick nach Süden, kletterte auf Bäume, um den Blick zu verbessern, aber — im Süden lag eine dichte Nebelwand und verdeckte das Gebirge. Nur in einer Entfernung von 7—8 Kilometer schaute ein Waldrücken aus dem Nebelmeer heraus, tiefer als mein Standort, das war alles, was ich sehen konnte. Und was hatte ich alles erhofft! Was hatte mein sehnsüchtiges Verlangen und meine Phantasie sich nicht vorgegaukelt an schönen Landschaftsbildern, an neu zu entdeckenden Gebirgszügen und Flüssen bis weit in das englische Gebiet! Nach Norden dagegen konnte ich von einer Bergsturz- wunde aus einen umfassenden Blick auf die ganze bisher durchwanderte Landschaft genießen. Ich schickte

meinen Träger zurück, um den photographischen Apparat nachzuholen, den wir bei dem vermeintlichen Aussichtspunkt liegengelassen hatten.

So stand ich allein auf dem fernsten Punkt, den weit und breit je ein Europäer erreicht hatte im Innersten Neuguineas, auf dem Rückgrat der Insel. Ein großes Dankgefühl durchströmte meinen Körper, daß mir jungem und gesundem Menschen ein derartiges Glück vom Schicksal beschieden war, an einer großen Aufgabe mitarbeiten zu dürfen, ja, die Aufgabe auch mit meinen bescheidenen Kräften der Lösung näher geführt zu haben.

Gleichzeitig aber kam der Zweifel, ob man sich freuen dürfe, ob es nicht ein einfaches Streben nach einem Rekord gewesen wäre, wenn ich jetzt hier oben auf der Wasserscheide stände, und ob die viele Mühe und Arbeit, die ich von meinen treuen Schwarzen verlangt hatte, auch den Erfolg lohnte. Aber er wurde schnell niedergekämpft, denn konnte ich nur meine Aufnahmen und Zeichnungen heil in die Heimat überführen, so konnte ich beweisen, daß redliches Vorwärtsarbeiten, nicht ein Vorwärtshasten, mich auf diesen fernsten Punkt geführt hatte.

Der zweite Durchbruchversuch. *)

Im Juli 1914 befand sich der Hauptmann D e g n e r in amtlichem Auftrage auf einer Forschungsreise nach dem Innern Deutsch-Neuguineas. Als er von dem Ausbruch des Weltkriegs Kunde erhielt, lehnte er die Aufforderung der Australier, sich zu ergeben, ab und entzog

*) Nach Hermann Degner, Vier Jahre unter Kanibalen. Berlin, Aug. Scherl.

sich ihrer Verfolgung. Zweimal versuchte er mit seiner kleinen, nur aus Eingeborenen bestehenden Expedition durch völlig unbekannte Gegenden nach Westen durchzubringen, um das neutrale holländische Gebiet zu erreichen. Der erste unter den größten Mühseligkeiten und Strapazen unternommene Versuch scheiterte. Über den zweiten, im Juni 1916 unternommenen Vorstoß berichtet er, wie folgt:

Nun schrien aber auch von unterstrom her die Alarmentrommeln, und deren Bedeutung sollte uns erst am vierten Tag der Talfahrt durch entgegenkommende Kanus klargemacht werden. Auch in Angorum am Sepik, am Ramu selbst, nicht nur an seiner Mündung, sondern schon drei Tagereisen oberstrom, etwa an der Stelle, wo die vermutete Bifurkation zwischen Ramu und Töpfer-Fluß zu suchen ist, standen oder marschierten von Weißen geführte, farbige Kolonnen und ein Kriegsschiff lag vor der Ramu-Mündung.

Nun war kein Zweifel mehr, unser Marsch über den Saruwaged und das Mittelgebirge war dem Kommandanten von Friedrich-Wilhelms-Hafen auf irgend einem Weg bekannt gemacht worden, und er hatte seine umfassenden Vorbereitungen getroffen, um uns den Weg durchs Küsten-Hinterland sowohl, als auch durch die Ramu-Sepik-Senke zu verlegen. Uns nach vorwärts in die Ebene durchzukämpfen, war mit meinen zum Drittel schon franken Leuten unmöglich, denn auch die Fluß-Melanesier, von dem Gegner durch Versprechungen und Geschenke aufgehekt, nahmen eine drohende Haltung an. Ihre Versuche, unsere Einbäume des Nachts zu stehlen, mußten mit der Waffe zurückgewiesen werden. Die Feldfrüchte-Zufuhr hörte ganz auf, unser bereits bis zur Hälfte aufgezehrter Reisvorrat mußte

wiederum angegriffen werden. In einigen Tagen würde er aufgeessen sein und was dann? Mit der Büchse in den Händen fischen? Den Eingeborenen mit Waffengewalt Feldfrüchte, Kokosnüsse und andere Lebensmittel wegnehmen und dabei in der Front und im Rücken durch starke, von Weißen geführten Abteilungen in dem ungünstigen, ebenen Gelände angegriffen werden? Nein, ehe wir einen solchen Verzweiflungskampf kämpften, dessen Ausgang nicht unklar sein konnte, wollten wir erst den letzten Ausweg einschlagen, der dem von mir geplanten Durchbruchversuch nach holländisch-Neuguinea einen Erfolg geben könnte; hinein und hinauf in das Bismarck-Gebirge, dessen Papua-Bewohner, wenn auch noch nie von einem Weißen berührt, uns sicherlich mit Lebensmitteln aushelfen würden, weil sie den Aufreizungskünsten des Feindes unerreichbar waren. Die bewaldeten Höhen und Täler beherbergten zweifellos Kasuare, Känguruhs und Tauben in Menge; der von Südosten nach Nordwesten streichende Haupt Rücken bot uns einen gesicherten, wenn auch schwierigen Vormarschpfad zur Grenze. Folgte uns der Gegner hinauf, so waren wir eben durch unsere Erfahrungen im Gehen und Ausnützen des Hochgebirges überlegen; er vermochte in dieser jähren und zerrissenen Hochkette nur mit kleineren Abteilungen zu operieren, welche wir mit leichter Mühe einzeln abschütteln konnten.

Doch er folgte uns nicht. Er mochte wohl erwartet haben, daß wir ihn durch ein zeitweiliges Abschwenken in die südlichen Berge hinein nur irrezuführen suchten, um nach seinem Abzug von neuem die Talstraße zu benützen. Mochte er sich nur da unten in den Sumpfniederungen eine kräftige Malaria terziana und tropica holen! Wir stiegen höher und höher durch schönen, fest

wurzelnden Bergwald, durch die auf Stelzwurzeln stehende Mooswaldregion dem Kamm zu. Die wenigen, offen gebauten Niederlassungen der Papua, durch die wir zogen, trugen die Spuren eiligster Flucht. Die als Türen dienenden kleinen Löcher in der Frontwand der quadratischen, auf Pfählen stehenden, mit Baumrinde umwandeten und mit Grasdächern versehenen, ziemlich erbärmlichen Hütten waren verrammelt, aber das größere Hausgerät war drinnen geblieben. Die Asche des verglommenen Holzes auf den Feuerplätzen war noch heiß. Nicht eine Seele, nicht Schweine noch Hunde waren zu erspähen. Wie wir später erfuhren, hatten die ängstlichen Bergbewohner von den Schießereien in der Ramu-Ebene gehört und waren aus Furcht, daß nun die Reihe an sie käme, auf die Meldung von unserem Marsch in ihre Bergorte hinein, in ihre abgelegenen Waldverstecke geflüchtet. Nur zu gerne wäre ich entlang dieser in einer Seehöhe von 12—1600 Meter besiedelten Terrasse unserer Vormarschrichtung nach Nordwesten gefolgt. Aber nach den vorausgegangenen Erfahrungen mußte ich dann sicher sein, daß Trommel-Telegramme von Seitental zu Seitental, von Schlucht zu Schlucht hangabwärts folgen, die den Gegner auch hier über die Richtung und die Zeit unseres Vormarsches aufklären würden, wie es bei den Azera der Fall gewesen war. Um dem Feind unsere Pläne und Absichten möglichst lange zu verbergen, damit er nicht rechtzeitig neue Riegel vorlegen könnte, sahen wir uns gezwungen, auf- oder jenseits des Kammes der Bismarck-Hochkette, je nach den Gelände- und Besiedlungsverhältnissen, nach Nordwesten vorzumarschieren.

Bald umwehte uns wieder der kühle, frische Bergwind, der das Ansteigen so erleichtert, der den Schweiß

schnell trocknet, so daß die Körperhaut in Folge der raschen Verdunstung der Schweißperlen angenehm kühl ist. Die wohlbekanntes Grasflächen auf den zuerst sanft, dann in Flußsohlennähe steil abfallenden, mit Dampfel- dern bedeckten Hängen nahmen uns auf; tief eingeschnit- tene, von dichtem Buschwald eingesäumte Nebenfluß- läufe wurden überquert und die höchste, hier nur auf 1700 Metern Seehöhe gelegene und von ihren Bewoh- nern im Stiche gelassene Ansiedlung durchzogen. Dann ging es wieder in den mit dürftigem Unterholz bestan- denen, festgründigen Bergwald hinein, in dem sich mit lautem Geschrei die Kasuare bekriegten, die weißen und schwarzen Paradiesvögel krächzten, unzählige Tauben gurrten und die Bluteigel den Eindringlingen das Le- ben sauer machten. Die ewig feuchte Mooswaldregion wurde durchschritten, auf deren glatten Stelzwurzeln der Fuß des Wanderers fortgesetzt entgleitet, so daß sich auch jetzt wieder der kurze Fluch eines Hingestürzten in das Vogel-Konzert einmischte. Wohin man trat, streifte, alles triefte wie ein vollgesogener Schwamm, und die naßkalte Feuchtigkeit machte uns in den vom Wasser durchnäßten Kleidungsstücken erzittern.

So marschierten wir denn, auf unsern guten Stern vertrauend, los, überquerten zahlreiche, tief eingeschnit- tene Waldschluchten, in welchen unzählige Farnarten, von dem winzigen Bodenfarn bis zu den hohen, schlän- ken Schirmfarnbäumen den Botaniker in Verwirrung und Entzücken versetzen konnten, ließen unseren schon wunden Beinen und Füßen von Bluteigeln und Busch- muckern noch mehr zusetzen und erreichten endlich, nach mühsamem Auf und Ab, den Kamm des Trennungs- rückens. Hier hieß es die weit auseinandergezogene Ko-

lonne abwarten, besonders die Trägerabteilung, welche die auf Bahren mitgeschleppten Kranken fortzubewegen hatte und weit zurückgeblieben war, da sich die breiten Bahren in den Ästen und Zweigen des Bergwaldes immerfort verfingen. Um unser Pech voll zu machen, setzte ein kalter Regenguß ein, wie ihn in dieser Dichte nur die Tropen kennen, so daß wir gezwungen waren, eiligst einen Unterschlupf für die Nacht herzustellen. Einige Hartholzpfosten, dünne, lange Stangen und die etwa zwei Meter langen, steifen Blätter der wilden Pandanus-Palme lieferten uns das Material dazu.

In dieser Weise ging es nun die beiden nächsten Wochen fort: hinunter in die von ihren Bewohnern eiligst im Stiche gelassenen obersten, durchschnittlich zwischen 16—1800 Meter Höhe gelegenen Orte und Gehöfte, hinauf auf die Wasserscheide, deren Kamm zwischen 2600 und 2900 Metern Seehöhe schwankte in zahlreichen Kletterpartien über die nur zu zahlreichen Neben- und Seitenschluchten mit ihren oft nackten Kalkfelswänden hinweg, unser Leben kümmerlich von erbeuteter Jagd, Kasuaren, Opposums, Känguruhs und sehr selten von einem erlegten Wildschwein fristend. Denn die Felder der Eingeborenen waren abgeerntet, so daß wir dort keine Nahrungsmittel holen konnten. Auch mußte in diesen Gegenden eine lange Trockenperiode geherrscht haben, denn auf den frisch angelegten Feldern waren die Ranken der neugepflanzten Yamknolle abgestorben, die Triebe der frischgesteckten Zuckerrohrreihen verdorrt. Unser Reisvorrat war auf 3 Rationen pro Kopf zusammengeschmolzen, die eintönige Fleischnahrung erzeugte neben dem Ekel an den salzlosen Gerichten Wurmkrankheitserrscheinungen, welche auch die besten schlaff machten und unsere sich täglich mehrenden Kranken immer

weiter zurückbrachten. Die Mehrzahl meiner standhaften Truppe litt schon seit geraumer Zeit an einer noch viel schlimmeren Seuche, an den Amöben-Würmern; mikroskopisch klein haften diese Würmer an den Gräsern und Blättern des niederen Gesträuches, werden von den nackten Füßen und Beinen abgestreift, bohren sich durch die Haut und treten dann den langen Weg zu den Därmen an, deren Wände sie zerstören. Schlappmachender, schleimiger, blutdurchsehter Durchfall, Blutabnahme, Unterernährung, oftmals wiederkehrende Schwindelanfälle und der fortschreitende Ruin des ganzen Verdauungsapparates sind die bösen Folgen dieser Amöben-Kuhr, gegen welche uns kein Abtreibungs- oder Heilmittel zur Verfügung stand. Und trotz der Gefahr, daß ich mir dieselbe unangenehme Krankheit zuzöge, mußte ich meine, schon sehr brüchig gewordene Khati-Hose bis zu den Knien abschneiden, da die Haut meiner Unterschenkel dem vereinten Angriff der Blutegel, Buschmuller und anderer kleinster, die Epidermis zerstörenden Parasiten, an denen der Bergwald so reich ist, schon teilweise zum Opfer gefallen war. Talergroße nässende Wunden bedeckten Knöchel, Schienbein und Waden, an deren reichlichen Absonderung Unterbeinkleider und Hosen festklebten, und machten jeden Schritt zur Qual. Was dann, wenn die paar Meter Mullstoff, über die ich noch verfügte, zu Ende gingen, deren Stücke ich fest auf die Wunden legte und mit den festangezogenen Wickelgamaschen gegen die schmerzhaften Verschiebungen zu schützen versuchte?

Am 10. November endlich traten wir in unmittelbare Berührung mit den Berg-Papua, die unsere Annäherung nicht rechtzeitig bemerkt hatten, so daß wir nach einer mehrtägigen Wanderung über einen breiten Aus-

läuferrücken der zentralen Wasserscheide überraschend in ihr Dorf einmarschieren konnten. Auch sie gehörten dem Semiten-Typ an, wiesen fast keine Abweichung von den andern Bewohnern des Bismarck-Gebirges auf und — waren halb verhungert. Die Dürre mußte sämtliche Pampfelder dieses Jahres vernichtet haben — und die unverwüstlichen zähen Bataten waren noch nicht reif, konnten wohl auch kaum den Bedarf an Nahrungsmitteln für das ganze Jahr decken.

Sollten, durften wir ihnen noch von ihren kärglich vorhandenen Borräten etwas abhandeln oder abnehmen? Meine Jungen suchten in den Hüttenräumen herum, ob sie nicht die im Grenzgebiet früher gefundenen Galips, jene öl- und fetthaltige, im getrockneten Zustand so schmackhafte Pandanua-Palmenfrucht, finden würden. Doch umsonst! Schon in den Hochtälern der Finchhafen-Halbinsel war diese Frucht unbekannt gewesen; dort hatte ich vergebens das Urwald-Blattdach nach den graugrün sich abhebenden, kandelaberartig ausgebreiteten Palmen durchforstet, welche das Dunkelgrün der Walddecke im Stromgebiet des Waria- und Latekamu-Flusses unterbrechen. Wohl hatte ich eine an Frucht, Form und Wuchs ähnliche Palme bei den Käte, Hube, Burrum und all den Papua, die das Herz der Insel besiedeln, festgestellt, aber die Frucht hatte sich als nicht genießbar erwiesen. Und die gleiche Tatsache wiederholte sich hier in dem mächtigen Kalkgebirge, so daß sich der Schluß aufdrängt, daß Kalkboden der eßbaren, edlen Pandanus-Bergpalme nicht zusagt, daß sie nur in dem Tonschiefer-Massiv gedeiht, welches die deutsch-englische Grenze begleitet und über sie hinaus in die Herzog-Berge heranreicht.

Also zurück zur Ausbeute der Jagd, weg von den

Dörfern, die selbst nichts zu essen hatten, und hinauf zu den Grasflächen der Hochregionen, wo unzählige Wal-labis hausten. Dort oben ließ es sich auch leichter marschieren — und das war in Anbetracht der zahlreichen, auf Bahren mitgeschleppten Kranken von großer Wichtigkeit, da die Schluchtenansätze flacher waren, die meisten Einsenkungen der Hänge erst unter dem Höhenweg begannen. Vielleicht konnten wir auch in den auf den Nordhängen des Bismarck-Gebirges gelegenen Papua-Siedlungen bessere Bedingungen zum Austausch von Feldfrüchten finden. Denn die Gefahr, daß unsere Anwesenheit zum Ramu hinunter getrommelt werden würde, mußte von nun an der Notdurst des Leibes weichen. Wenn nur die Temperatur oben nicht so kalt wäre, wenn nur nicht der seit einigen Tagen bereits am frühen Nachmittag einsetzende, wolkenbruchartige Regen noch lange fort dauern wird!

Bergebens suchten wir einige der Eingeborenen-Männer durch Zeichen und Gesten zu überreden, mit hinauf-zuziehen, damit sie sich einmal ordentlich an dem Wild satteffen könnten. Ihre Scheu und Furcht, vielleicht auch ihre infolge des langen Hungerns die Tatkraft lähmende Ermattung überwog ihre Fleischgelüste; denn sie verstanden wohl, was ihnen bei unseren Jagdzügen winkte.

2900, 3000, 3300, 3500, 2750, 3400, 3050, 3550, 3200 Meter Seehöhe waren die Angaben meines Aneroid-Barometers in den nächsten Wochen, in denen es nur selten gelungen war, gegen Jagdbeute, gegen einen Teil unserer so notwendigen Haumesser und Urte Feldfrüchte einzutauschen. Die Bezahlung für die den Hütten der vor uns geflohenen Eingeborenen entnommenen Vorräte mußten wir in den Häusern hinterlegen, da

wir niemand zu sehen bekamen, geschweige denn eines Eingeborenen habhaft werden konnten. Ein unausgesehtes Trommeln auf den nördlichen Hängen der Bismarck-Kette begleitete unser täglich langsamer werdendes und von immer größeren Pausen unterbrochenes Vordringen auf den Kamm des Hochgebirgzuges; das Marschieren wurde ein Vorwärtschleichen, und dann ging es nicht mehr weiter!

Am 5. Dezember verfügten wir noch über eine Reisportion pro Kopf; die Hälfte unseres so unentbehrlichen Werkzeuges, wie Haumesser und Äxte, waren den längst ausgegangenen Tauschwaren gefolgt, die Jagdmunition ging zur Neige, und die nicht allzureiche Gewehrmunition mußte einem andern Zweck, einem edleren Wild oder — wir betrachten uns ja als das gehezte Wild — den britischen Jägern vorbehalten bleiben. Zwei Drittel der sechsunddreißig verbliebenen Jungen schleppten sich mühsam vorwärts oder wurden getragen. Nur längere Rastaufenthalte und die kräftige Natur hatten fünf der besten, darunter Ngodju, den Unverwüftlichen, vor dem Eingehen an Lungenentzündung gerettet, und ich selbst lief seit vielen Tagen barfuß, da die Beinwunden bereits handflächengroß geworden waren, stark eiterten und keine Berührung mit irgend einem Bekleidungsstück mehr duldeten, wenn ich nicht das Ächzen und Stöhnen der Kolonne noch vermehren wollte. Längst war schon auch mein Salizyl ausgegangen, mit dem ich die heftigen rheumatischen Schmerzen in Schultern und Armen zu dämpfen gewohnt war.

Der Zusammenbruch war vollständig. Rückwärts hieß es wieder, die Treue der mit äußerster Anspannung ihrer Kräfte aushaltenden farbigen Soldaten und Träger vergelten, sie wenigstens ihrer Heimat zurückzu-

bringen, da es ausgeschlossen war, die noch vor uns liegende 500 Kilometer lange Strecke bis zur neutralen Grenze zu überwinden. Es gibt ja nichts Schrecklicheres für einen Melanefier oder Papua, als fern von seinem Dorf zu sterben, in einem fremden Gebiet, wo seine Seele niemals Ruhe fände, fern von seinen Angehörigen, die ihm bis zum letzten Atemzug helfen, in das Seelendasein einzuziehen.

Und soll ich es verschweigen, daß sich die in den vergangenen Wochen täglich wiederholenden und lauter werdenden Bemerkungen meiner Begleiter mehr und mehr in mir selbst fortsetzten, daß ihre oft in den Fieberphantasien hervorgestoßenen Worte: „Master I think fight by and by finished Germans now strong belong English“ (Herr, ich glaube, der Krieg ist aus, die Deutschen sind nun Sieger über die Engländer) ein immer stärkeres Echo in meiner Brust fanden? Daß sich meiner mehr und mehr die Besorgnis bemächtigte, daß ich hier ergebnislos und ohne das gesteckte Ziel zu erreichen, in den Hochgebirgen herumirrte, während der Welt vielleicht schon seit Wochen das Kriegsende geschenkt wäre; daß ich in diesem Falle an der Küste mehr von Nutzen sein würde als in dem unbetretenen Innern der großen Insel? Wie fürchterlich war mir schon der Gedanke gewesen, als ich endlich im November 1914 die Nachricht von dem seit Wochen tobenden Völkerringen erfahren hatte: Zu Hause kämpft die Heimat schon seit vielen Wochen ihren Existenzkampf, und du ziehst ahnungslos im Busch herum. Noch entsetzlicher dünkte es mich jetzt, hier monatelang weiter herumzuklettern und an den fruchtlosen Durchbruchversuchen die Kräfte zu verzehren, was vielleicht gar nicht mehr notwendig war, da sich meine Landsleute bereits an

der Küste des Friedens erfreuten, andere zeitgemäßere Aufgaben meiner dort harrten!

Hatten meine Soldaten und Träger an früheren Rasttagen bald ihren Humor wiedergefunden, ihre Leistungen nach echter Farbigenmanier gepriesen und Einzelthaten des langen und breiten erzählt und ausgeschmückt, so blieb diese seelische Erfrischung in unserem jetzigen Rastlager aus, zu dem ich ein größeres Gehöft auf 1600 Meter Höhe am Nordhang des Bismarck-Gebirges, nahe dem Beginn der Hagen-Hochkette gewählt hatte. Die Dorfbewohner von gleichem Stamm wie die die Südhänge besiedelnden, waren wie immer bei unserer Annäherung in die Waldverstecke entflohen, kehrten aber schon am dritten Tag auf unser unablässiges Rufen und Winken mit Palmenwedeln hin zurück, und wir tauschten gegen unsere letzten Werkzeuge so viele Feldfrüchte ein, daß wir noch drei Marsch-Rationen pro Kopf für den Rückmarsch ausscheiden konnten. Drüben, südlich der Kette der Hochkette, Dürre und Hungersnot, hier in den der Ramu-Senke zugekehrten Tälern, wenn auch nicht Überfluß, den es in Neuguinea nirgends gibt, so doch eine normale Ernte! O du Land hart aneinanderstoßender Gegenseite!

Aber auch die reichliche Nahrung, die geliebte Nam, brachte es diesmal nicht fertig, die Stimmung zu heben. Unser Mißerfolg auf dem halben Wege lastete nicht weniger drückend auf meinen braven Farbigen als auf mir selbst. Mein Hinweis auf meine zerfetzte Unterschenkelhaut, auf die handgroßen Beinwunden, die ich mit oft gewechselten Mullläppchen trocken zu halten versuchte, ihr Zeugesein bei meinen schlummerlosen Nächten — schon das Auflegen der Schlafdecke verursachte mir wahnfinnige Schmerzen — hielt sie nicht

davon ab, nur sich selbst und ihre Unfähigkeit als Grund des Mißerfolges zu bezichtigen. Ihr so oft vorgebrachtes „Master, em true I think big fellow fight long time finished“ (Herr, der große Krieg ist sicher schon vorüber) war nicht mehr zu hören. Nicht einmal ein fettes Dorfschwein, das ich erstehen konnte, nicht einmal das lang entbehrte hochgeschätzte Schmalz schien sie diesmal zu befriedigen. Es war rührend, wie einige mit hoffnungslosem Klange in der Stimme die darniederliegende Mehrzahl noch einmal anzufeuern trachteten: „By and by me try em more“ (Bald wollen wir es noch einmal versuchen). Sie glaubten selbst nicht an ihre Worte, ebensowenig wie ich, wenn ich ihnen, meine kartographischen Arbeiten unterbrechend, ein Weilschen lauschte.

Durch die Auswertung meiner Wegeaufnahmen, Rundpeilungen und Ansichts-skizzen, Höhenmessungen und anderweitigen Aufzeichnungen fand ich in diesen mutlosen Tagen wenigstens eine Ablenkung. Und es war nicht gar so einfach, mit dem selbstgefertigten Material zu arbeiten: dem Winkelmaß, welches ich mir durch fortgesetztes Teilen von sechzig hergestellt, dem dürftigen kleinen Papiermaß, auf dem ich mühsam Zweimillimeterquadrate gezogen hatte, dem selbstgeschlitzten Lineal, dessen Zentimeter-Einteilung mir viel Kopfzerbrechen gemacht hatte, da mir eine brauchbare Vorlage fehlte, mit dem rauhen Zirkel, dessen eine Spitze abgebrochen, dessen andere verbogen war. Und ebenso schwierig war es, in dem häufig von Regen, Hagel und Tau durchnässten und bei den Klettereien schmutzig gewordenen Missions-schulheft, welches mir als Routenbuch dienen mußte, die schwer leserlich gewordenen Eintragungen zu entziffern. Manchmal

wollte mir die Geduld dabei ausgehen, und ich starrte stundenlang vor mich hin, nicht ins Leere, nein, meine Gedanken irrten zu den schwarzen Novembertagen des Jahres 1914 zurück, an denen ich nach Erhalt der Kriegsnachricht neben anderen reichen Expeditionsgütern über 150 Säcke Reis in Flammen aufgehen lassen mußte. Der zehnte Teil davon hätte genügt, um uns heute den Erfolg zu sichern; zehn Säcke Reis hätten uns von den Eingeborenen und ihrer Lebensmittelzufuhr unabhängig gemacht, hätten es uns ermöglicht, unseren Marschweg so zu wählen, daß der Gegner nicht rechtzeitig durch die Trommelsprache der Papua von unseren Bewegungen in Kenntnis gesetzt worden wäre, hätten uns befähigt, so rasch vorwärts zu kommen, daß wir jetzt nach dreimonatigem Vorwärtsarbeiten bereits den Oberlauf des Sepik und damit die erreichbare Nähe der neutralen Grenze gewonnen hätten.

Nun, da ich den zurückgelegten Weg zusammenhängend konstruierte und Stück an Stück ansah, wurde es mir erst so recht klar, wie kläglich, wie winzig klein unsere täglichen Durchschnittsleistungen nach vorwärts, wie zeitraubend die Jagdzüge zur Erlangung der notdürftigsten Nahrung, die Dorfbesuche und das Suchen nach Niederlassungen gewesen waren, wo wir hier und da für einige Tage Feldfrüchte einzutauschen imstande waren. Von nahezu 900 marschierten Kilometern entfielen nur zwei Fünftel auf die wahre Vormarschrichtung! Der größere Teil der Kletter- und Gehleistungen hatte dem Suchen nach Nahrung oder dem Selbstherholen von Feldfrüchten gedient! Drei Kilogramm pro Kopf ist die normale Feldfrucht-Ration in den Küstengegenden. Die dünne Luft und das kalte Klima der Hochregionen, vereint mit den täglichen Höchst-

anspannungen aller Körperenergie, verlangte eine Zulage von mindestens einem Kilogramm pro Mann. Mehr als 12 Kilogramm Feldfrüchte durfte ich einem Jungen zu seinem Gewehr, seiner Munition, seinen Decken und Kleidungsstücken, seinen kleinen Schätzen und Gebrauchsgegenständen, von denen er sich nur ungern trennt, nicht aufbürden. An dieser Gesamtlast von 15—17 Kilogramm hatte er reichlich zu schleppen; sie war beinahe zuviel, um ihn die schwierigen Geländeverhältnisse überwinden zu lassen. Somit konnten wir, auf Feldfrüchtenahrung angewiesen, allerhöchstens drei bis vier Tage in einem Zuge vordringen, dann hieß es wieder neue Nahrung eintauschen, auf die sie anbringenden Kanaker, welche entweder ganz streikten oder nur bei günstigem Wetter so hoch hinaufflogen, warten, meistens aber selbst hinunter in die bewohnten Gegenden marschieren, um die dort eingehandelten Lebensmittel, um die wir oft Tage lang hin und her feilschen mußten, abzuholen.

Und jetzt war es aus mit unserer durch Krankheiten und Entbehrungen und durch Parasiten zermürbten Körperkraft. Das Hagen-Gebirge, an dessen Beginn wir standen, lag unbezwungen im Nordwesten, die Sepitfenke über 200 Kilometer in unerreichbar gewordener Ferne.

Nach dem mißlungenen Durchbruch hielt Dehner mit seinen treuen Eingeborenen bis zum Waffenstillstand aus. Erst als er die sichere Nachricht von diesem Ereignis bekam, marschierte er nach der Küste und stellte sich den Australiern.

Sechster Abschnitt.

Samoa.

Samoa, „die Perle der Südsee“, wie sie der Weltreisende Otto Ehlers genannt hat, ist eine Inselgruppe, 14 Grad südlich vom Äquator und etwa 40 Grad östlich von Australien gelegen. Der Reichtum an Kokospalmen hatte schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts unternehmende Kaufleute veranlaßt, Kopra-Aufkäufer dahin zu entsenden und später eigene Faktoreien auf den Inseln zu errichten. Neben englischen und amerikanischen Firmen war es das deutsche Haus Godeffroy, das im samoanischen Handel tätig war. Finanzielle Schwierigkeiten, in die die Firma Godeffroy geriet, veranlaßten den Fürsten Bismarck im Jahre 1880 zur Einbringung einer ersten „Kolonialvorlage“, die aber vom Reichstag abgelehnt wurde. In der Folgezeit schien es, als ob Samoa, das von einem „König“ regiert wurde, seine staatliche Unabhängigkeit behalten würde. Indessen wurden die drei fremden Mächte, die Handelsinteressen auf den Inseln hatten, durch die fortgesetzten blutigen Fehden der Samoaner um die Königswürde immer wieder in die inneren Streitigkeiten des Landes hineingezogen, und es drohten sich hieraus Meinungsverschiedenheiten zwischen ihren Regierungen zu entwickeln, die in keinem Verhältnis zu den vorhandenen Belangen standen.

Um dem ein Ende zu machen, wurde die Aufhebung der Königswürde und die Aufteilung der Inselgruppe

zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika (Großbritannien erhielt dafür Zugeständnisse in Afrika) beschlossen. So erhielt Deutschland 1899 die Inseln Sawaii und Upolu, während die dritte Hauptinsel, Tutuila, amerikanischer Besitz wurde.

Nach wie vor bildete die Kopra, der getrocknete Kern der Kokosnuß, den Hauptausfuhrartikel. Sein Wert hob sich unter der deutschen Verwaltung, die sich die rationelle Pflege der Kokospflanzungen und die Bekämpfung der auftretenden Schädlinge angelegen sein ließ, bis 1912 auf 4 Millionen Mark, auch Kakao, der auf europäischen Plantagen angebaut wurde, wurde bereits für 800 000 Mark ausgeführt.

Außer der materiellen Förderung des Schutzgebiets bot sich der deutschen Verwaltung hier noch eine andere, vielleicht höhere Aufgabe. Wie einige benachbarten Inselgruppen der Südsee, ist auch Samoa von einem überaus lebenswürdigen Völkchen bewohnt, das nicht nur durch seine körperliche Schönheit anzieht, sondern in noch höherem Grade ausgezeichnet ist durch seinen stark entwickelten Kunstsinne und durch seine anmutigen Sitten. Während in den fremden Kolonien die eigenartige Kultur der Eingeborenen zumeist roh zerschlagen wurde, ihre Zahl infolge der geringen Widerstandsfähigkeit gegen Infektionskrankheiten und Alkohol schnell zurückging, war es der deutschen Verwaltung gelungen, die Samoaner bis zu einem gewissen Grade vor den zweifelhaften Segnungen der europäischen Zivilisation zu bewahren, und wenn nach einigen Schwankungen ein erfreuliches Anwachsen der Bevölkerung zu verzeichnen war, so dürfte das in erster Linie der gewissenhaften ärztlichen Fürsorge zu verdanken sein.

Der Weltkrieg, in dem sich die wenigen Deutschen gegen ein britisches Landungskorps nicht verteidigen konnten, beendete jäh die patriarchalische deutsche Herrschaft. Aber verhängnisvoller als der Krieg wurde für die Eingeborenen die beispiellose Mißwirtschaft, welche unter den neuen Herren, den Neuseeländern, einsetzte. Ganz abgesehen von ihrer kolonialisatorischen Unfähigkeit verschuldeten sie durch sträfliche Leichtfertigkeit die Einschleppung einer Grippeepidemie, die in Jahresfrist nicht weniger als ein Drittel der eingeborenen Bevölkerung dahingerafft hat.

Samoanische Fahrten. *)

Am 24. Oktober 1911 früh verließen wir bei sonnigem, klarem Wetter Apia. Unser erstes Reiseziel war der Saluafata-Hafen, etwa 10 Seemeilen östlich der Hauptstadt. Der „Cormoran“ steuerte angesichts des wild brandenden Riffs vorbei an der lieblichen Bailele-Bucht, letztere gekennzeichnet durch den spitzen Ke gel des bis dicht an den Strand vorspringenden Bailele-Berges. In fast ununterbrochener Kette reichten sich am Strande die Kokospalmen-Pflanzungen. Saluafata bildet durch das dem Land vorgelagerte Riff in der sturmgefährlichen Zeit, November bis März, den einzigen sicheren, wenn auch nur kleinen Hafen der Insel. Die enge Riffeinfahrt ist vor dem dunklen Hintergrunde der dichtbewaldeten Berge nicht leicht zu erkennen; vorsichtig wurde sie passiert, und bald fiel der Anker in der Mitte des spiegelglatten, idyllischen Wasserbeckens.

*) Nach Kapitän zur See a. D. Paul Ebert, „Südsee-Erinnerungen“. Leipzig 1924, Verlag von R. F. Koehler.

Unmittelbar darauf war unser Schiff von einer Anzahl prächtig mit Blumengirlanden geschmückter Boote umgeben, deren braune Insassen uns freundlich und ehrfurchtsvoll zugleich Willkommensgrüße zuwinkten. Diese Boote sind jetzt nach europäischer Art gebaut, etwa nach Art unserer Kriegsschiffgigs, aber häufig übermäßig lang, so daß es schon vorgekommen sein soll, daß die Fahrzeuge im Seegang mitten durchbrachen. Das größte und am schönsten geschmückte Boot legte alsbald am Fallrepp an, und der Gouverneur und ich begaben uns hinein, mit würdevoller Anmut empfangen von einer reizenden, mit Blumen im Haar und einer duftenden Halskette aus Blüten und Früchten geschmückten Samoanerin. Zunächst wurden wir selbst mit Blumenketten geziert. Mit raschem Ruderschlage strebte nun unser Boot dem Strande zu. Die Landung erfolgte bei dem an der Ostseite des Hafens liegenden Orte Saluafata, wo wir von den Häuptlingen erwartet und mit Händedruck begrüßt wurden. Feierlich wurden wir zum Fala tele, dem Versammlungshaus, geleitet, wo man sich sofort niederließ, den Rücken gegen einen der Hauspfosten gelehnt, und mit untergeschlagenen Beinen, worauf sorgfältig zu achten ist, da das Sitzen mit ausgestreckten Beinen, wobei die schmutzigen Fußsohlen zu sehen wären, als ein grober Verstoß gegen gute samoanische Sitte angesehen werden würde. Es folgte nun eine lange Reihe von Reden, mit den Begrüßungsworten eines der Gastgeber anfangend, jede bedächtig mit langsamen, fast stoßend hingeworfenen Worten beginnend, und erst allmählich sich steigend, aber stets ruhige, gemessene Würde atmend, unter Vermeidung des bei europäischen Rednern vielfach beliebten, leidenschaftlichen Gebarens. Der Dolmetscher über-

setzte die Ansprachen, unsere wenigen Bemerkungen zwanzigfach umschreibend und so in samoanische Form bringend. Übrigens war der Gouverneur Schulz ein ganz ausgezeichnete Kenner samoanischer Sitte und Sprache, der lediglich dem Herkommen entsprechend den Dolmetscher sprechen ließ. Die zur Verhandlung stehenden innerpolitischen Angelegenheiten wurden geschickt mit eingeflochten und zu allseitiger Zufriedenheit erledigt, indem der Gouverneur einige väterliche Ermahnungen erteilte, während ich die Grüße des mächtigen Deutschen Reiches zu übermitteln hatte.

Im Anschluß an diese Redeschlacht erfolgte die Bereitung der Kawa, wiederum unter Beobachtung feierlicher Formen. Mehrere Kawa-Wurzeln wurden herbeigeht und einzeln nacheinander emporgehalten, wobei laut ausgerufen wird, wem der Anwesenden diese Kawa geweiht sei. Sodann wurde die Kawa-Bowle herbeigeschafft, eine auf Füßen stehende, flache Holzschüssel, die aus einem Stück gefertigt war. Die Bereitung des Kawa-Trankes erfolgte durch die Taupou, die Dorfjungfrau, die hinter der Schüssel Platz nahm, während andere junge Mädchen und junge Häuptlinge zu ihrer Unterstützung bereit waren. Früher wurde die Kawa bekanntlich zerkaut, jetzt wird die Wurzel, mindestens bei Anwesenheit europäischer Gäste, zerklopft. Die zerklopften Wurzelfasern wurden in die Kawa-Schüssel gelegt, mit Wasser übergossen und das Ganze tüchtig gemischt, so daß die Fasern gut auslaugen konnten. Darauf wurden die Wurzelreste mittels eines aus Bastfasern hergestellten Filters von der Taupou herausgefischt, letztere preßte die Filter mit den Händen aus. Das wiederholte sich einige Male, bis die Kawa fertig war. Dieser wichtige Augenblick

wurde durch frohes Händeklatschen begrüßt, während ein Ausrufer verkündete, daß die Kawa bereit sei. Als gemeinsamer Trinkbecher diente eine halbe, fein polierte Kokosnußschale. Laut verkündete nun der Ausrufer die Namen derer, denen der Trank nach der Rangordnung zu reichen war. Sein Amt, das ihn verpflichtet, die richtige Reihenfolge genau einzuhalten, soll in einer größeren samoanischen Versammlung nicht leicht sein, weil es recht schwierig ist, die höchst verzwickten samoanischen Rangverhältnisse richtig einzuschätzen. Bei uns begann natürlich der Gouverneur, dem ich folgte. Die Füllung des Bechers erfolgte durch die Taupou, mittels des Bastfilters. Ein junger Häuptling näherte sich dem Gast, um ihm den gefüllten Becher in gebückter Stellung, mit einer eigentümlich graziösen Handbewegung von unten her zuzureichen. Man gießt von dem Trank einige Tropfen auf den Boden als Trankopfer, wobei der fromme Samoaner einige Worte, eine Art Gebet, murmelt. Dann ruft man laut „manuia“, was ungefähr unserem Profit entspricht, und nahm nun einen kräftigen Zug, worauf der Becher zurückgereicht wurde, um für den nächsten Teilnehmer gefüllt zu werden. Der trübe Trank sieht zwar nicht besonders verlockend aus, ich habe ihn aber immer als sehr erfrischend empfunden.

Ich habe erwähnt, daß die Bereitung der Kawa durch die Taupou, die Dorfjungfrau, erfolgte. Jedes Dorf hatte eine Taupou. Es ist dies immer eine Tochter aus vornehmer Familie, die, als Vertreterin des Dorfes ausgewählt, für ihren Beruf besonders vorbereitet und erzogen wird und die stets einen tadellosen Ruf genießen muß. Taupous pflegen sich demgemäß durch besondere Anmut und ein bei aller Liebenswürdigkeit

würdig vornehmes, zurückhaltendes Wesen auszuzeichnen. Die Taupou soll Meisterin in allen üblichen Ceremonien bei feierlichen Gelegenheiten sein. Ihr Amt erfordert in solchen Fällen häufig große Umsicht und Gewandtheit. Alle groben Hausarbeiten bleiben den Taupous erspart, dagegen wird von ihnen eine ausgeprägte Fertigkeit in der Herstellung feiner Matten erwartet. Bei den üblichen Festtänzen haben sie als Vortänzerinnen aufzutreten.

Die nächste Nummer des Festprogramms bildete das Festmahl. Die samoanischen Gerichte werden kalt gegessen, nachdem sie vorher nach einem besonderen Verfahren gedämpft sind. So erfolgt die Zubereitung eines Schweines etwa auf folgende Weise: Nachdem es zum Kochen bereit ist, wird es auf eine Lage von Steinen gelegt, die vorher mittels Holzfeuers glühend gemacht wurden, der Bauch wird gleichfalls mit glühenden Steinen angefüllt, dann werden glühende Steine obenauf gelegt, und schließlich wird das Ganze mit Bananenblättern und Erde bedeckt, so daß das Schwein nun im eigenen Fett gedämpft wird. Ferner gehören zu einem samoanischen Festmahl an Fleischgerichten noch Hühner, Tauben, Fische oder Krabben, die auf ähnliche Weise gedämpft werden, nachdem sie vorher in Blätter eingewickelt wurden. Brotfrüchte, Bananen, Taros und andere in Bananenblätter gehüllte Leckerbissen ergänzten die Tafelfreuden. Die ganze Herrlichkeit war sauber auf Matten ausgebreitet. Rings um diese Tafel waren Sitzmatten gelegt, auf denen sich die Tischgesellschaft niederließ. Neben die höchsten Tischgäste setzte sich die Taupou, die dem Gast artig und zierlich die besten Leckerbissen reichte oder ihm mit dem Fächer Kühlung zufächelte. Messer und Gabel waren bei einem



Aus Benzingers Lichtbildern für den Unterricht.

Samoanerin mit feiner Matte

samoanischen Essen nicht üblich, vielmehr mußten die Finger allein alles bewältigen, wobei der Europäer angesichts eines in Lebensgröße vor ihm aufgebauten Schweins meist einigermaßen in Verlegenheit geriet, bis ihm die gewandte, stets hilfsbereite Taupou beisprang. Zum Schluß des Mahls wurden uns Europäern Waschschüsseln zum Reinigen der Finger gereicht.

Nachdem noch den anwesenden Gästen in feierlichem Zuge die üblichen Gastgeschenke, aus Schweinen, Geflügel und Früchten bestehend, dargebracht waren, folgten als Schlußnummer des Festprogramms die „Siva-Siva“ genannten Tänze. Die Tänzerinnen und Tänzer erscheinen hierzu festlich mit Gewändern aus Baststoff und Blättern bekleidet, mit Ketten aus Blüten und Früchten geschmückt, die Haut glänzend mit Kokosöl gesalbt, das Haupt mit der Tuinga bedeckt, einem hohen Hut aus einem mächtigen Haarschopf, einem vorn angebrachten Spiegel mit Dreistab, einem Muschelstirnbande und anderem Zierat kunstvoll zusammengesetzt. Die Tänze waren zunächst meist sogenannte Siktänze, bei denen die Teilnehmer in Reih und Glied saßen und nach dem Takt eines eintönigen Gesanges der hinter der Tanzgruppe stehenden Dorfschaft rhythmische, äußerst anmutige Körperbewegungen ausführten. Dann erhoben sich nach und nach die Haupttänzer, meist zuerst die Taupou, um figurenreiche Einzeltänze zur Vorführung zu bringen. Damit fand das Fest seinen Abschluß.

Einige Tage später besuchte der „Cormoran“ den Hafen von Safata und ging dann nach der Nordküste der zweiten großen Samoa-Insel, nach Sawaii. Kurz vor der Matautu-Bucht wurde das breite Lavafeld sichtbar, das von dem im Jahre 1905 neu gebildeten

Krater Matavanu, der etwa 12 Kilometer von der Küste entfernt liegt, sich ins Meer ergoß. Vorsichtig näherte sich das Schiff der engen Mündung der Bucht, um dann in ihr Anker zu werfen. Am nächsten Tage war ein Besuch des Kraters Matavanu in Aussicht genommen, an dem sich auch alle entbehrlichen Leute der Besatzung beteiligen sollten. Es handelte sich also um ein ziemlich umfangreiches Landungsunternehmen. Der Landungsplatz lag an der Ostseite der Bucht und war durch das davorliegende Küstenriff gut geschützt. Dagegen war eine nicht unbedenkliche Stelle mit höchst unangenehmer Grundsee dort zu passieren, wo aus dem tiefen Wasser der Bucht der Übertritt in das seichte Becken erfolgte. Ohne irgend etwas zu bemerken, gelangte ich selbst mit dem Brandungsboot über diese gefährliche Stelle, doch als ich die etwa 100 Meter weiter zurück folgende Tolle beobachtete, türmte sich plötzlich hinter dieser eine steile grüne Wand auf, und um Haaresbreite wäre das Boot, „End' über End'“, wie der Seemann sagt, gekentert, die Besatzung unter sich begrabend. Es ging aber schließlich noch alles gut, und jeder kam heil und trockenen Fußes an Land, wo wir bereits von dem Bezirksamtman mit eingeborenen Führern erwartet wurden.

Fröhlich setzte sich nun die Expedition in Bewegung. Nach etwa 2½ Kilometer Weges gelangten wir auf das breite Lavafeld. Wenn sich der Leser vergegenwärtigt, daß hier eine dickflüssige, glühende, sich bergab wälzende Gesteinsmasse zur Erstarrung gekommen war, so wird er eine Vorstellung gewinnen, welche abenteuerlichen Verwerfungen diese versteinerte Stromschnelle zeigte, gleichzeitig aber, wie jämmerlich unser bedauernswertes Schuhwerk von diesem glasharten und

messerscharfen Gestein zugerichtet wurde. Etwa 18 Kilometer lang hatte dieser alles vernichtende und unter sich begrabende Lavaström sich bis zu seiner Mündung ins Meer erstreckt. Es soll ein überwältigendes Schauspiel gewesen sein dort am Strande, als unter gewaltigem Brausen und Zischen ungeheure Dampf Wolken zum Himmel strebten. An einzelnen Stellen hatte offenbar die erstarrende Masse gewaltige Blasen gebildet, deren dünne Decke dann später einbrach, so daß nunmehr weite Grotten mit vielgezackten Wänden sich aufstauten, auf deren Grunde sich allmählich ein kristallklares Wasserbecken bildete. Aus diesem Grunde mußte unser Marsch mit großer Vorsicht und unter kundiger Führung vor sich gehen, zumal immer noch mit neuen Einbrüchen gerechnet werden mußte. Gegen Mittag waren wir am Krater angelangt. Vorsichtig blickten wir vom Kraterrande in die jäh abfallende Tiefe. Wenn dort auch der vordem wild aufkochende Lavasee versiegt war, so machten doch beständig aufsteigende, heiße Schwefeldämpfe eine nähere Untersuchung des Abgrundes unmöglich. Einen traurigen Eindruck machte der Wald, dessen infolge der giftigen Dämpfe abgestorbenen Baumriesen die blattlosen Äste wie in stummer Klage zum Himmel streckten. Nachdem das mitgebrachte Frühstück verzehrt war, wurde der beschwerliche Rückmarsch angetreten. Glücklicherweise war auch die Dünung nicht weiter gewachsen, so daß die Einschiffung, der ich mit einiger Sorge entgegengesehen hatte, ohne Zwischenfälle bewerkstelligt wurde.

Nachdem der „Cormoran“ nach Apia zurückgekehrt war, unternahm ich am 3. November eine morgens um 7 Uhr beginnende, recht beschwerliche, aber lohnende Fußtour nach dem Lanotoo-Kratersee. Zunächst folgte

ich $3\frac{1}{2}$ Kilometer der großen Falealili-Straße, dann stieg langsam ein weicher bequemer Fahrweg aufwärts durch dichten, wohltuenden Schatten spendenden Wald, der alle Wunder dieses üppigen Tropenparadieses offenbarte. Gegen 10 Uhr rastete ich für etwa 2 Stunden in dem vorzüglichen Erholungsheim Kaiserhöhe. Um die Mittagsstunde setzte ich meinen Marsch bergaufwärts fort. Zur Linken blieb Afiamalu, eine andere, ebenfalls von einem Deutschen geleitete Erholungsstation, liegen. Dann noch eine Strecke weiter, und es zweigte sich zur Rechten ein Fußweg zum Lanotoo ab. Dieser vielfach gewundene, recht beschwerliche und nasse, aber ebene Pfad führte mich durch üppigsten Tropenwald geradewegs auf mein Ziel, den Lanotoo-Krater, zu. Meine Ermüdung war gänzlich behoben, und voller Andacht genoß ich die majestätische Ruhe dieser in der Mittagsstimmung tropischer Waldeinsamkeit ruhenden Wildnis, während die leichte, kühle Höhenluft die erschlafften Sinne wunderbar belebte und erfrischte. Nach einer halben Stunde ging es wieder bergauf, und schließlich brachte mich ein nasser, durch das Dickicht führender Knüppelsteig zum Ziel.

Noch wenige Schritte am steilen Kraterrande empor, dann lugte durch das feuchte Grün eine blinkende Wasserfläche, der See! 600 Meter über dem Meere, auf steiler Bergkuppe, ein tiefes und fast einen Kilometer weites Becken, in dessen unbewegter Fläche die Bäume des Urwalds sich spiegelten, ein Bild paradiesischer Schönheit auf einsamer Bergeshöhe. Dann zum Norden gewendet, dem Auge kaum erreichbar, wie Kinderspielzeug, der Hafen von Apia mit seinen Schiffen, und weit hinten am Horizont, im bläulichen Dufte, die unendliche Wasserwüste des Stillen Ozeans! Mit vollen

Zügel sogeu die Lungen die balsamisch erfrischende, mit allen Düften üppigsten Blütenflors geschwängerte Luft ein, und ein wunschlos frohes Glücksgefühl, ein Ahenen paradiesischer Wonnen, umsing unbeschreiblich wohlthuend Herz und Sinne.

Wenige Schritte weiter, und ich entdeckte, daß ich nicht allein war. Einige bescheidene Holzhäuschen zeigten sich, malerisch zwischen dem wuchernden Grün versteckt. An einem der einfachen Holztische bot sich mir ein echt ländliches Bild. Es war Frau Rektor Maede aus Apia, mit ihren Kindern, die hier einige Tage köstlichster Ruhe zu verleben gedachte. Der liebenswürdigen Einladung zu einem erfrischenden Trunkte leistete ich mit dankbarer Freude Folge. Ganz einfach war eine solche idyllische Sommerfrische aber, wie ich hörte, nicht einzurichten; denn die von der Regierung zur Verfügung gestellten Rasthäuschen boten nicht viel mehr Bequemlichkeit, als eben das Dach über dem Haupte, und alles, was sonst zum Leben nötig war, mußte auf Lasttieren den steilen Berg hinaufgeschafft werden.

Nach kurzer Erholung verabschiedete ich mich von meiner gütigen Gastgeberin, da mir nur wenig Zeit blieb, um noch vor Einbruch der Dunkelheit nach Apia zu gelangen. Unterwegs stattete ich noch dem Wasserfall Papasea einen Besuch ab, dem beliebten Badeplatz, der so wundervolle Gelegenheit bietet, sich im rauschenden Strudel einen glatten Fels hinabgleiten zu lassen. Bei Lepea erreichte ich die große Landstraße, und nun ging es auf ebenem Wege zurück zum Hafen, wo ich um 7 Uhr abends das Boot erreichte, das mich an Bord zurückführte.

Das Grab in Manono. *)

Bei der Insel Manono liegt ein unbewohntes, felsiges Eiland, auf dem vormals Manono-Häuptlinge beigesezt wurden. Ich hörte bei einem Aufenthalt in Manono davon, namentlich von einem alten Grabe auf dem Gipfel, von dessen Bewohnern eine hochbetagte Häuptlingsfrau noch etwas wußte. Sie nannte mir einen Namen, den ich vergessen habe, sie erzählte mir von seinen Taten, die welthistorisch belanglos geblieben sind, und erwähnte, daß seine Rippen infolge eines Geburtsfehlers, wie eine Art Knochenpanzer zusammengewachsen gewesen seien, — was höchstens für eine Sammlung anatomischer Mißbildungen von Interesse sein konnte. Da ich Zeit hatte, beschloß ich nachzusehen, fuhr in einem Kanu hinüber und erkletterte, mir durch das Gestrüpp einen Weg bahnend, den Hügel. Man hatte von hier fast in der Mitte der Meeresstraße einen einzig schönen Blick auf die Inselkette, im Westen den mächtigen Gebirgsdom des Maungaloa von Sawaii, dann die Felsenfestung Apolima und, wieder ansteigend, die gerundeten Kuppen von Manono, Mana und Tuamasanga bis zu den zerklüfteten Schroffen und Kegeln von Utua und Aleipata. Wahrlich in der einsamen Schönheit dieser Höhe war gut ruhen für einen Vornehmen, einen Stammesgewaltigen, einen Helden. Aber das Geschick hatte es wieder einmal anders gewollt! Der Europäer war hier gewesen und hatte gründlich gehaust. Das Grab war geöffnet und unter der Einwirkung der Atmosphärenteilchen verwittert und verfallen. In einer schwachen Höhlung lagen unter einer

*) Nach Dr. Erich Schulz-Ewerth, Erinnerungen an Samoa. Berlin 1926, Aug. Scherl.

Korallenplatte noch einige kümmerliche Knochen. Alles andere war verschwunden, von der zweibeinigen Hyäne geraubt und verschleppt!

Nach Manono zurückgekehrt, traf ich die alte Dame wieder im Hause und berichtete ihr. Sie fragte: „Hast du auch einen Knochen mitgenommen?“ Ich verneinte wahrheitsgemäß. Erfreut bedankte sie sich und setzte hinzu: „Daß doch am jüngsten Tage, wenn wir auf-
erstehen, jener Häuptling nicht so viel Mühe haben möchte, seine Gebeine wieder zusammenzubekommen von den vielen Orten, wo die Herren Papalangi sie hingebracht haben!“

In einem Falle will ich bei dieser Gelegenheit bekennen, habe ich mich durch den Wunsch, einem Gelehrten gefällig zu sein, verleiten lassen, die samoanische Sitte schmäzlich zu verletzen. Mehrfach schon war uns von anthropologischer Seite zu Hause zu verstehen gegeben worden, daß in den Sammlungen ein höchst fühlbarer Mangel an samoanischen Schädeln herrsche. Als wieder einmal eine Mahnung eintraf, fand ich, daß ich meine Dienste der Wissenschaft nicht länger vorenthalten dürfe. Im Geiste sah ich bereits meinen Namen auf einem schön geränderten Pappschildchen in einer Vitrine des Museums für Völkerkunde. Nicht lange darauf entdeckte ich an der Südküste Upolus bei dem Dorfe Matatufu einige offenbar sehr alte Schädelteile. Der Fund war beachtlich; sein Alter schloß den Verdacht einer Rassenmischung, der bei moderneren Exemplaren exakte Forschungsergebnisse verhindert hätte, so gut wie völlig aus, dachte ich, und vergegenwärtigte mir ferner, daß neueres Studienmaterial zu beschaffen einfach unmöglich gewesen wäre. Die besagten Schädelstücke lagen an der Stätte einer alten, längst verlassenen Eingebore-

nen-Siedlung in einer Höhlung unter dem knorrigen Wurzelwerk eines Baumes. Der Ortsvorsteher von Matatufu, Fa'atili, zeigte sie mir, als wir auf dem Marsche über die Berge nach der Nordküste die Örtlichkeit passierten, und erzählte dabei, daß die Väter der lebenden Generation die Knochen noch pfleglich behandelt hätten, heute aber kaum noch jemand Interesse daran nehme. Dennoch entstand der Entschluß, die Reliquie zu entführen, nicht ohne innere Hemmungen. Das ganze Milieu hatte etwas Verbietendes — eine Wüstung im schweigenden, dämmerigen Urwalde, der Mensch ist von dannen, siegreich und emsig wuchert an seiner Stätte der sekundäre Busch, der Fuß versinkt im Schleim und Moder, und in den tiefen Schatten ringsumher wohnen die Geister der Verbliebenen! — Ich ließ Fa'atili durch einen meiner vertrauten Schreiber unter vier Augen ausholen. Er war keine unbedingte Säule des Gouvernements, pendelte stets zwischen seinen Pflichten als Beamter und den Rücksichten gegen die anderen Dorfgrößen, war schmiegsam, vorsichtig und bauernschlau, aber nicht der Mann, mein Ansinnen höflich abzulehnen. Seine Antwort lautete mithin ausweichend, jedoch nicht so, daß die Auslegung: Nimm unbemerkt, ausgeschloffen gewesen wäre. Ich sandte daher von Apia aus zwei meiner verlässlichsten Jungen, zum Schein für die Taubenjagd ausgerüstet, mit dem Auftrage, den Schädel unauffällig zu holen, ohne sich in Matatufu überhaupt sehen zu lassen. Ermutigt durch meine suggestive Aufmunterung — ihr werdet euch doch nicht vor aitu fürchten? — führten sie den Befehl gewissenhaft aus und brachten die wertvolle Last in einem Rucksack an. Sie ging dann als Postpaket sofort nach Berlin an das Museum. Es socht uns drei Übeltäter nichts an,

als wir bald darauf von der Grippe gepackt wurden. Sehr peinlich berührt wurde ich indessen durch den nachstehenden, wortgetreu übersehten samoanischen Brief.

An Seine Excellenz den Herrn Gouverneur.

Meinen Gruß zuvor!

Excellenz, ich schreibe Dir diesen Brief mit Hochachtung und Ehrfurcht aus Anlaß des Unglücks, das unsere Sippe heimsucht, seitdem die Jünglinge, die damals hierherkamen, den Schädel mitgenommen haben. Viele von uns sind schon gestorben, seitdem der Schädel fort ist. Jetzt liege auch ich, Fa'atili, an schwerer Krankheit danieder.

Darum bitten wir Deine Excellenz ehrerbietigst und inständigst: Habe Liebe für uns in unserer Trübsal und laß den Schädel unseres Vorfahren wieder dahin legen, wo er gewesen ist. Du siehst nun, solche Befürchtungen waren der Grund, weshalb ich damals nicht recht damit einverstanden sein konnte.

Bitte, bitte, laß den Schädel wieder zurückschaffen!
Möge es Deiner Excellenz gut ergehen!

Ich bin

Dein aufrichtiger Diener

Fa'atili.

Die Tat war also ruchbar geworden, wie, blieb sich zunächst gleich. Der flehende Ton des Briefes ließ auf einen verzweifeltsten Gemütszustand schließen, sowie auf eine bedenkliche Lähmung der moralischen Widerstandskraft. Außerhalb der rein menschlichen Seite des Vorfalles drohten allgemeine Folgen. Mein Ruf als Hüter der samoanischen Tradition, mein persönliches Ansehen, das den politischen Einfluß trug, stand in Gefahr. Das


Volk ist geschwägig, die Zunge verrichtet die Arbeit der Druckerpresse, und als ich bedachte, daß die mit den Eingeborenen in enger Fühlung stehenden englischen Missionare aus meiner Sünde Kapital schlagen könnten, wurde mir recht schwül zumute. Wem diese Besorgnisse übertrieben erscheinen, der lese im Friedensvertrag von Versailles den Artikel 246 Abs. 2, laut dessen Deutschland sich hat verpflichten müssen, den Schädel des ostafrikanischen Rebellen Mkwawa, der seinerzeit nach Berlin gebracht worden war, der englischen Regierung auszuhändigen, die sich damit natürlich bei seinen Stammesgenossen und Anhängern eine gute Zensur im Sinne der Annexion Deutsch-Ostafrikas holen wollte. Wollte Gott, daß wir nichts Schlimmeres aus dem Friedensvertrage zu erfüllen hätten als das! — Aber man beliebe daraus zu entnehmen, mit welchen Mitteln und Mittelchen England das Wohlwollen eingeborener Völker auf Kosten Deutschlands zu erringen bestrebt ist! Ob wir wohl, wenn wir gesiegt hätten, den Kopf des Mahdi, den Kitchener nach dem Siege von Omdurman aus dem Grabe holen ließ und dem Britischen Museum übersandte, von den Engländern zurückgefordert hätten?

Mir blieb zunächst nichts übrig, als den armen Fa'atili aufzurichten. Es gelang mir einigermaßen durch einige Gunstbezeugungen, wie sie auf Samoaner wirken, durch beruhigende Versicherungen hinsichtlich der Behandlung des Schädels in Berlin und durch Entsendung des Regierungsarztes nach Matatufu. Im übrigen schien die Sache eine gute Wendung nehmen zu wollen. Während der Brief, in dem ich den Schädel von Berlin zurückforderte, noch unterwegs war, erhielt ich von Herrn von Luschan, dem damaligen, seither ver-

storbenen Leiter des Berliner Museums, die Mittheilung, er habe die Stücke kunstgerecht zusammengefügt und durch Messungen festgestellt, daß der Schädel leider unzweifelhaft ein europäischer sei! Es lebe die Schädelkunde! rief ich erleichtert, und alle Zweifel, ob es wirklich etwa ein alter „Beachcomber“ war, der in jenem weltabgeschiedenen Winkel ein vielleicht gewaltsames Ende gefunden hatte, verstummten vor der Gewißheit, daß mir nunmehr die Rückgabe des corpus delicti nicht abgeschlagen werden konnte. Ich schrieb noch einmal nach Berlin und erklärte mich bereit, alle Kosten zu tragen. Aber ich hatte die Stärke des wissenschaftlichen Sammeleifers unterschätzt. Herr v. Luschan schickte mir gleich ein paar gänzlich fremde Schädel — gleich zwei! —, die Gott weiß, woher stammten, und riet mir, Fa’atili zu beschwichtigen; das Stück aus Matatufu wolle er, weil er so viel Mühe damit gehabt und als Kuriosum behalten. Der Rat war nutzlos; eine Ersatzlieferung wäre entrüstet abgelehnt, ein Betrug entdeckt worden und hätte den ärgerlichen Handel noch verschlimmert! — Aus der Verlegenheit zog mich schließlich Fa’atili selber, indem er so vernünftig war, wieder gesund zu werden. Damit schloß die Sache ein, und ich schwor mir: Nie wieder!

Und in dieser Erfahrungslehre ließ ich mich nicht mehr irre machen, als ich nicht umhin konnte, wahrzunehmen, daß der Samoaner in seiner dem Wechsel der Umstände schnell folgenden Veranlagung auch Freidenker sein kann, wenn alles gesund und alles überhaupt in bester Ordnung ist. Bei dem Bau einer Straße stieß der Regierungslandmesser auf ein stattliches altes Grab und machte Miene, es wegräumen zu lassen. Da kam eine Deputation hoher Häuptlinge aus den Nach-

hardörfern zu mir und beschwerte sich in freundlichster Form. Angenehm berührt durch die Gelegenheit, meine frühere Sünde wieder gut zu machen, befahl ich Schonung des Grabes, was sich ohne Beeinträchtigung der Verkehrsinteressen ermöglichen ließ — und hörte nachher unter der Hand, daß meine Bereitwilligkeit enttäuscht hatte —, man hatte sich eine Geldentschädigung erhofft.



Siebter Abschnitt.

Tsingtau.

Kiautschou, oder wie es richtiger genannt wird, Tsingtau, nahm unter den deutschen Schutzgebieten in jeder Beziehung eine Sonderstellung ein.

Dies galt schon von der Erwerbung. China, das ungeheure Reich der Mitte, und das überraschend schnell aufblühende Japan begannen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine zunehmende Bedeutung für den Welthandel zu bekommen. Von altersher besaßen England in Hongkong, Portugal in Macao dort Handelsniederlassungen auf eigenem Grund und Boden. Neuerdings hatte Rußland seine Fangarme von Sibirien aus über die Mandschurei an das Gelbe Meer gestreckt. Die Kolonien Frankreichs, Spaniens und Hollands lagen nicht allzuweit im Süden — da lag es auch für Deutschland nahe, im fernen Osten festen Fuß zu fassen. Deutsche Niederlassungen befanden sich bereits in verschiedenen chinesischen Häfen, aber ein territorialer Stützpunkt mit Docks und Kohlenlagern für die Handels- und Kriegsschiffe wurde für erforderlich gehalten. Die Wahl fiel auf die Kiautschou-Bucht mit ihren vorzüglichen Ankerplätzen. Ehe noch die Verhandlungen mit China eingeleitet wurden, wurden am 1. November 1897 zwei deutsche Missionare der katholischen Steyler Mission in Schantung ermordet. Um die Sühneforderungen zu sichern, wurde die Kiautschou-Bucht besetzt; in den nun folgenden Verhandlungen verpachtete China dem Deutschen Reiche ein Gebiet von 500 Quadrat-

kilometer mit dem Hauptort Tsingtau auf 99 Jahre, außerdem ließ es ihm in einem Umkreise von 50 Kilometer freie Hand und gestattete den Bau einer Eisenbahn durch Schantung.

In den 16 Jahren, in denen die deutsche Flagge über Tsingtau geweht hat, hat deutsche Tatkraft dort Muster-gültiges geschaffen. Dem doppelten Zweck der Förde-rung des Handels und seines Schutzes entsprechend war auch der Ausbau des gewonnenen Stützpunktes ein dop-pelter. In den genügend tief für die größten Seeschiffe ausgebaggerten Hafen wurden zwei mächtige Molen vorgetrieben. Eine moderne Werft, ein gewaltiges Schwimmdock, riesige Kohlen- und Petroleumlager und ein großes Elektrizitätswerk wurden geschaffen, von dem Bahnhof aus führte eine 400 Kilometer lange Eisenbahn, die die alte Chinesenstadt Kiautschou berührt und an den neuerschlossenen Kohlenbergwerken vorüber bei Tsinanfu den Anschluß an das nordchinesische Eisen-bahnnetz vermittelte. Drei starke Festungswerke, der Bismarckberg, die Hsiauniwa-Batterie und das Fort Huitschünhuß, schützten Tsingtau gegen einen Angriff zur See, auf der Landseite bestanden nur schwächere Be-festigungen.

In 1½ Jahrzehnten war aus dem schmutzigen Chi-nesendorf eine saubere moderne Stadt von 60 000 Ein-wohnern geworden, unter denen sich 2000 Europäer, meistens Deutsche, befanden. An die mächtigen Dienstgebäude, die der stolze Gouverneurspalast über-ragte, an die langgestreckten Hotels und turmgeschmück-ten Kirchen schlossen sich eine schmutze Villenstadt und ein besonders im Sommer belebter Badestrand an. Schiffe aller Nationen besuchten Hafen und Dock, bald zog sich der Handel der Provinz Schantung hierher, der Wert

der ein- und ausgeführten Waren erreichte 1913 etwa 200 Millionen Mark.

Aber über die wirtschaftliche Entwicklung hinausgehend, begann Tsingtau auch zu einem Kulturmittelpunkt zu werden. Chinesische Hospitäler und Schulen erstanden, zum Teil unter der Leitung der dort wirkenden Missionen, doch die Krone dieses Gebäudes bildete die 1909 eröffnete deutsch-chinesische Hochschule.

So schien die deutsche Gründung im fernen Osten einer glücklichen Zukunft entgegenzugehen.

Als der Weltkrieg ausbrach, machte man sich in Tsingtau auf einen Angriff durch die englische Flotte gefaßt und sah demselben mit Vertrauen auf die Stärke der Seebefestigungen getrost entgegen. Da erstand ein weit gefährlicherer Feind. Japan, das bereits den Russen Port Arthur weggenommen hatte, vor dem England aus Wei-hai-wei freiwillig zurückgewichen war, wollte sich die günstige Gelegenheit nicht entgehen lassen, den unbequemen deutschen Konkurrenten loszuwerden, und verlangte am 16. August 1914 innerhalb von acht Tagen die Erklärung, daß Deutschland Tsingtau bis zum 15. September räumen und bedingungslos an Japan übergeben werde. Die Annahme dieser brutalen Forderung hätte dem Ringen Deutschlands im Weltkrieg keine spürbare Erleichterung gebracht, die deutsche Ehre und die unbedingt nötige Siegeszuversicht aber empfindlich geschädigt. Die Festung rüstete sich zum äußersten Widerstand gegen den zu erwartenden übermächtigen Angriff. Derselbe wurde, wie nicht anders zu erwarten war, gegen die schwächste Front der Festung, die Landseite, angefaßt. Am 2. September begann die Landung der Japaner an der Nordküste der Halbinsel Schantung. Allmählich sammelten sich dort

über 50 000 Mann an. Nach einigen Kämpfen im Vorgebilde fing am 31. Oktober die Beschießung zu Lande (mit 160 Geschützen schwersten Kalibers) und von der See aus an. Nach achttägigem Bombardement erfolgte in der Nacht zum 6. November der Sturm, und am 7. mußte die tapfer verteidigte Festung kapitulieren.

Eine Eisenbahnfahrt von Tsingtau nach Kiautschou. *)

Ich hatte mir, aus geschäftlichem Anlaß mehrere Tage in Tsingtau weilend, die deutsche Kolonie ziemlich gründlich angesehen, hatte mit ungeteilter Bewunderung gesehen, was dort im Laufe von jetzt fast sechs Jahren geschaffen worden war. Ich hatte Gelegenheit gehabt, das erstemal Tsingtau etwa ein Jahr nach der Besitzergreifung zu sehen. Damals war es noch ein schmutziges Fischerneß, in dem ein Fremder kein Unterkommen finden konnte; die wenigen alten chinesischen Häuser, die gegen Wind und Wetter den notdürftigsten Schutz boten, waren eng von den Offizieren und Beamten, sowie wenigen Geschäftsleuten belegt, die Pflicht und Beruf an jene, damals recht ungestaltlich scheinenden Gestade gefesselt hatten. Ich hatte dann Tsingtau ein Jahr später wieder gesehen. Damals stiegen schon hier und dort die Grundmauern neuer Häuser empor. An der Clarabucht stand damals in stiller Einsamkeit das Tropenhaus, das dem Gouverneur, seinem Adjutanten und des letzteren Familie gleichzeitig Wohnung bot,

*) Nach C. F i n k, Auf der Eisenbahn durch Schantung bis zum Tse-ho. Schanghai 1903, Sonderabdruck aus dem „Ostasiat. Lloyd“.

während am Kaiser-Wilhelm-Ufer sich das Prinz Heinrich-Hotel als der erste größere Backsteinbau erhob, der mit seiner nach damaligen Begriffen geradezu verschwenderischen Ausstattung eigentlich den Eindruck machte, als gehöre er gar nicht in die Umgebung, in der er sich befand. Der Zufall hatte es gefügt, daß ich Tsingtau bis jetzt — es sind im ganzen vier Jahre seitdem verfloßen — nicht wieder gesehen hatte. Die Grundlinien der Stadtanlage erkannte ich bei meinem jetzigen Besuch unschwer wieder. Aber die Fortschritte, die gemacht waren, die wahrhaft großen Leistungen, die dort geschaffen waren, setzten mich, obwohl ich viel erwartet hatte, doch in Erstaunen. Gut kanalisierte breite Straßen, wo sich vor vier Jahren unüberschreitbare Ravinen hinzogen; prächtige Geschäftshäuser und geschmackvolle Villen, wo damals sich ein paar elende Lehmhäuser erhoben. Elektrische Lampen auf allen Straßen, herrliche Anlagen, jung aufgeforstete Schonungen an den einst nackten Felsen und Bergen, ein Badestrand mit lebhaftem, großstädtischem Treiben . . . wohin man schaut, ein Bild üppigen Lebens und prächtigen Gedeihens.



Mit diesem Eindruck wollte ich schon von Tsingtau wieder Abschied nehmen, als mich der Erbauer des Schienenweges, der den Hafen Tsingtau mit seinem Hinterland verbinden und dieses erschließen soll, Herr Baurat Hildebrand, in liebenswürdigster Weise aufforderte, mit ihm einen Ausflug über die Eisenbahn ins Innere zu machen. „Sie erhalten ein völlig schiefes Bild von dem, was wir hier schaffen,“ hatte er gesagt, „wenn Sie, ohne einen Ausflug ins Innere gemacht

zu haben, wieder fortgehen.“ Ich ließ mich bereden, meinen Reiseplan zu ändern, und ich muß sagen, ich bereue es nicht.

Von Herrn Hildebrand selbst begleitet, bestieg ich am nächsten Vormittag den Zug, der uns ins Innere des Landes, nach den Kohlenrevieren und darüber hinaus bis zum gewaltigen Tse-ho, führen sollte, der in der trockenen Zeit in seinem Bett nur ein paar trägen Rinnsalen Raum bietet, in der Regenzeit aber gewaltige Wassermengen in sich überstürzender Kraft nordwärts ins Meer, den Busen von Pechili, entsendet. Ein sehr eleganter, in Deutschland gebauter Salonwagen nahm uns auf, von dessen hinterem Abteil sich uns, da der Wagen als letzter an den Zug gehängt war, ein herrlicher Rundblick weit über das Land bot.

Schnell war die spiegelglatte, von zahlreichen Djuken besetzte Fläche der Bucht von Kiautschou umfahren. Bei Syfang ging es an dem Barackenlager des detachierten Bataillons des ersten ostasiatischen Infanterieregiments vorbei, das nach den noch unvergessenen Shanghaier Tagen hier ein neues, in mancher Hinsicht wohl weniger angenehmes Quartier erhalten hat. Bei Tsangkou ragt rechts von der Bahn der hohe Schornstein der noch im Bau begriffenen Seidenspinnerei in die Luft, während links ein belebter, kleiner chinesischer Hafen sichtbar wird. Bei Chou-tsun war die Grenze des deutschen Pachtgebietes erreicht, und nun ging es in einem weiten Bogen nach Norden durch die neutrale Zone weiter nach Kiautschou. Von rechts winken noch eine Zeitlang die hohen Zacken und Rämme des Lauschan. Aber die Gegend wird langsam immer flacher. Wir sind in die große Ebene eingetreten, an deren äußerstem Osten noch der Taku-ho seine aus den hohen

Gebirgsformationen der östlichen weit ins Gelbe Meer vorspringenden Halbinsel der Provinz Schantung kommenden Wasser in die Bucht von Kiautschou entsendet. Noch einmal erhebt sich das Land über einige Meter; gleich hinter Kiautschou überschreiten wir die Wasserscheide.

Auf den Feldern rings steht die zweite Ernte. Die erste dieses Jahres, der Weizen, ist bereits geschnitten. Jetzt sehen wir auf den sich weithin ausdehnenden Äckern Mais, Kauliang, Hirse, Pataten (süße Kartoffeln), zwei oder drei Arten ölhaltige Bohnen, Hanf und Chinagrass stehen. Gerade hatte die Regenzeit eingesetzt, und man konnte deutlich die üppigen, saftigen Schosse erkennen, die über Nacht getrieben waren. Bald wird auch die zweite Frucht reif sein, und der fleißige Ackerbauer kann dann an der Pflege der dritten arbeiten, die namentlich aus Rüben, Tabak, Indigo, allerhand Ölfrüchten, Kürbissen (wohl hundert verschiedene Arten), Baumnüssen, Besenstrauch usw. besteht. Überall sieht man auf den Feldern die kleinen Hütten der Feldwächter, die nachts verhindern sollen, daß sich Unberufene die Ernte aneignen. Es ist auffallend, wie genau diese kleinen leichten Hütten, die doch nur vorübergehend, immer für einen Sommer errichtet werden, die Wohlhabenheit oder Armut eines Distriktes wieder spiegeln. In der Gegend um Kiautschou, die wir jetzt durchfahren, machen sie einen schmuken, fast eleganten Eindruck. Später sehen wir elende, aus Matten notdürftig zusammengeflachte Buden, die völlig dem ärmlichen Charakter des Bodens einer wenig fruchtbaren Niederung entsprechen.

Bei Kiautschou liegt links von der Bahn das Lager einer der vorgeschobenen Kompagnien des dritten See-

bataillons, das hier die Wacht am Schienenstrang hält. Der letzte vorgeschobene Posten, wieder eine Kompagnie, wird etwa zwei deutsche Meilen weiter Landeinwärts, der Stadt Kaumi gegenüber, erreicht. Auch hier machen die Baracken einen schmucken Eindruck und sind ein Beispiel dafür, daß man sich auch mitten in der chinesischen Umgegend ein hübsches, bequemes und vor allem sauberes Heim schaffen kann.

Der Sturm. *)

Nachdem in der Nacht vom 5. zum 6. November unsere Batterien, mit Ausnahme der für den Sturm bereitgehaltenen, ihre Munition bis auf einen kleinen Rest verfeuert haben, wird es am 6. klar, daß der Fall der Festung unmittelbar bevorsteht.

Eine wunderschöne, mondhele Nacht dämmert herauf. Wie Gespenster aus der Hölle flammen unaufhörlich im Kampfgebiet und dann und wann auch in der Stadt die grellen Feuerfäulen berstender Granaten auf. Müde und abgesspannt, und doch in allen Nerven zitternd vor innerer Erregung, sitzt Oberstleutnant v. Kessinger mit seinem Stab über die Karte gebeugt, um jeden Fortschritt des Feindes, die sich überhastenden Meldungen unserer Infanterie-Werke zu verzeichnen, und, wo es geht, noch Anordnungen für Truppenverschiebungen im Zwischengelände zu geben, vor allem aber die Hilferufe nach artilleristischer Unterstützung zu berücksichtigen. Sieben Tage und sieben Nächte sitzt nun schon der Kommandeur der Landfront über seinem nervenzerrütten-

*) Nach Konteradmiral Bollert h u n, Der Kampf um Tsingtau. Leipzig 1920, S. Hirzel.

den, verantwortungsreichen und wenig erfreulichen Werk.

Viele oberirdische Fernsprechleitungen sind zerstört. Vergeblich hat sie in unverdrossener, mutiger Arbeit im feindlichen Feuer Oberleutnant d. L. Weigese mit seinem Telegraphentrupp immer wieder zu knüpfen versucht. Die Verbindung, namentlich zu den Truppen des Zwischengeländes, ist nur noch durch Motorradfahrer möglich. Ohne der Gefahr zu achten, jagen die tapferen Burschen seit zwei Nächten durch den Geschoßhagel hindurch. Und wenn die Befehle und Meldungen auch manchmal viele Stunden bis zu ihrem Bestimmungsort gebrauchen, da ist keiner, der unverrichteter Sache zurückkehrt. Mancher aber entwickelt eine geradezu erstaunliche Geschicklichkeit im Auffinden noch passierbarer Wege. Wo die Straße nicht mehr benutzbar ist, wird das Rad beiseite gestellt und gegangen.

Wahrlich, was in diesen kritischen Stunden die Verbindungsmänner leisten, steht hoch oben unter den kühnen Taten der Verteidigung. Aber natürlich können sie, wo Augenblicke entscheiden, kein Telephon ersetzen. Viele Befehle erreichen ihren Bestimmungsort zu spät, manche gar nicht, weil der Überbringer fällt.

Und im Zimmer des Stabschefs ist, ebenfalls über die Karte gebeugt, die G o u v e r n e m e n t s leitung versammelt. Ihre Tätigkeit ergänzt sich mit der des L a n d frontenkommandeurs. Sie leitet und setzt die Reserven aus den S e e f o r t s ein. Kein Antlitz kann auch hier die seelischen Eindrücke ganz verleugnen, die das Herannahen der letzten verhängnisvollen Stunde mit sich bringt.

Mit starken Patrouillen, die stets die so außerordentlich leichten, von zwei Mann tragbaren japanischen Ma-

schinengewehre mit sich führen, fühlt sich der Feind überall an die Infanterie-Werke heran. Seine Pioniere arbeiten im eigenen Feuer an der Aufräumung des Hindernisses. Unter entsetzlichem Artilleriefeuer liegen die Infanterie-Werke der Mitte. Zunächst will es scheinen, als ob der linke Flügel für den Hauptstoß anzuersuchen sei. Seit 9.30 Uhr mehren sich die japanischen Angriffe gegen Infanterie-Werk IV. Ganz ausgezeichnet wirken dabei die feindliche Artillerie und Infanterie zusammen. Läßt die Infanterie von ihrem Opfer ab, so trommelt die Artillerie mit solcher Wucht auf das Werk, daß die Besatzung schleunigst in ihre Kasematten zurück muß. Und kaum ist ihr letzter Schuß verklungen, so schieben sich in Massen die feindlichen Schützen ans Werk heran. So schleicht der gehezten Werkbesatzung bleiern Minute auf Minute dahin. Und auf vielen Gesichtern ist die bange Frage zu lesen: „Wie lange noch werden wir diesem fortgesetzten Fluten und Ebben überwältigender Massen Widerstand leisten können?“

Doch allmählich verschiebt sich der Druck immer mehr gegen Werk III, dessen Kommandant, Oberleutnant Ramin, in den Tagen und Nächten vorher so manche Probe größter Kaltblütigkeit abgelegt hat. Der Gegner mag erkannt haben, daß die Widerstandskraft dieses kleinen Werkes nicht hoch einzuschätzen ist. Genug, das Spiel, das Werk IV so zugelegt hat, wird in verstärkter Form bei Werk III wiederholt. Das Knattern der Maschinengewehre und Gewehre schwillt besorgniserregend an.

Und weiter wogt der Kampf. Noch einmal wird Werk III unter heftiges Artilleriefeuer genommen. — Dann kommt die verhängnisvolle Meldung um 1 Uhr nachts: „Die Japaner sind in den Kasernenhof gedrun-

gen. Besatzung ist in der Kaserne eingeschlossen. Der Feind versucht mit großem Geschrei die Tür einzurennen. Besatzung kann nicht heraus.“

Das ist die Entscheidung. Die japanischen Sturmtruppen haben sich, gedeckt von dem Trommelfeuer ihrer Artillerie, durch die Hindernisbresche hindurchgearbeitet. Der Augenblick, in dem die tapfere Besatzung sich vor dem Artilleriehagel in die Kaserne zurückziehen mußte, ist geschickt von ihnen zu entscheidendem Vorstoß ausgenutzt worden. Und die engen Zugänge zur Kaserne haben ihr Schicksal besiegelt.

Alles wird aufgeboten, um mit den Truppen aus dem Zwischengelände durch kräftigen Gegenstoß den Feind noch einmal zu werfen. Von Tschungschiana aus stürzen die Pioniere unter Oberleutnant Charriere und ein Zug Matrosenartillerie unter Oberleutnant zur See Crull vor. Tödlich verwundet fällt Charriere. Crull übernimmt die Führung der Pioniere, die, so wie die Österreicher unter Oberleutnant v. Schlick, schwere Verluste erleiden. Noch scheint nicht alles verloren. — Hin und her wogt der Kampf.

Aber zu mächtig ist der Druck, zu überlegen die Zahl der nachstürmenden feindlichen Reserven; mit Infanterie ist er nicht mehr aufzuhalten. Nur noch ein kleiner Munitionsrest ist da, aber er soll wenigstens gut angebracht werden! Noch einmal, zum letzten Male, läßt, vom feindlichen Feuer eingedeckt, Bismarck sein tiefes Brummen hören, in Sterbelauten bellt die Tsingtau-Batterie, und Altisberg und die Feldhaubizen ergießen ein heftiges Schnellfeuer auf den bedrohten Punkt. Es ist umsonst. Gegen 2 Uhr ist Werk III in japanischen Händen.

Um 4.30 Uhr verschärft sich die Krisis in der Mitte.

Während die untere Iltisberg-Batterie ahnungslos ihre letzten Schrapnell's ins Gelände verfeuert, wird die Besatzung plötzlich von der linken Flanke und von hinten beschossen: Einige Leute fallen, der Batteriekommandeur ist außer sich. Wo kommt das Feuer her? Sollten etwa unsere Truppen auf der Paßkuppe und den links gelegenen Höhen sich so im Ziel geirrt haben? Doch nein! Dort unten am Abhang und auf dem Weg zur Batterie wimmelt's ja von kleinen sandfarbenen Gestalten, die mit lautlosen Schritten den Abhang heraufstürmen. Feindliche Infanterie ist's in schier unübersehbarer Menge, und sie führt Gebirgsartillerie und Maschinengewehre mit sich. „Wir sind abgeschnitten, alle Mann sofort in die bombensicheren Räume!“

In eines Augenblicks Länge hat sich die gesamte, nur noch 45 Mann starke Besatzung eingeschlossen, die schweren Eisentüren der oberen und unteren Batterie verrammelt. Und nun geht's an die Verteidigung! 30 Gewehre stehen zur Verfügung. Die nach hinten führenden Luft- und Lichtschächte werden als Schießscharten benutzt. Draußen steht die heulende Masse, schlägt in wilder Wut gegen die Tür und verlangt Einlaß. Als Antwort knattern dreimal soviel Schüsse, wie Löcher vorhanden sind. Mancher Japaner fällt, aber auch von unseren Leuten werden einige durch die Schießscharten verwundet, durch die nun seinerseits der Feind in die Räume hineinfeuert.

„Bitte, ergeben Sie sich!“ Auf einem Zettel steht's geschrieben, den man an Bajonettespize in die Räume hineinhält. Als Antwort erfolgt wieder eine kräftige Gewehrsalve.

Da aber — was ist denn das? Die Iltisbergbesatzung hört erneutes Wutgeheul und wahres Pelotonfeuer, das

unter den Japanern draußen aufräumt. Und immer wieder von neuem schlagen in wildem Schnellfeuer Schüsse unter dem belagernden Feinde ein, die von oben zu kommen scheinen. Doch nein. Dort links von der Paßkluppe wird gefeuert. Wer sind die braven Burschen, die uns aus unserer Not heraushauen?

Batterie Trendel ist's.

Nachdem diese unverwüßliche 9 cm-Batterie ihre Munition verschossen, die Geschütze gesprengt hat, ist sie den anstürmenden Feind auf den Itisbergen gewahr geworden und hat, schnell entschlossen, zu den Gewehren gegriffen.

Auf die Meldung Kapitänleutnant Wittmanns, daß die Japaner mit sehr überlegenen Kräften die Batterie eingeschlossen hätten und zu stürmen Miene machten, hat Oberstleutnant v. Kessinger an die Itisberge und die am meisten bedrohten Infanteriewerke Befehl gegeben: „Werke so lange wie möglich halten, unnötiges Blutvergießen vermeiden.“ Gleichzeitig ist vom Gouvernement, was an Truppen erreichbar, nach dem Itisplatz befohlen, um diesen, solange zugänglich, nach der Stadt hin abzusperren. Von der Stadt sollte der Feind vor der Übergabe unter allen Umständen abgehalten werden, um Plünderungen und Gemetzel zu vermeiden. Das Fort Huitschühuf aber mußte wenigstens Zeit gewinnen, seine Geschütze zu sprengen.

Aus dieser höchst bedenklichen Lage heraus sammeln sich gegen 5 Uhr morgens alle möglichen Truppensplitter an den Zugängen zum Itisplatz. Wenn sie nur noch einige Viertelstunden imstande sind, den immer mehr über die Berge hinwegschäumenden Strom des Feindes aufzuhalten, so ist schon viel gewonnen!

Aber es scheint nicht so, das Loch ist zu groß, und

der Nachstrom in der Mitte wird durch unsere inzwischen schweigsam gewordene Artillerie nicht mehr gehemmt.

So fallen denn bald nach 5.30 Uhr die Infanteriewerke II und IV. Gegen 6 Uhr setzt der Sturm auf Werk I ein, und kurz nach 6 Uhr liegt auch Werk V unter schwerstem Feuer. Das Observatorium meldet, das Werk sei nur noch eine einzige Staubwolke.

Mittlerweile hat auch die äußerst merkwürdige Lage auf den Itisbergen ihre Lösung gefunden. Als alles Fluchen und Toben nichts nützt, setzt der Feind die Bohrmaschine an, um das Werk zu sprengen. Nun ist weiterer Widerstand nutzlos. Kapitänleutnant Wittmann übergibt die Batterie. Mit Gier stürzt sich der Feind, der, draußen 1500 Mann stark, diese höchst bemerkenswerte Belagerung durchgeführt hat, in die Höhlen. „Was, 45 Mann, nicht mehr in dieser großen, so sehr gefürchteten Batterie? Das ist unmöglich!“ Man mustert, zählt, sucht alle Ecken und Winkel ab — und erlebt hier vielleicht die erste große Beschämung und Enttäuschung.

Während der Verhandlungen knallt der kleine Leutnant Trendel, dem sich die Natur des Vorganges entzieht, ruhig weiter auf den wimmelnden Feind, bis sich dieser verzieht. Bald erhält Trendel aber selbst mit seiner Schar von hinten, vom Itisplatz aus, Feuer. Und nun muß er die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes erkennen. In großen Massen hat feindliche Infanterie bereits den Platz besetzt und stürmt auf die Berge.

Es ist inzwischen 6.20 Uhr geworden. Fahles Dämmerlicht beleuchtet das Schlachtfeld. Auf dem Observatorium und der Signalstation weht die weiße Flagge. Die Festung kapituliert.

Da zerschlagen die auf der Paßkuppe ihre Gewehre und stimmen in tiefer Erschütterung „Deutschland, Deutschland über alles“ an. Noch drei kräftige Hurras auf den Kaiser, in die die heranstürmenden Japaner ebenso kräftig einstimmen, und sie werden als Gefangene abgeführt.

Ein Besuch Tsingtaus im Jahre 1924. *)

Unsere Fahrt ging von Taku-Reede nach Tschifu. Hier fanden sich eine Anzahl deutscher Familien und die ganze deutsche Schule (acht Mädchen und ein Knabe) an Bord zum Abendessen ein. An dieses schloß sich echt deutsche Gemütlichkeit; es wurde erzählt, gesungen und getanzt.

Tschifu ist hübsch gelegen, am Fuße von Bergen. Die Stadt selbst aber macht einen primitiven Eindruck. Die Anzahl der Europäer ist nur klein; wieviel, ist mir leider entfallen. Die Deutschen aber halten in alter Treue an ihrer Heimat fest und wünschen sehnsüchtig, daß das Vaterland aus dem Schmutz, in den es gestoßen wurde, durch eine tatkräftige Regierung recht bald wieder emporgezogen werden möchte.

Der nächste Ort, den wir anliefen, war T s i n g t a u, die „Perle des Ostens“, wie man diesen deutschen Kolonialbesitz früher bezeichnete. Neidlos haben alle Kolonialvölker, im besonderen auch England, vor dem Kriege anerkannt, daß innerhalb kurzer Zeit dort so Vorbildliches von den Deutschen geschaffen worden sei, daß keines von ihnen seinesgleichen aufzuweisen hätte, nämlich aus einigen Lehmhütten in ungesunder Gegend

*) Nach G e o r g B u s c h a n, Nach Ostasien. Stettin 1925, Verlag Otto Muhl.

eine moderne, prächtige, hygienisch einwandfreie Stadt. Und auch jetzt noch sprachen die Engländerinnen und der Amerikaner, die mir an Bord bei Tisch gegenüber saßen, sich über die Schönheit und Bornehmheit Tsingtaus sehr anerkennend aus, worauf ich mir nicht verneifen konnte, zu sagen: „that is a german work“. Nach der Eroberung des Gebietes Kiautschou durch die Japaner blieb Tsingtau einige Jahre in deren Besitz. Augenscheinlich hatten die Japaner die Absicht, das ihnen ohne Verdienst und große Opfer in den Schoß gefallene Kleinod für immer ihrer Krone einzuverleiben. Sie entwickelten daher auch eine nicht unbedeutende Bautätigkeit, die Straßen wurden durchweg asphaltiert, und ganze Stadtviertel entstanden. Jedoch fand ihre Herrschaft ein vorzeitiges schnelles Ende, denn das Kiautschou-Gebiet fiel vor knapp einem Jahre wieder an China zurück. Seitdem sind die Chinesen die Herren von Tsingtau. Die Deutschen waren bei ihren Entschädigungsansprüchen an das Deutsche Reich recht schlecht von diesem behandelt worden. Ein angesehenener Ingenieur z. B., dem sein auf eigene Kosten erworbenes Flugzeug von den Japanern weggenommen war, beklagte sich mir gegenüber sehr bitter darüber, daß ihn die deutsche Regierung mit 80 Dollars entschädigt hätte.

Wie schon erwähnt, macht Tsingtau zurzeit immer noch einen sauberen, vornehmen Eindruck; statt der deutschen finden sich indessen überall an den Häusern und in den Anlagen englische oder chinesische Bezeichnungen; nur einem einzigen deutschen Schild begegnete ich auf meinem Rundgange, einer „Schlachtere“. Die Straßennamen sind durchweg chinesisch in englischer Übertragung. Deutsch wird auf Anfrage jedoch viel beantwortet, von den Geschäftsleuten, sowie den Boys in

den Familien — es gibt etwa 150 Deutsche wieder dort — und Gasthäusern. Die Deutschen erfreuen sich noch immer der Achtung der Chinesen, mit denen sie gut auskommen. — Von den Wahrzeichen deutscher Macht und Tatkraft ist eins leider verschwunden, und als Kriegsbeute nach Japan genommen worden: der Diederichs-Stein, ein Denkmal zur Erinnerung an die Besitzergreifung von Tsingtau durch den Admiral Diederichs, mit seiner stolzen Inschrift. So traurig mich diese Tatsache stimmte, desto erfreuter war ich auf der anderen Seite, als mir in der Dunkelheit das lebensgroße Bild des eisernen Kanzlers in Gestalt des Hamburger Roland als buntes Glasfenster am „Internationalen Kasino“ entgegenstrahlte. Das ehemalige deutsche Klubgebäude ist internationalisiert und zu einem Treffpunkt der Europäer gemacht worden. Erfreulicherweise sind in ihm viele Erinnerungen an die deutsche Herrschaft unberührt geblieben. Ich brachte eine gemütliche Stunde in diesen vornehm eingerichteten Räumen zu.

Auch dem Faber-Krankenhaus, ursprünglich einer Schöpfung der Weimarer Mission, die von den Deutschen Tsingtaus weiter unterhalten wird und sich eines ausgezeichneten Rufes erfreut, stattete ich einen Besuch ab, um den an ihm arbeitenden beiden Schwestern des Frauenvereins vom Roten Kreuz über See Briefe und Grüße von dem Hauptverein in Berlin zu überbringen. Es war recht gemütlich in dem netten, warmen Schwesternzimmer, zumal sich draußen bereits eine unangenehme Temperatur bemerkbar machte.

Einen Nachmittag führte mich der Landsmann, an den ich empfohlen war, zu Fuß durch die Stadt, und am andern Morgen in der Frühe zeigte er mir im Fluge im Auto die weiteren Sehenswürdigkeiten und

Zeugnisse einstiger deutscher Herrlichkeit. Wie schon betont, macht Tsingtau einen vornehmen Eindruck; es ist die schönste Stadt Ostasiens, die ich gesehen habe. Man hatte hier eine deutsche Stadt geschaffen, also nicht vom internationalen europäischen Typus, wie die übrigen „Settlements“, sondern vom individuell-deutschen Stil. Die gotische Bauweise der öffentlichen Bauten, die Ziegelverblendung der netten Landhäuser inmitten großer Gärten, die Baumbestände innerhalb der Stadt drücken derselben einen eigenen Stempel auf, den die übrigen Handelsstädte Ostasiens nicht besitzen. Tsingtau war im Begriff, eine doppelte Aufgabe zu erfüllen, die eines deutschen Handelshafens und die einer Gartenstadt sowie eines Badeortes. Und tatsächlich traf sich hier zur Badezeit „toute Chine“. Und jetzt ist Tsingtau eine beinahe tote Stadt. Wenige Schiffe liegen am Kai, die Hafenanlagen sind unbelebt, die Straßen wie ausgestorben, die Geschäftshäuser zumeist leer, die Kaffees und Gasthäuser ohne Besucher. Mein Gastfreund führte mich abends in mehrere Restaurants: nur zwei bis drei Menschen saßen in ihnen. Erst im „Kaffee Tsingtau“ fanden sich später Gäste (Deutsche und Russen) ein, die sich durch Tanzen unterhielten. Das ist das Tsingtau der Gegenwart — eine schweigende Stadt.



Inhaltsübersicht

	Seite
Einleitung	5
Erster Abschnitt. Deutsch-Ostafrika	11
Der erste Wurf	15
Die Gründung von Bukoba	26
Der erste Versuch einer Kilimandscharo-Besteigung	33
Eine Kibo-Besteigung im Jahre 1898	42
Der geheimnisvolle Herrscher von Ruanda	51
Am Hofe des Königs	64
Durch Ruanda	79
Der Krieg in Deutsch-Ostafrika	89
Der Blockadebrecher	96
Die Schlacht von Mahiwa	109
Zweiter Abschnitt: Kamerun	114
Difoa, die Hauptstadt von Bornu	117
Urwaldtage in Kamerun	130
Im Kameruner Bergland (Njua)	139
Im Gebiet der Schlafkrankheit	148
Dritter Abschnitt: Togo	158
Nach Sansanne Mangu (Nordtogo)	160
Lombo	170
Vierter Abschnitt: Deutsch-Südwestafrika	182
Im Kampfe gegen die Herero	185
Mit dem Ochsenwagen von Okombahe nach Omaruru	196
Das Ende	206
Die Heimkehr	217
Fünfter Abschnitt: Neuguinea	230
Eine Fahrt durch den Bismarck-Archipel	232
Der große Vorstoß	240
Der zweite Durchbruchversuch	251
Sechster Abschnitt: Samoa	266
Samoanische Fahrten	268
Das Grab in Manono	278
Siebter Abschnitt: Tsingtau	285
Eine Eisenbahnfahrt von Tsingtau nach Kiautschou	288
Der Sturm	292
Ein Besuch Tsingtaus im Jahre 1924	299

Afrika.

Die Besitzverteilung im Jahre 1914.



Adv. 5043/155/51

10924